

Alfred Heer, Jane Austen, Esther Maurer, Spider-Man, Markus U. Diethelm

# DIE WELTWOCH

Nummer 28 – 13. Juli 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

FRANZ MARTY

Rettet er die Schweiz  
zum zweiten Mal?

VALENTIN VOGT

Klartext ist  
seine Waffe

SOMMER

Bücher für die  
einsame Insel

VERSTEHEN SIE TRUMP?

Urs Gehriger  
trifft Polit-Legende  
Newt Gingrich



## Afrikaner in der Schweiz

Die Fakten

# SUMMER DEAL



JAGUAR F-PACE  
**WINNER**  
WORLD CAR AWARDS  
2017 WORLD CAR OF THE YEAR  
2017 WORLD CAR DESIGN OF THE YEAR

## JETZT SENSATIONELLES 0.9%-LEASING.

Klingt wie ein Sommermärchen, ist aber wahr: Sie profitieren jetzt von einem sensationellen **0.9%-Leasing** bei den JAGUAR Modellen XE, XF und F-PACE. Das Märchen geht aber noch weiter: Zusätzlich erhalten Sie den attraktiven Celebration Bonus für kostenlose Ausstattungsoptionen im Wert von CHF 3'090.- für F-PACE, CHF 7'090.- für XE und CHF 8'090.- für XF. JAGUAR lässt Ihre Träume wahr werden – mit einem Sommermärchen mit Happyend!

Jetzt beim teilnehmenden JAGUAR Partner profitieren.

[jaguar.ch](http://jaguar.ch)

LEASING  
**0.9%**

90 YEARS  
CELEBRATION JAGUAR

CELEBRATION BONUS

**FREE SERVICE**  
4 Jahre/100'000 km

## THE ART OF PERFORMANCE

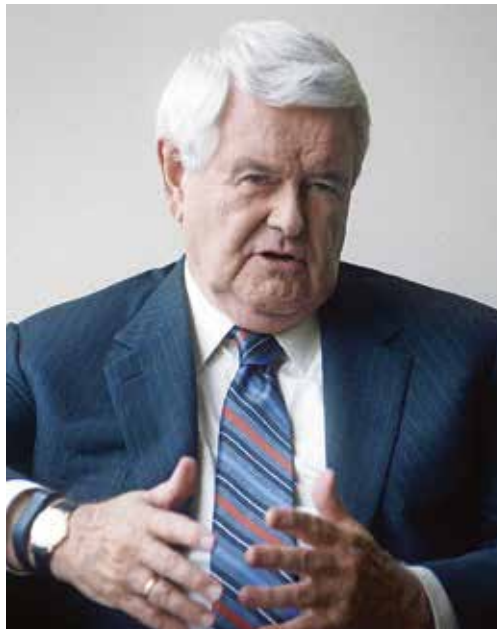
Die Leasing-Aktion läuft vom 1.6.2017 bis auf Widerruf und gilt für alle XE, XF und F-PACE Modelle (Neuwagen) der Marke JAGUAR bei Finanzierung über die Multilease AG. Leasingbeispiele abgebildete Modelle: XE S 3.0 V6, aut., 380 PS (280 kW), Normverbrauch gesamt: 8.1 l/100 km, 194 g CO<sub>2</sub>/km, 41 g CO<sub>2</sub>/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: G, empfohlener regulärer Preis CHF 68'500.-, abzüglich Celebration Bonus CHF 7'090.-, 5% Rabatt CHF 3071.-, empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 58'339.-, Leasingrate CHF 648.-/Mt., Anzahlung 10% CHF 5'834.-, XF S 3.0 V6, aut., 380 PS (280 kW), Normverbrauch gesamt: 8.3 l/100 km, 198 g CO<sub>2</sub>/km, 42 g CO<sub>2</sub>/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: G, empfohlener regulärer Preis CHF 79'200.-, abzüglich Celebration Bonus CHF 8'090.-, 5% Rabatt CHF 3'556.-, empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 67'554.-, Leasingrate CHF 806.-/Mt., Anzahlung 10% CHF 6'755.-, F-PACE S AWD 3.0 V6, aut., 380 PS (280 kW), Normverbrauch gesamt: 8.9 l/100 km, 209 g CO<sub>2</sub>/km, 45 g CO<sub>2</sub>/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: G, empfohlener regulärer Preis CHF 88'900.-, abzüglich Celebration Bonus CHF 3'090.-, 5% Rabatt CHF 4'291.-, empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 81'519.-, Leasingrate CHF 872.-/Mt., Anzahlung 10% CHF 8'152.-. Durchschnitt aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge: 134 g CO<sub>2</sub>/km. Effektiver Jahreszinssatz: 0.9%, Laufzeit: 48 Mte., 10'000 km/Jahr, exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Eine Anzahlung ist nicht obligatorisch (mit entsprechender Anpassung der Leasingraten). Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Free Service: 4 Jahre oder 100'000 km. Es gilt das zuerst Erreichte. Änderungen jederzeit vorbehalten. Celebration Bonus gültig bis auf Widerruf.

Noch vor nicht allzu langer Zeit machten Wirtschaftskapitäne einen Bogen um das Bundeshaus. In den Teppichetagen herrschte die Meinung vor, Politik sei im Zeitalter der Globalisierung zweitrangig geworden. Valentin Vogt gibt Gegensteuer. Der Verwaltungsratspräsident der einstigen Winterthurer Sulzer-Tochter Burckhardt Compression steht mitten im Getümmel. Als Präsident des Schweizerischen Arbeitgeberverbands leitet er das Gremium, das die Abstimmungskampagne gegen die Rentenreform 2020 steuert. René Zeller hat Vogt in dessen Büro im ehemaligen Swissair-Hauptsitz Balsberg getroffen. **Seite 12**

Obwohl Alfred Heer seit zehn Jahren im Nationalrat politisiert, hat man ihn auf nationaler Ebene lange kaum wahrgenommen. In Zürich, wo er die kantonale SVP zwischen 2009 und 2016 präsidierte, ist Heer bekannt als Hardliner, der mit seinen staubtrockenen und bissigen Voten gegen Asyl- und Sozialmissbrauch, aber auch etwa im Skandal um die kantonale Pensionskasse (BVK) nicht nur linke Seelen in Wallung bringt. Lange ging auch Heers Engagement beim Euro-parat, dem er seit 2011 angehört, unter dem Radar durch. Mit der Selbstbestimmungsinitiative tritt der SVP-Politiker als Europakritiker mit Insiderkenntnissen national ins Rampenlicht. Wer ist dieser Mann? Kollege Alex Baur hat sich auf Spurensuche gemacht in Heers Heimat: dem Zürcher Langstrassenviertel. **Seite 28**

Zum zweiten Mal innert einer Woche stattet Donald Trump Europa einen Besuch ab. In Paris wird er mit First Lady Melania als Ehrengast an der Parade des 14. Juli erwartet. Den Medien bietet die Visite Anlass, sich abermals über den US-Präsidenten auszulassen. Die *Weltwoche* hält derweil eisern an ihrer Linie fest, das Phänomen Trump von stets neuer Seite zu untersuchen. Nach Umfragechefs, Wahlkampfhelfern, Biografen und Weggefährten kommt in dieser Ausgabe eine Legende der US-Politik zu Wort: Newt Gingrich, Urgestein der Konservativen und Rädelsführer der republikanischen Revolution in den 1990er Jahren. Trumps Taktik gleiche jener von Kampffliegern, sagt Gingrich im Gespräch mit Urs Gehrig in Arlington, Virginia. **Seite 38**

Leser der Kriminalromane von Jo Nesbø kennen den Osloer Stadtteil Grünerløkka: Das frühere Arbeiterviertel ist heute ein Szenequartier mit Klubs, Cafés und Restaurants. Nesbøs Held Harry Hole treibt sich hier gerne herum; für einen ehemaligen sowjetischen U-Boot-Offizier ist es ein eher ungewöhnlicher Aufenthaltsort. Aber Alexander Nikitin ist auch kein gewöhnlicher Mensch: In den neunziger Jahren zertrte ihn der russische Geheimdienst vor Gericht,



**Trumps Taktik:** Newt Gingrich.

weil er mitgeteilt hatte, wie gemeingefährlich Moskau seine Atom-U-Boote versenkte. Seine heutige Aufgabe ist grösser: Im Auftrag der Umweltstiftung Bellona, die in Grünerløkka ihr Büro hat, soll er Russlands gesamten Atom-müll entsorgen – 500 Millionen Kubikmeter. **Seite 46**

Sommerzeit ist Lesezeit. Welche Bücher soll man in den Koffer packen? Auf den Literatur-Extraseiten präsentiert Rolf Hürzeler acht-zehn Werke, die sich als Ferienlektüre eignen. **Seite 54–65**

Schwarz und weiss: Die Cover-Illustration dieser Ausgabe ist eine Hommage an ein berühmtes Bild des grossartigen amerikanischen Künstlers Art Spiegelman aus dem *New Yorker*.

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch),  
[leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),  
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,  
Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*)  
**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Larissa Weber (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antonovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Rita Kempter,  
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



# WELTWEIT PÜNKTLICH



Die PTT führt den Vorsitz des Verwaltungsrats des Weltpostvereins



[www.ptt.gov.tr](http://www.ptt.gov.tr)

[/pttcorporate](https://twitter.com/pttcorporate)

[/PTTKurumsal](https://twitter.com/PTTKurumsal)

[/Ptt.Kurumsal](https://facebook.com/Ptt.Kurumsal)

[/pttkurumsal](https://instagram.com/pttkurumsal)

# Höllennritt

**Terror in Hamburg;  
Sippenhaftung gegen Escher;  
Deal unter Genossinnen.**

Von Roger Köppel

Es ist schon allerhand, wie sich deutsche Politiker im Stil von Talk-Show-Sprechern über die Gewaltexzesse von Hamburg beugen. Da wird schwadroniert und gemutmasst, verurteilt und angeprangert. Alle reden sich wortreich aus der Affäre, und das Entscheidende sagt niemand: Der deutsche Staat hat massiv versagt. Es gelang ihm nicht, die Bürger Hamburgs vor einer nicht nur absehbaren, sondern angekündigten Gewaltorgie zu schützen. Sicherheit ist die zentrale Staatsaufgabe. Verantwortlich für die Sicherheit ist die Regierung. Verantwortlich für die Regierung ist Regierungschefin Angela Merkel. Sie müsste zurücktreten.

Was heisst Verantwortung? Verantwortung heisst, dass der Verantwortliche am Ende geradestehen muss, wenn in seinem Verantwortungsbereich ein Fehler passiert. Die Medien und die Politiker schiessen sich jetzt auf den Hamburger Bürgermeister Olaf Scholz ein. Zu Unrecht. Man kann nicht einen Lokalpolitiker für schuldig erklären, wenn es um die Sicherheit bei einem staatlichen Mega-Anlass geht, an dem die Regierungschefs der weltgrössten Industrienationen teilnehmen. Merkel wollte diesen Gipfel in Hamburg unbedingt. Sie trägt die Verantwortung. Verantwortung ist unteilbar. Merkel müsste gehen.

Die Krawalle waren kein Naturereignis. Die Demonstration «Welcome to Hell» war ein Höllennritt mit Ansage. Die Demonstranten machten kein Geheimnis aus ihren Zielen, und die Behörden sahen keinen Grund, die Hassparade zu verbieten. Ist das noch Dummheit oder schon kriminell? Natürlich wären sie in der Lage gewesen, die Gewalt zu verhindern. Rechtsextreme und Neonazis können keinen Bastelkurs veranstalten, ohne dass der deutsche Staat mit aller Härte einschreitet. Bei den Linken sind auch die Medien um Welten einfühlsamer.

Es ist ein Hohn: Die Sicherheit der teilnehmenden Politiker war jederzeit gewährleistet. An die Sicherheit der Bürger dachte offensichtlich niemand. Es dauerte Stunden, bis die Polizei die marodierenden und brandschatzenden Horden stoppte. Die Polizisten kamen erst dann, als sie am Gipfel der Politiker nicht mehr gebraucht wurden. Die verwüsteten Strassen sind nicht nur ein Bild linker Zerstörungswut. Sie sind auch ein Symbolbild dafür, dass die heutige Politik zuerst für sich schaut. Gipfel-Egozentrik.

Das Magazin des Tages-Anzeigers ist wieder, wie in ganz alten Zeiten, zu einem Sprachrohr des linken Moralismus und der heuchlerischen Empörung geworden. Letzte Woche brachte das Blatt eine Geschichte, deren Ziel es war, den Schweizer Industriepionier Alfred Escher (1819–1882) in den Dreck zu ziehen. Die Autoren warteten mit angeblichen Belegen auf, wonach Eschers Vermögen in Teilen auf Sklavenarbeit beruht haben soll. Nicht Escher selber, aber sein Vater habe in Übersee von Sklaven profitiert. Der



Moral von heute: Industriepionier Escher.

Sohn sei dann als Erbe Nutzniesser dieser Teufelei geworden: Sippenhaftung.

Ob die Vorwürfe zutreffen, weiss ich nicht. Der angesehene Escher-Biograf Joseph Jung jedenfalls widerspricht. Meine grundsätzliche Haltung ist: Natürlich ist es legitim, die Familien berühmter Leute zu erforschen. Es sollte dann allerdings auch stimmen. Zudem braucht es faire Massstäbe. Wer mit der Moral von heute die Welt von gestern durchleuchtet, will nicht forschen, sondern erpressen. Meist stecken finanzielle und politische Interessen dahinter.

So auch hier: Linke Zürcher Politiker planen bereits einen Vorstoss, berichtet der Tages-Anzeiger interessanterweise schon am gleichen Tag, als er den Escher-Text bringt, der doch den

Vorstoss überhaupt erst auslösen soll. Die mit der Redaktion verbandelten Linkslokalpolitiker fordern – was wohl? – eine Historikerkommission, die dann das Gleiche herausfinden darf, was der Artikel bereits herausgefunden haben will. Die Motive sind durchsichtig: Man möchte sich profilieren und zugewandten Historikern einen hübschen Staatsauftrag verschaffen. Am Ende geht es um Bereicherung.

Lustig ist: Mitautor der Escher-Schelte ist ausgerechnet Res Strehle. Richtig, das ist der frühere *Tagi*-Chefredaktor, der bis weit ins Erwachsenenalter Kontakte und Sympathien für linke Terroristen, Pardon: linke Freiheitskämpfer, pflegte. In seiner WG am Zürichberg gewährte er ihnen sogar Unterschlupf. Bis heute freilich schweigt Vergangenheitsbewältiger Strehle über seine eigene Vergangenheit wie ein Grab. Was ihn freilich nicht daran hindert, mit der Moralkeule in den Gräbern anderer zu wühlen. Selbstgerechtigkeit ist auch die Kunst, zielsicher das eigene Gewissen wie eine Taschenlampe an- und auszuknippen.

Simonetta Sommaruga setzt auf frühere Lehrer, wenn es gilt, den Migrationsbereich zu managen. So betraute sie den Ex-Lehrer und persönlichen Mitarbeiter Vincenzo Mascioli mit dem Amt des Vizedirektors im Staatssekretariat für Migration. Jetzt wird die Ex-Lehrerin Esther Maurer ebenfalls Vizedirektorin im Staatssekretariat für Migration. Und zwar im zarten Alter von sechzig Jahren. Mit etwa einer Viertelmillion Jahresgehalt plus der üppigen Rente als ehemalige Zürcher Stadträtin ist der Bundesdienst der Sozialdemokratin allerdings erheblich besser bezahlt als eine pädagogische Tätigkeit. Und die sieben Wochen Ferien sowie die schöne Zusatzrente, die sie in ihrem neuen Job erwarten darf, sind ebenfalls nicht zu verachten. Was die heutige Hilfswerklerin (Solidar Suisse) fürs Asylwesen qualifiziert, weiss niemand so genau. Als Zürcher Polizei- und Sicherheitsverantwortliche war Esther Maurer heillos überfordert. Und ihr sauertöpfischer Führungs- und Kommunikationsstil verdiente die Note «ungenügend».

Benachteiligte des lukrativen Deals zwischen den Genossinnen Sommaruga und Maurer sind jetzt die Schweizer Bürgerinnen und Bürger. Denn sie können nicht hoffen, dass die neue Bereichsleiterin das Asylwesen gemäss unseren Gesetzen verwaltet. Sondern gemäss ihrem linken Weltbild, das Solidar Suisse unter Esther Maurers Führung so definiert: «In vielerlei Hinsicht sind MigrantInnen das Bindeglied zwischen reichen und armen Ländern und sorgen für kulturellen Austausch und wirtschaftlichen Ausgleich durch Handel und finanzielle Rücküberweisungen in ihre Herkunftsländer.» Die Kosten dieses asylopolitischen Geldtransfers tragen vorerst Bund und Kantone. Nach fünf Jahren sind es die Steuerzahler in den Gemeinden. Doch in fünf Jahren genießt Esther Maurer bereits ihren Ruhestand plus fetter Pension.

## Wir machen Ihren Venen Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete  
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie  
und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



PYRAMIDE  
KLINIK AM SEE



**Populär:** Leichtathletin Kambundji. Seite 20



**Sommerlektüre:** Literatur-Spezial. Ab Seite 54



**«So gesehen, führe ich immer Wahlkampf.»**

**SVP-Politiker Heer:** Seite 28

## Titelgeschichte

- 16 **Schweiz**  
Die Schwarzen kommen
- 18 **Afrika**  
Oase des Glücks
- 20 **Integration**  
Sie sind da
- 21 **Kulturen**  
«Rassismus wird hier verharmlost»

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial** Höllenritt
- 9 **Kommentar** Staatsversagen
- 9 **Im Auge** Ion Tiriac
- 10 **Personenkontrolle**
- 11 **Nachruf** Peter Härtling
- 14 **Mörgeli** Spaltpilzsuche beim Freisinn
- 14 **Bodenmann** Schöni Zeiten
- 15 **Medien** Frau Holle und der Rätoromane
- 15 **Die Deutschen** Die guten Linken
- 23 **Kommentar**  
Unbewältigte Vergangenheit

## Interview

- 38 **Newt Gingrich über Donald Trump**  
«Immer voll auf Angriff»

## Inland

- 26 **Sozialhilfe**  
«Er lacht über die Schweizer Gesetze»
- 27 **Berner Reitschule** Krieg spielen
- 28 **Alfred Heer**  
Vorschlaghammer und Skalpell
- 30 **Esther Maurer**  
Weiche Knie

- 31 **Unfälle, Katastrophen etc.**  
Bekenntnisse eines Gaffers
- 32 **Alles ist CVP**  
Streit um fairen Milchpreis
- 33 **Der Kampf wird härter**  
SRF gegen 3+
- 33 **Islam** Wegschauen
- 35 **Hauptsache, krass**  
Neuer Streaming-Dienst

## Ausland

- 43 **Türkei**  
Unsere Demokratie siegte
- 44 **G-20**  
Gewalttäter und Fabulisten
- 45 **Brief aus Hamburg**  
Von Matthias Matussek
- 45 **Terror** Mossul und danach
- 46 **Russlands Atommüllmann**  
Alexander Nikitin

## Wirtschaft

- 24 **Franz Mary** Rettet er die Schweiz zum zweiten Mal?
- 34 **Die Einmann-Armee der Banken**  
UBS-Chefjurist Markus U. Diethelm
- 72 **MvH trifft** Krip Rojanastien

## Literatur-Spezial

- 54 **Aufstieg des Christentums**
- 56 **«Gegenkultur der Upperclass»:**  
Gespräch mit Peter Brown
- 57 **Schweizer Klassiker:** Peter Bichsel
- 58 **Jane Austen**
- 59 **Giuseppe Gracia**
- 60 **Thomas Bernhard**


- 61 **Kaspar Villiger**
- 62 **Lektüre für Sommerabende**
- 64 **David Grann**
- 65 **Rote Linien**

## Kultur & Gesellschaft

- 36 **Berufe** Der Drogenboss war ein Sandwichkind
- 48 **Bekenntnisse**  
Warum ich mich schlagen liess
- 51 **Alkohol** Der Klügere kippt nach
- 66 **Buch** «Mal eben kurz die Welt retten»
- 73 **Handwerk** Mein Tag als Uhrmacher

## Rubriken

- 12 **Kopf der Woche** Valentin Vogt
- 22 **Wochenschau** Kim knuddelt
- 52 **Ikone der Woche** Spider-Man
- 54 **Die Bibel** Einspruch erheben!
- 66 **Kino** Die Hölle der Zivilisten
- 67 **Jazz** Die junge Garde
- 68 **Thiel** Machtmensch
- 68 **Namen** Lange Nächte
- 68 **Fast verliebt** Rein-raus-Spiel
- 69 **Unten durch** Eiswürfel
- 70 **Wein** Grosser Cabernet
- 71 **Auto** Der rasende Gentleman
- 74 **Darf man das? / Leserbriefe**



ROSTWASSER IM  
LAVABO?  
MIT ANROSAN ERNEUERN  
WIR WASSERLEITUNGEN  
VON INNEN.  
OHNE EPOXIDHARZ NUR  
MIT ZEMENT.

EINZIGES VON DEN WASSER-  
WERKEN EMPFOHLENES SYSTEM

Sind Ihre Trinkwasserleitungen älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass die Rohre rostig sind oder der Wasserdruck nachlässt. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Unser ANROSAN macht Ihre Trinkwasserleitungen von innen wieder wie neu. Anorganisch und ohne den Einsatz von Epoxidharz. Bevor wir aber nachhaltig sanieren, prüfen wir Ihre Anlage eingehend. Was uns auszeichnet ist unsere Erfahrung und die Qualität unserer Arbeit. Denn unser Familienunternehmen bietet seit 1985 Problemlösungen rund um wasserführende Leitungen im Gebäude an. Wir sind die Erfinder der Rohrrinnensanierung im Gebäude.

**Vereinbaren Sie jetzt eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:  
[www.naef-group.com](http://www.naef-group.com) oder gratis unter 0800 48 00 48.**

**Naef**  
GROUP

# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-EFH  
in 8127 **Forch-Küsnacht**  
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



5 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
in 8309 **Birchwil**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
in 8414 **Buch am Irchel**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.art-one.ch](http://www.art-one.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
in 8332 **Rumlikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
in 8306 **Brüttisellen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lindenbuck.ch](http://www.lindenbuck.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8135 **Langnau am Albis**  
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34  
[www.belleterrasses.ch](http://www.belleterrasses.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
in 8184 **Bachenbülach**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
in 8127 **Forch-Maur**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8603 **Schwerzenbach**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
[www.3cosyhomes.ch](http://www.3cosyhomes.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
in 8302 **Kloten**  
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



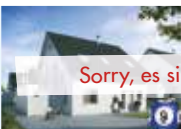
4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8143 **Stallikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8102 **Oberengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8706 **Meilen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.haltenstrasse.ch](http://www.haltenstrasse.ch)



Sorry, es sind leider alle 14 Häuser verkauft !  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
[www.terraverde-zweidlen.ch](http://www.terraverde-zweidlen.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8181 **Höri**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.lilie-hoeri.ch](http://www.lilie-hoeri.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8476 **Unterstammheim**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8493 **Saland**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8453 **Alten b. Andelfingen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.vecciacasa.ch](http://www.vecciacasa.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:

[LerchPartner.ch/angebote](http://LerchPartner.ch/angebote)



**MINERGIE®**  
Member



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
7. - 10. Sept. 2017, Messe Zürich, Halle 6



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich



# Diskriminierungsmärchen

Von Beat Gygi — Der Bundesrat will die Lohngleichheit in Firmen staatlich beaufsichtigen. Er muss sich mit seinen Vorschriften aber beeilen, sonst sind die Differenzen bald von selbst verschwunden.



«Marktversagen»: Simonetta Sommaruga.

Der Bundesrat will das Gleichstellungsgesetz verschärfen, um die Lohngleichheit Mann-Frau herbeizuführen. SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga hat einen Gesetzesentwurf vorgestellt, der zu einer staatlichen Aufsicht über die Löhne in mittleren und grösseren Firmen führen soll. Im Zentrum steht die Vorschrift, jedes Unternehmen mit fünfzig oder mehr Mitarbeitern müsse alle vier Jahre eine betriebsinterne Lohnvergleichsanalyse durchführen und gewisse Befunde der Belegschaft und den Aktionären melden, eventuell auch staatlichen Gleichstellungsbüros. Der Bundesrat und öffentliche Gleichstellungsbüros finden, es sei höchste Zeit für solche Vorschriften, denn 36 Jahre nach der Verankerung der Lohngleichheit in der Verfassung gebe es immer noch viel zu grosse Unterschiede zwischen Männer- und Frauenlöhnen für gleiche Arbeit. Ja, es ist so, der Bundesrat muss sich mit seiner Lohnaufsicht beeilen, sonst sind die Differenzen nämlich bald verschwunden und lassen sich nicht mehr politisch und bürokratisch bewirtschaften.

Die Bundesverwaltung verweist jeweils auf die Lohnstrukturhebungen der Bundesstatistiker, die zeigen, dass die Männer im Durchschnitt 18 bis 19 Prozent mehr Lohn erhalten als die Frauen und dass zwei Fünftel dieses Unterschieds nicht durch objektiv feststell-

bare Eigenschaften oder Umstände erklärbar seien, also etwa 8 Prozent. Sofort werden dann diese Differenzen ziemlich pauschal zur Lohn-diskriminierung erklärt, und da Diskriminierung nach Geschlecht verboten ist, muss sie bekämpft werden. Die regulierende Verwaltung und die Gleichstellungsbüros haben Interesse daran, dass der unerklärbare Teil der Lohndifferenz möglichst hoch erscheint, da das Organisieren des Kampfs gegen Diskriminierung einen wichtigen Teil ihrer Geschäftsgrundlage ausmacht.

Mit dem nun vorgeschlagenen Obligatorium zur Lohnvergleichsanalyse weckt der Bund unterschwellig auch in der Wirtschaft Hoffnungen auf neue Geschäftsgelegenheiten, etwa bei Revisionsunternehmen oder «anerkannten Lohnvergleichsexpertinnen und Lohnvergleichsexperten», die in den Firmen deren Lohnvergleichsanalyse überprüfen und einen Bericht dazu verfassen sollen. Zudem hat sich die Verwaltung vom Beratungsbüro Infrac eine sogenannte Regulierungsfolgenabschätzung erstellen lassen, in der steht, dass das neue Gesetz mehr bringe als koste und dass staatliches Handeln im Fall der Lohn-diskriminierung nötig sei, weil es da um ein Marktversagen gehe. Der Begriff «Marktversagen» kommt in der Studie neun Mal vor, der Begriff «Staatsversagen» nie.

## Bröcklige Argumente

Aber die Arbeitsmärkte funktionieren. In den Lohnstrukturhebungen fallen die Lohndifferenzen pro Jahr etwa um einen Prozentpunkt, die Frauen holen auf, ihre Löhne steigen seit den achtziger Jahren deutlich schneller als die der Männer. Wenn man zudem die Lohnunterschiede genauer anschaut, als die Bundesexperten es tun, wird die Argumentationsgrundlage für staatliche Lohnüberwacher erst recht bröcklig. Untersuchungen zeigen, dass unerklärbare Lohndifferenzen umso kleiner werden, je mehr Eigenschaften und Umstände berücksichtigt werden, etwa Berufserfahrung, Alter, Branche, Funktionen, spezielle Ausbildung und Fähigkeiten, Familienverhältnisse, anderweitige Verpflichtungen, Weiterbildung, Erwerbsunterbrüche und anderes. Und wenn man es genau überlegt: Männer grundsätzlich deutlich besser zu bezahlen als Frauen, kann kein stabiler Zustand sein. Firmen hätten ja dann den Anreiz, mehr Frauen einzustellen, und mit der Nachfrage würden auch die Löhne steigen.

# Matchball



Ion Tiriac, reichster Rumäne.

Mit dem Bobele, sagt ein Becker-Biograf, sei es nach der Trennung von seinem Trainer-Manager Ion Tiriac nur noch abwärtsgegangen. Das ist schon eine ganze Weile her, 1993 entliess der 26-jährige Boris-Bum-Bum leichtfertig den grimmigen rumänischen Schnauzbart, der während elf Jahren seine Wunderkindheit gelenkt und vermarktet hatte. Mit Ion Tiriac ging es seither nur noch bergauf. Das Vermögen des reichsten Rumänen wird von *Forbes* auf zwei Milliarden Dollar geschätzt. Nach dem Sturz des Despoten Ceausescu war der Tennisweltmann (selber mal die Nummer acht des Rankings) mit einem Masterplan zu seinen Wurzeln zurückgekehrt. Er baute die erste Privatbank Rumäniens auf, die erste Versicherung, Supermärkte, Autohäuser, eine Fluglinie, TV- und Radiostationen, Immobilienfirmen, er war Türöffner für Investoren – und nicht als postkommunistischer Oligarch, sondern als Unternehmer, der sein Land aus dem Nichts neu erfand.

Tiriac ist elf, als sein Vater stirbt. Im Krieg versteckt seine Familie in Kronstadt (heute Bra-sow) in den Karpaten Juden vor den Deutschen und, als die Rote Armee einmarschiert, deutsche Deserteure vor den Russen. Er spielt Eishockey, mit sechzehn schon im Nationalteam, für 2,5 Dollar pro Tag; so kann er sich einen Tennisschläger leisten. Aus jeder Chance ergibt sich die nächste. Wunderkindsköpfe können das schwer erkennen. Vor Boris Becker war schon das Teenie-Idol Björn Borg bankrott. Aber auch Ion Tiriac, heute 78, verrät eine masslose Schwäche im Geldausgeben. Autofahren lernte er mit einem klapprigen Skoda. Mit dreissig reichte es für den ersten Ford Mustang, mit Beckers Prozentsen für einen Ferrari. Als grösster Autohändler Rumäniens leistet er sich heute eine Flotte von 400 Oldtimern und beschäftigt ein Dutzend Restauratoren. Er besitzt als einziger Sammler sämtliche Rolls-Royce-Modelle. Und weil er in der Garage seiner Villa nur Platz für zwanzig Karossen hat, müssen ihm die Mechaniker jeden Morgen sein akutes Lieblingsmodell aus den Parkhallen holen. *Peter Hartmann*

## Personenkontrolle

**Maurer, Gasser, Minder, Kohler, Sommaruga, della Valle, Wohlhauser, Flury, Schneider-Ammann, Ogi, Clinton, Russi, Fürst Albert, Leuthard, Annan, Steinegger, Blocher, Pfister, Leutenegger, Mauch, Riklin, Hälg, Fiala, Jarren**

Ueli Maurer (SVP), erster Bundesrat, der bei einem G20-Treffen mit den Grossen an einem Tisch sitzen durfte, hat es nach diesem Anlass die Sprache verschlagen. Der Finanzminister und sein Staatssekretär **Jörg Gasser** waren zum Abendessen mit den Finanzministern der grössten Wirtschaftsnationen in Hamburg geladen. Da fühlt sich selbst ein SVP-Bundesrat geschmeichelt. Im Vorfeld jubelte Maurers Stab jedenfalls diesen Auftritt als grosse Chance für das diplomatische Networking hoch. Stolz betonte Informationschef **Peter Minder** gegenüber dem *Blick*, wie wichtig direkte Beziehungen mit den Amtskollegen seien. Gerne hätte man nun wenigstens erfahren, mit wem Maurer in Hamburg das Networking pflegte. Doch man sucht vergeblich nach einer Pressemitteilung zur Bilanz der Reise. Im Finanzdepartement heisst es, man habe auf eine Mitteilung verzichtet, weil es nichts zu berichten gebe. Die Visite sei eine reine Repräsentationsaufgabe gewesen. (*hmo*)

**Georg Kohler**, Weichspüler, hat ein ambivalentes Verhältnis zu Gewalt. Als noch beissender Rauch die G-20-Metropole Hamburg verhüllte, redete sich der emeritierte Zürcher Professor für politische Philosophie ins Feuer. Von der «Tageschau» des Schweizer Fernsehens befragt, ob der Schauplatz für den Gipfel klug gewählt gewesen sei, meinte Kohler: «Im Untergrund brodelt es sowieso, zwischenhinein muss so etwas passieren.» Zwischen Bildern von brennenden Barrikaden und Wasserwerfern hörte man den Professor schwadronieren: «Gesellschaften wie unsere brauchen die Erfahrung, dass plötzlich etwas aufflammen kann.» Natürlich müsse man das Gewaltmonopol des Staats schützen. Aber, so Kohler, wenn der Staat die Gesellschaft in eine brave Herde von Schafen verwandeln wolle, «dann haben wir den Teufel mit dem Beelzebub ausgetrieben». Wir fragen: Von welchem Teufel ist der professorale Krawallverniedlicher geritten worden? (*rz*)

**Simonetta Sommaruga** (SP), Religionskriegerin, zieht mit stumpfen Speeren ins Gefecht. Das Bundesamt für Polizei (Fedpol) der Justizministerin ist mehr mit sich selber beschäftigt als mit



*Mit den Grossen an einem Tisch:* Bundesrat Maurer.



«Zu elitär»: alt Bundesrat Ogi.

islamischen Fundamentalisten. Seit **Nicoletta della Valle** das Amt leitet, jagt eine Reorganisation die andere, besonders bei der Bundeskriminalpolizei (BKP). Fast zwei Jahre sind seit dem Abgang des früheren BKP-Chefs **René Wohlhauser** vergangen, aber ein Nachfolger ist nicht in Sicht. Das Amt wird derzeit interimistisch von **Hans-Rudolf Flury** geleitet, der auch eine Reorganisation führen muss. Sobald diese abgeschlossen sei, werde die Stelle des Chefs der BKP besetzt. Dies werde im Verlauf des Jahres 2018 der Fall sein, sagt eine Fedpol-Sprecherin auf Anfrage. Drei Jahre für die Reorganisation und die Besetzung des Chefpostens – so ernst ist es Sommaruga mit der Terroristenjagd wohl doch nicht. (*hmo*)

**Johann Schneider-Ammann** (FDP), Digitalminister, ist in die politische Defensive geraten. Über Radio verkündete der Wirtschaftsminister unlängst, er wolle 150 Millionen Franken investieren. In seinem Antrag an den Bundesrat ver-



«Endorsement»-Kultur: CVP-Präsident Pfister.

langte er dann bloss 80 Millionen zur Förderung der digitalen Grundbildung in der Schweiz – und blitzte damit erst noch ab. Der Bundesrat stimmte zwar dem Aktionsplan zu, bewilligte jedoch das Geld dafür nicht. Besonders Finanzminister Ueli Maurer (SVP) kritisierte, aus dem Plan gehe nicht genau hervor, was Schneider-Ammann konkret mit dem Geld anstellen wolle. Der Wirtschaftsminister war dermassen beleidigt, dass die beiden Magistraten während des Schulreisls der Landesregierung im Aargau für eine Aussprache kurz austreten mussten. (*hmo*)

**Adolf Ogi**, Sympathieträger von Weltrang, feiert am 18. Juli seinen 75. Geburtstag. Wir stellen uns in die Reihe der Gratulanten – die so lang ist, dass es einem schwindlig werden könnte. Im neusten Buch über den populärsten Kandersteger Primarschüler aller Zeiten verneigen sich: **Bill Clinton, Bernhard Russi, Fürst Albert von Monaco, Doris Leuthard, Kofi Annan, Franz Steinegger, Christoph Blocher** und 68 weitere



*Aussprache:* Bundesrat Schneider-Ammann.



*Reorganisation:* Fedpol-Direktorin della Valle.

Promis (total 75). Und obschon bereits alles geschrieben worden ist über den eierkochenden Sportminister, der einst vor dem Portal des Lötschbergtunnels ein Rottännchen malträtierte, erfahren wir endlich, weshalb unser aller Döfl nicht beim Freisinn landete. Diese Partei sei ihm «ein bisschen zu elitär gewesen». Überdies bekennt der gewesene SVP-Bundesrat: «Ich hätte meine Schwiegereltern enttäuscht, die SVP/BGB-Leute waren und einen Bauernhof und ein Restaurant führten.» (rz)

**Gerhard Pfister**, Zünglein an der Waage, lebt zwar weder in Zürich noch in den USA. Das – hindert den CVP-Präsidenten jedoch nicht daran, ein Stück amerikanische «Endorsement»-Kultur in die Schweiz zu tragen: quer über politische und geografische Grenzen hinweg Kandidaten zur Wahl zu empfehlen. Im aufziehenden Wahlkampf um das Amt des Zürcher «Stapi» ergriff Pfister auf Twitter Partei für **Filippo Leutenegger** (FDP) und damit gegen

## Nachruf



*Zweite Identität:* Schriftsteller Härtling.

**Peter Härtling** (1933–2017) – Dass Literatur Therapie sein kann, wird inzwischen oft als Überschwang der 68er in Frage gestellt. Peter Härtlings Leben und Werk sind der Gegenbeweis: Kaum einem ist es wie ihm gelungen, sich schwerelos aus dem Jammertal der beschädigten Kindheit zu katapultieren und die unsäglichen Katastrophen, den Schmerz, das Leid in literarische Glückserfahrungen zu verwandeln. Härtling erlebte die Schrecken des Zweiten Weltkriegs mit unglaublicher Härte. 1933 in Chemnitz geboren, flüchtete die Familie zuerst ins mährische Olmütz, später, aus Angst vor der Roten Armee, über Österreich ins schwäbische Nürtingen. Der

Vater, ein Rechtsanwalt, war in russische Kriegsgefangenschaft geraten und starb dort 1945. Die vergewaltigte Mutter brachte sich ein Jahr nach dem Krieg um. Härtling war da 13 Jahre alt.

Den Sturz ins Bodenlose stoppte Härtling mit einem literarischen Verfahren, das er ein Leben lang bis zum Exzess durchspielte: Er dachte sich in Künstlerbiografien hinein. Er eignete sich die Leben berühmter Schriftsteller und Musiker an und erweiterte sie um eigene Fantasien und Träume. Damit generierte er Literatur von spezieller Authentizität – auf dem Grat zwischen Fakten und Imagination: Hölderlin, E.T.A. Hoffmann, Waiblinger, Lenau, Fanny Mendelssohn, Schubert, Schumann, Verdi, aber auch Robert Walser erhielten durch seine Hand eine zweite Identität. Initiiert wurde dieses Verfahren durch literarische Denkmäler, die er Vater und Mutter setzte: «Eine Frau» (1974) und «Nachgetragene Liebe» (1980). Als Chefelektor und von 1968 bis 1973 als Mitglied der Geschäftsleitung des S. Fischer Verlags leistete er literarische Pionierarbeit: indem er etwa Arno Schmidts «Zettel's Traum» wieder zugänglich machte, ein tausend Franken teures Monument – eine verlegerische Meisterleistung.

Härtling wusste um die Verwundbarkeit der Kindheit, und so arbeitete er auch auf diesem Feld zäh daran, die eigene Leidenerfahrung in Glück für andere zu verwandeln. Er schrieb zahllose Kinder- und Jugendbücher, die für viele Kinder zu verlässlichen Begleitern über das dünne Eis des Lebens wurden. *Pia Reinacher*

**Corine Mauch** (SP): «Filippo for President», jubilierte der CVP-Präsident. Zürich habe «Besseres verdient als die blosse linke Verteilung des Reichtums, der durch Bürgerliche geschaffen wird». Böse Zungen hingegen behaupten, Pfister sei einem drohenden Mauch-«Endorsement» seitens seiner Zürcher Ratskollegin **Kathy Riklin**, die bekanntlich an der Schipfe in einer städtischen Wohnung residiert, zuvorgekommen. (fsc)

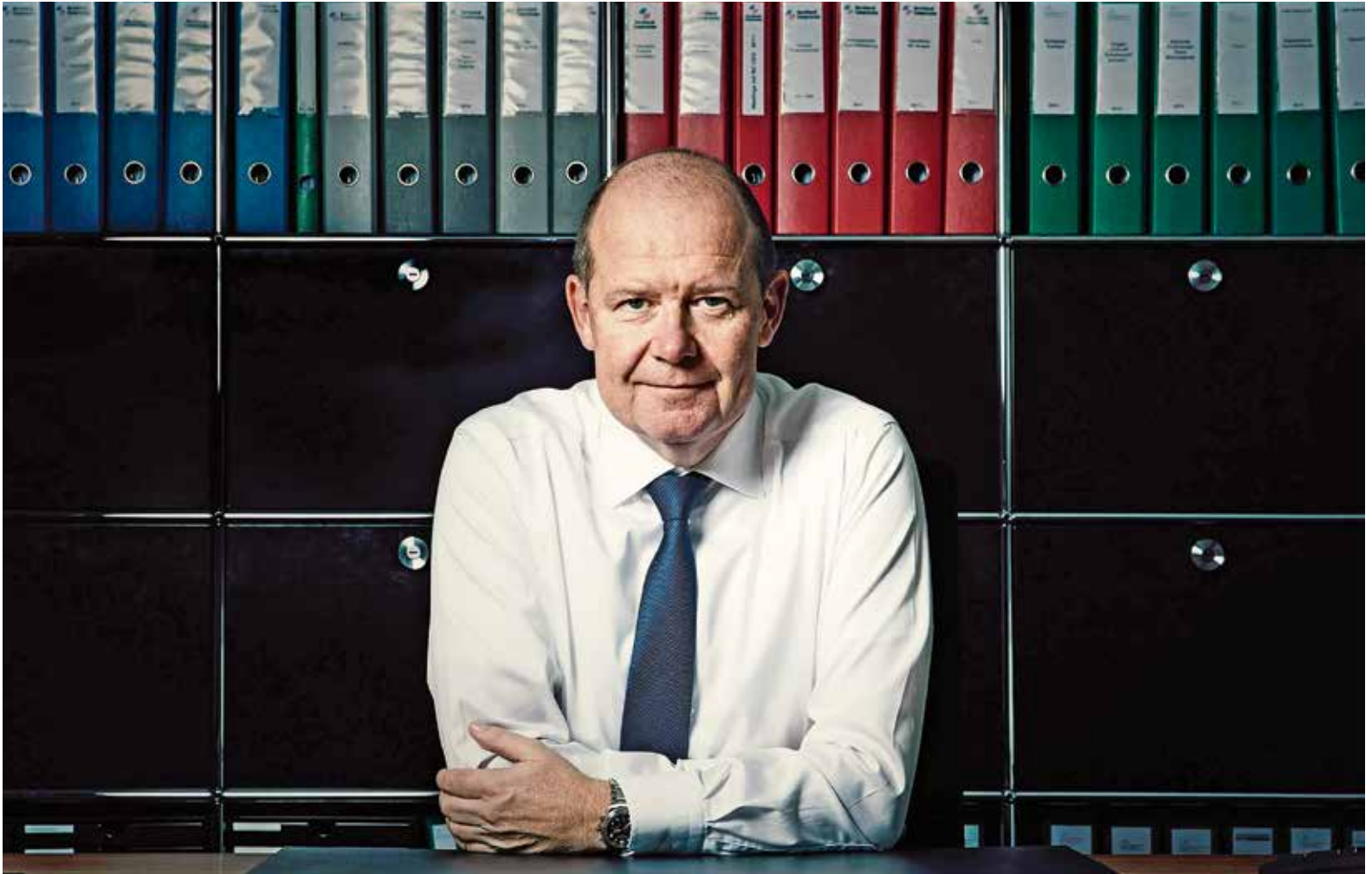
**Paul Hälg**, Sika-Verwaltungsratspräsident, hatte am «2. Internationalen Liberalen Symposium» Anfang Juli in Zürich eine erstklassige Gelegenheit, die Position der Sika-Spitze der Politik und der FDP-Parteispitze nahezubringen. Motto der von **Doris Fiala** initiierten und von der NZZ unterstützten Tagung war «Freihandel, Digitalisierung, Populismus». Hälg sprach als prominenter Referent von der hundertjährigen Tradition von Sika. Aufgebaut wurde diese Tradition allerdings durch die

Eigentümerfamilien, deren Nachkommen Hälg und die Sika-Spitze heute das Recht absprechen wollen, über ihr Eigentum zu verfügen – der Streit ist vor Gericht hängig. (gy)

**Otfried Jarren**, Visionär, war bislang vor allem als Publizistikprofessor und wortreicher Verteidiger der SRG bekannt. Die von Jarren präsidierte Eidgenössische Medienkommission (Emek) ergeht sich bei jeder Gelegenheit in Elogen auf den steuerfinanzierten Service public. Das byzantinische, politisch durchgesetzte Gremiensystem der SRG möchte Jarren nun möglichst auch auf die private Medienbranche ausdehnen. Der NZZ verriet er seinen Schlachtplan dafür: Eine neue digitale Plattform für staatliche und private Anbieter namens «Medien Schweiz» soll die «Bereitstellung demokratie- und gesellschaftsrelevanter Angebote» sicherstellen. Man ahnt es: Das Ganze soll über Steuern, beschönigend als «Haushaltsabgabe» bezeichnet, finanziert werden. (fsc)

# Klartext ist seine Waffe

Von René Zeller — Valentin Vogt steht als Steuermann der Rentenreform-Gegner in einem stürmischen Abstimmungskampf. Dass der Präsident des Arbeitgeberverbands mit offenem Visier kämpft, müssen auch bürgerliche Mitstreiter erdulden.



Spitzige Pfeile im Köcher: Valentin Vogt.

«Paul Rechsteiner konnte seinen Plan bisher durchsetzen, das muss man anerkennen.» Mit diesen Worten bilanziert Valentin Vogt das parlamentarische Seilziehen um die Rentenreform 2020. Doch SP-Ständerat Rechsteiner, der seit einer gefühlten Ewigkeit den Gewerkschaftsbund präsidiert, ist noch nicht am Ziel. Im September macht der Souverän an der Urne Kasenssturz. Der bald 57-jährige Valentin Vogt, Präsident des Arbeitgeberverbands, will gegen den Ausbau der AHV trommeln, gegen die seiner Meinung nach fehlgeleitete Reform, die Junge zur Kasse bittet, die heutigen Rentner benachteiligt und die Renten langfristig nicht sichert. An Rechsteiner adressiert er die Kampfansage: «Abgerechnet wird am 24. September.»

Keine Frage: Valentin Vogt kämpft mit offenem Visier. Seit 2011 wirkt er als Kapitän der im Schweizerischen Arbeitgeberverband vereinigten Branchenorganisationen und Regionalverbände, die über 100 000 Unternehmen reprä-

sentieren. Er verkörpert einen Stil, den man in der politischen Arena seitens der Wirtschaftsvertreter lange nicht mehr wahrgenommen hat: Vogt ist kein Leisetreter. Er versteckt sich nicht. Klartext ist seine Waffe. Niemand ist vor ihm sicher. «Wenn ein Unternehmen Verlust macht, ist es nicht angebracht, den Managern einen Bonus zu zahlen», massregelt er jene Krösusse in den Teppichetagen, die vergessen haben, dass das Volk unlängst der «Abzocker»-Initiative wuchtig zugestimmt hat. Jetzt steht Vogt mittendrin im Kampf um die Rentenreform. Gerhard Pfister, CVP-Präsident und Vorstandsmitglied in Vogts Verband, wird vom Arbeitgeberpräsidenten unsanft angefasst. «Die CVP spielt eine bedenkliche Rolle in diesem Abstimmungskampf.»

## Swissmem-Connection

Wer ist dieser Mann, der die Wirtschaft repolitizieren, ihr im Bundeshaus wieder mehr Gehör

verschaffen will? Valentin Vogt gehört, salopp formuliert, zur Swissmem-Connection. Als der Arbeitsplatz-Exponent Johann Schneider-Ammann 2010 in den Bundesrat gewählt wurde, rückte Hans Hess ins Präsidium des Verbands der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie (Swissmem) nach. Im weltweit tätigen Winterthurer Unternehmen Burckhardt Compression wiederum löste der damalige CEO Valentin Vogt seinen langjährigen Weggefährten Hess als Verwaltungsratspräsident ab. Weil im Folgejahr der bedächtige Berner Rudolf Stämpfli das Präsidium des Arbeitgeberverbands niederlegte, lancierte die Seilschaft der Industriellen Vogt als neuen Präsidenten des Dachverbands. Dieser packte zu.

Wir treffen die engmaschig vernetzte Kämpfernatur im Geschäftshaus Balsberg. Die Immobilie mit Sichtkontakt zum Flughafen Kloten ist insofern vorbelastet, als von hier aus die Swissair ins Nirwana gesteuert wurde. Aber

Valentin Vogt, der hier ein geräumiges Einzelbüro bezogen hat, blickt zweckoptimistisch nach vorn. Der Arbeitgeberverband, der hauptsächlich die Themenfelder Arbeitsmarkt, Bildung und Sozialpolitik bearbeitet, sei in den letzten Jahren gewachsen. «Man hört uns», konstatiert er. Die Zusammenarbeit mit den anderen Spitzenverbänden der Wirtschaft – Economiesuisse, Gewerbeverband – funktioniere gut. Fortwährend brummen Flugzeuge über den Balsberg hinweg. Die sonore Stimme des Schnellsprechers Vogt bleibt trotzdem unüberhörbar.

Unlängst hat Vogt am Arbeitgebtag in Lausanne den politischen Instanzen die Leviten gelesen. In Bundesbern grassiere bürokratischer Übereifer. Salamischeibchenweise werde der Spielraum der Wirtschaft eingeeengt. Bundesrat und Parlament verwalteten den Wohlstand nur noch, fortwährend böten sie Hand zu unnötigen Regulierungen. Eine Wutrede habe der Arbeitgeberpräsident gehalten, hallte es darauf durch den Blätterwald.

Valentin Vogt sieht es anders. «Das war eine Mahnrede», sagt er, für die er viel Zuspruch erhalten habe. Das Malaise ortet Vogt bei den bürgerlichen Parteien. «Sie denken primär an die nächsten Wahlen.» Die SVP bewirtschaftete die Zuwanderung bis zum Exzess, die FDP schliesse unheilige Allianzen mit der SP. Die von dieser Koalition erzwungene Umsetzung der Zuwanderungsinitiative sei «pure Arbeitsmarktregulierung». Was der Parteiapparat der CVP generell – und gegenwärtig bei der Rentenreform – produziere, verortet Vogt jenseits der Schmerzgrenze.

#### «Wir waren zu optimistisch»

Nach den nationalen Wahlen 2015 freute sich Valentin Vogt über den vielzitierten Rechtsrutsch. Jetzt ärgert er sich über ausbleibende Erfolge. «Wir waren zu optimistisch, dass eine Rückkehr zu klaren bürgerlichen Positionen möglich sei.» Ist er frustriert? Nein, sonst würde er sein Amt niederlegen, sagt Vogt. «Aber ernüchert bin ich schon.»

Vogts Unzufriedenheit gründet auch auf dem Umstand, dass auf der anderen Seite

clevere Gegner stehen. Die Genesis der Rentenreform fasst er so zusammen: SP-Bundesrat Berset habe 2014 den damaligen Nationalratspräsidenten dazu überredet, dass sich zuerst der Ständerat über die Altersvorsorge beugen solle. SP-Ständerat Paul Rechsteiner habe darauf mit Urs Schwaller (CVP), Christine Egerszegi (FDP) und Verena Diener (Grünliberale) klandestin den AHV-Giesskannen-Ausbau um 70 Franken konstruiert. Alain Berset habe früh auf dieses Konzept umgeschwenkt und damit die Zielvorgaben des Bundesrats – Rentenniveau halten, Altersvorsorge nachhaltig sichern – in

#### «Ich will den Ball spielen. Wenn ich ein Schienbein erwische, ist das nicht meine Absicht.»

den Wind geschlagen. Niemand im Regierungskollegium habe Berset gestoppt. «Das SP/CVP-Päckli war von Anfang an geschnürt», resümiert Vogt. Deshalb habe der Gewerkschafter Rechsteiner seinen Ausbauplan im Parlament durchziehen können.

Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn Vogt nicht von der Seitenlinie aus hätte agieren müssen. Der Antipode Rechsteiners ist FDP-Mitglied. Einen Wechsel in die Politik erwäge er nicht. Das wäre neben dem Verbandspräsidium und der unternehmerischen Tätigkeit nicht möglich, sagt er. Damit konterkariert er in eigener Sache sein Bestreben, Wirtschaftskapitäne wieder stärker mit der Politik zu verzahnen. Dass er, der seinen Verband vom freisinnigen Stallgeruch befreien wolle, kein parteipolitischer Akteur sei, habe nicht nur Nachteile. Er sei frei und könne die Arbeitgebersicht unabhängig einbringen.

Valentin Vogt prognostiziert, dass die Zeiten härter werden. Die Sozialpartnerschaft wird durch die Kontroverse um die Rentenreform gewiss nicht gestärkt werden. Die Tonalität wird rauer, Vogt bezeichnet die Vorlage konsequent als «Brandbeschleuniger». Doch Fairplay müsse die Messlatte bleiben, fügt er an. «Ich

will den Ball spielen. Wenn ich ein Schienbein erwische, ist das nicht meine Absicht.»

Was macht Valentin Vogt eigentlich, wenn er nicht in Verwaltungsräten sitzt oder für Arbeitgeberinteressen lobbyiert? Der in Rapperswil aufgewachsene Seebub, der in Wattwil die Mittelschule absolvierte, bei den Pfadfindern als Stufenleiter amtierte und an der Hochschule St. Gallen seinen ökonomischen Rucksack füllte, outet sich als nicht ambitionierter Gelegenheitssportler. Er joggt, absolviert gemütliche Skitouren und rudert. Über sein Privatleben berichtet er kleinlauter als über seine politischen Auffassungen. Bekannt ist, dass er seit 31 Jahren verheiratet ist und zwei erwachsene Kinder hat. Im Militär führte er als Oberstleutnant nebenamtlich ein Geniebataillon, gewissermassen ein Bauunternehmen mit rund tausend Mitarbeitern. Hauptamtlich liegt der Fokus weiterhin auf der Produktion und dem Service von Kolbenkompressoren. Vogt war als CEO verantwortlich, als sich das Management der Burckhardt Compression vom Winterthurer Mutterkonzern Sulzer loskaufte. Das heute von Vogt präsentierte Unternehmen ist im globalen Wettbewerb als Nummer eins in seinem Marktsegment respektabel unterwegs.

#### Bersets Draht zum Blick

Zurzeit steht die Rentenreform zuoberst auf Valentin Vogts Agenda. Er leitet den Steuerungsausschuss der gegnerischen Kampagne, wendet einen Tag pro Woche dafür auf. Dass die Befürworter den Abstimmungskampf bereits furios eröffnet haben, mache ihn nicht nervös, sagt er. Er habe natürlich auch mitbekommen, dass Bundesrat Alain Berset «einen direkten Draht in die Blick-Redaktion hat». Aber die gegnerischen Argumente würden, da stichhaltig, an Podiumsveranstaltungen auf Anklang stossen.

So richtig in den Abstimmungskampf eingreifen wird die Gegenkampagne erst nach der Sommerpause. Mitte August falle der Startschuss, kündigt Vogt an. Dann wird man sehen, ob der angriffige Häuptling der Arbeitgeber spitze Pfeile in seinem Köcher hat. ○

**Sommer Geschenk:**

**400.-**

auf die besten Matratzen

Vergleichen Sie unsere Favoriten und profitieren Sie vom 400-Franken-Sommer-Geschenk:

Aktion gültig bis 15. August 2017, Grösse 90 x 200 cm, Preise in CHF.



## Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

**TEMPUR Breeze 22**



**Jetzt 1'290.-**  
Statt 1'690.-

**TEMPUR**

**BICO ClimaLuxe**



**Jetzt 1'599.-**  
Statt 1'999.-

**bico**  
OF SWITZERLAND

**riposa SUPERNOVA LUXE**



**Jetzt 2'050.-**  
Statt 2'450.-

**riposa**  
SWISS SLEEP

**Superba Excelsior SEP**



**Jetzt 1'675.-**  
Statt 2'075.-

**superba**  
Für einen guten Tag

- Persönliche und unabhängige Fachberatung
- Alle Matratzen zum garantiert besten Preis
- Probeschlafen bei Ihnen zu Hause
- Gratis Lieferung, Montage und Entsorgung

**Unsere Fachgeschäfte:** Zürich | Bern | Basel | Baar | Chur | Mellingen

[www.schlafwohl.ch](http://www.schlafwohl.ch)

## Spaltpilzsuche beim Freisinn

Von Christoph Mörgeli

**S**P, Grüne und CVP haben es gut. Sie können den Abstimmungskampf über die linke Altersreform 2020 getrost den Medien überlassen. Etwa dem Schweizer Fernsehen, das im politischen Mausoleum fündig wurde: Die «Tagesschau» präsentierte die FDP-Abweichlerin Christine Egerszegi als «Architektin» des «Generationenprojekts». Der Freisinnigen sei es wichtig, «dass ihr Kind nach Jahren der Debatte jetzt bei Volk und Ständen durchkommt». Die Aargauerin hat sich jederzeit als zuverlässiger Spaltpilz im bürgerlichen Lager bewährt. So unterstützte sie die Wiederwahl von SP-Ständerätin Pascale Bruderer statt ihren Parteifreund Philipp Müller.

Zwar haben die FDP-Delegierten mit 256 zu 5 Stimmen wuchtig die Nein-Parole gegen die Altersreform 2020 beschlossen. Doch der *Tages-Anzeiger* hat mit dem St.Galler Regierungsrat Martin Klöti einen weiteren freisinnigen Abweichler ausfindig gemacht. In einem Interview darf Spaltpilz Klöti ausführlich erklären, warum seine Partei falschliegt: «Ehrlich gesagt: Ich kann die Vehemenz, mit der einige Parteikollegen und viele Junge gegen diese Reform kämpfen, nicht verstehen. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, sie zu mehr Besonnenheit aufzurufen.»

Dann zählt der *Tages-Anzeiger* sämtliche drei Freisinnigen auf, die er neben Martin Klöti auf der Seite des Mitte-links-Lagers aufgespürt hat: den Neuenburger Ständerat Raphaël Comte sowie die Waadtländer Nationalräte Laurent Wehrli und Fathi Derder. Der Kommentar kommt zu folgendem Fazit: «Wie sehr diese Unterstützer die ablehnende Haltung der FDP schwächen, lässt sich noch nicht sagen. Die Abweichler wollen sich jedenfalls nicht in die Kampagne der Reformbefürworter einspannen lassen.»

Doch genau das tun sie mit ihrer öffentlichen Abwechlerlei: Sie lassen sich in die Kampagne der Befürworter einspannen. Nämlich in jene, die der *Tages-Anzeiger* seit Monaten führt. Der Kampagnenleiter heisst Christoph Lenz. Der Spaltpilzsucher für die Vorlage vom 24. September war Ständeratskandidat der linksextremen Alternative Liste und politisierte im Grossen Stadtrat von Schaffhausen. Er sagte: «Ich denke, wir können junge linke WählerInnen abholen, die sich von der SP nicht angesprochen fühlen.» Für Aufsehen sorgte Christoph Lenz im September 2002: Der hemmungslos politisierende Journalist zerstörte hemmungslos SVP-Plakate.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Schöni Zeiten

Von Peter Bodenmann — Ohne die LSVA wären die Planzer, Bertschi und Schöni der osteuropäischen Konkurrenz nie gewachsen gewesen.



*Vielleicht machen sie ab September 2017 dank Musk den nächsten Reibach.*

**A**dolf Ogi hat bis heute nicht begriffen, dass die Schweiz die Neat schwergewichtig mittels einer Schwerverkehrsabgabe schmerzfrei finanzieren konnte und musste. Deshalb wurde der Kandersteger gegen seinen Willen 1995 in das VBS transferiert. In die Nationalliga B. Sein Nachfolger, der faktenscheue Moritz Leuenberger, hatte mit Hans Werder einen Generalsekretär, der die von Dritten konzipierte LSVA geräuscharm und effizient umsetzte. Regieren als Delegieren.

Vifer als die Schweizer Bundesräte waren damals die grossen Schweizer Transporteure: Saubere 40-Tonnen-Lastwagen bezahlen dank LSVA weniger als Stinki-Diesel. Aber immer noch einen Franken pro Kilometer. Geld verdienen kann folglich nur, wer die Logistik im Griff hat. Also nur die Planzer und Co. Deshalb hatten in der Folge die rumänischen 40-Tonnen-Dreckschleudern nicht den Hauch einer Chance.

Zeitenwechsel: Elon Musk ist in der Defensive. Die Sicherheitsgurten seiner Teslas sind zu wenig straff. Die Verkaufszahlen am unteren Rand der Erwartungen. Pro Monat produzieren Musks neue Fabriken absehbar zu wenig des neuen Volumenmodells.

Zudem sind die anderen Autohersteller Musk auf den Fersen. Volvo stellt ab 2019 auf Stromer um. In jeden BMW wird man künftig auch Elektroantriebe einbauen können. Die

deutschen Grünen wollen bis 2030 den Bau von Diesel- und Benzinautos verbieten. Macron ab 2040.

Frisst diese Elektrorevolution mit Musk ihr liebstes Börsenkind? Löst sich Tesla, das vor kurzem noch 63 Milliarden Dollar wert war, wie einst Nokia in heisse Luft auf? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Denn Musk will bereits ab September 2017 den Markt der 40-Tonnen-Lastwagen aufrollen. Mit einem Elektro-Sattelschlepper. Typisch Musk: Eine kleine Indiskretion jagt die nächste.

Die Batterie wird absehbar 3000 Kilo wiegen. Und 500 Kilowattstunden Strom speichern. Mit dieser Energie fährt ein aerodynamisch optimierter Sattelschlepper 700 Kilometer weit. In einer Stunde kann er Strom für weitere 400 Kilometer nachtanken. Ein Batteriesatz wird für günstige 70 000 Dollar zu kaufen sein. Weil es in den USA keine LSVA gibt und der Liter Diesel nur 75 Rappen kostet.

Planzer, Bertschi und Schöni starren im Sommerloch auf ihre Excel-Tabellen. Elektro-Lastwagen bezahlen keine LSVA. Wenn ein im Januar 2018 zugelassener Elektro-Sattelschlepper pro Tag 500 Kilometer unterwegs ist, dann sind die Mehrkosten bereits im September 2018 bezahlt. Und ab dann verdient man richtig gutes Geld. Schöni Zeiten...

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Frau Holle und der Rätoromane

Von Kurt W. Zimmermann — Wer sind die wichtigsten Medienpolitiker des Landes? Merken Sie sich fünf Namen.

Der Sommer ist in den Medien die Zeit der Rankings. Die *Handelszeitung* listet die grössten Firmen auf, der *Blick* die besten Fussballer und die *Luzerner Zeitung* die schönsten Steueroasen.

Da wollen wir in unserem Fach nicht zurückstehen. Wir nennen die führenden Medienpolitiker des Landes, mit Noten von eins bis zehn.

**1. Der Mittelmann** — Thierry Burkart (FDP, AG): Burkart pflegt den alten freisinnigen Stil des Mittelwegs. Von ihm stammt etwa die gute Idee, dass künftig nicht mehr der Bundesrat, sondern das Parlament die Konzession der SRG erteilt. Damit wäre eingedämmt, dass der Staatsfunk, wie bisher, mit getreuen Medienministern wie Leuenberger und Leuthard permanente Päckli schnüren kann. Burkart ist ein echter Liberaler. Dass die privaten TV- und Radiosender ebenfalls staatliche Subventionen einstreichen, ist für ihn genauso ein «Sündenfall» wie die Masslosigkeit der SRG. Er ist der derzeit interessanteste Medienpolitiker in Bern.

Know-how: 8. Einfluss: 7. Wertung: unbequem, aber unabhängig.

**2. Der Wüterich** — Gregor Rutz (SVP, ZH): Keiner hat bei der Medienpolitik mehr Medienpräsenz als er. Seine Linie ist klar: Die SRG kann tun, was sie will, sie liegt immer falsch. Zuletzt haute er auf das Schweizer TV ein, weil die «Arena» die flotte Christa Rigozzi verpflichtet hatte. Rutz empfand das als «unnötigen Angriff auf die Privatsender», als ob Missen Privatsache wären. Inhaltlich liegt er mit seiner Kritik an den Kosten und dem Gebaren der SRG oft richtig, aber man müsste ihm raten, die Zähne auch mal lächelnd statt nur fletschend zu präsentieren.

Know-how: 8. Einfluss: 6. Wertung: gut informiert, aber grimmig.

**3. Die Frau Holle** — Edith Graf-Litscher (SP, TG): Sie ist die Frau Holle der Medienpolitik. Unablässig soll es von oben Geldscheine regnen. Erst bekommt die SRG alles, was sie will. Dann muss die private Presse mit Steuergeldern gefördert werden. Dann will sie Subventionen auch gleich noch für Online-Medien. Ohne solche Segnungen, so weiss Graf-Litscher, wird es «in einigen Jahren noch maximal zwei Verlagshäuser geben». Ciao Ringier also, ciao NZZ. Bemerkenswert ist, wie sie mit ihrer Rettungsobsession dennoch wachsende politische Resonanz bekommt.

Know-how: 5. Einfluss: 8. Wertung: spendefreudig, aber staatsgläubig.



Stil des Mittelwegs: FDP-Nationalrat Burkart.

**4. Der Berufsbündner** — Martin Candinas (CVP, GR): Der Mann ist ein so glühender Fan der SRG, dass daneben selbst Roger de Weck ein SRG-Skeptiker ist. Candinas hat eine bestechend einfache Definition von Service public: Service public ist immer das, was die SRG gerade macht. Aus seiner Sicht könnte die SRG auch Pornofilme zeigen – das wäre dann staatspolitisch wichtiger Porno public, der mit Gebühren zu finanzieren ist. Der Hintergrund der Haltung: Der gute Mann ist Rätoromane und damit seit Geburt mit dem Virus geimpft, dass alles Heil von Subventionen kommt.

Know-how: 5. Einfluss: 7. Wertung: radikal, aber rätoromanisch.

**5. Die Feuerzange** — Nathalie Rickli (SVP, ZH): Sie ist die fleissigste und prominenteste Gegnerin der SRG. Fünfzig parlamentarische Vorstösse hat die Nationalrätin bisher gegen das «Gebührenmonster» abgefeuert und stets weniger Geld und weniger Privilegien gefordert. Ihr Problem ist nur, dass sie beim privaten TV-Werbevermarkter Goldbach Media arbeitet, der im TV-Geschäft der grösste Konkurrent der SRG-Werbemaschine ist. Das macht sie politisch ähnlich glaubwürdig, wie wenn sich ein AKW-Direktor zur Energiewende äussert.

Know-how: 8. Einfluss: 4. Wertung: initiativ, aber interessengebunden.

# Die guten Linken

Von Henryk M. Broder — Gewalt ist nicht Gewalt.

Martin Schulz machte ein grimmes Gesicht, holte tief Luft und sagte: «Links und Gewaltanwendung schliesst sich gegenseitig aus. Die Leute, die da für sich reklamieren, sie seien links, die sind bescheuert, aber nicht links. Meine Partei in Verbindung mit diesem Mob zu bringen, das ist eine Frechheit. Herr Herrmann soll sich um die Sicherheitsprobleme in Bayern kümmern, da hat er genug zu tun.»



Der bayerische Innenminister Joachim Herrmann hatte nach den Gewaltexzessen in Hamburg gesagt, «Teile der SPD, grosse Teile der Grünen und total die Linkspartei» wollten nichts davon wissen, dass es in Deutschland einen gefährlichen Linksextremismus geben würde und «wie stark linksautonome, radikale und gewalttätige Kräfte sein können». Ein Satz, den jeder unterschreiben wird, der nur einmal eine Autonomen-Demo aus sicherer Distanz beobachtet hat. Nun ist die SPD keine Partei, die Gewalt predigt oder zum Terror aufruft. Aber: Die Sozialdemokraten haben mit der palästinensischen Fatah eine «strategische Partnerschaft» vereinbart und dazu erklärt, die Beziehung zwischen den beiden Organisationen beruhe «auf gemeinsamen Zielen». Was immer das konkret bedeuten mag. Und es war ausgerechnet der amtierende Justizminister, Heiko Maas, ein SPD-Mann, der mit der Behauptung überraschte, es gebe «kein Grundrecht auf innere Sicherheit». Kein Wunder, dass «innere Sicherheit» nicht zu den Kernkompetenzen der SPD gehört.

Ein Stück weiter links ist man in dieser Frage noch entspannter. Die Vorsitzende der Linkspartei, Katja Kipping, die nach den nächsten Wahlen gerne mit der SPD die Regierung bilden möchte, machte die Polizei für die Eskalation verantwortlich. Sie lasse «ihre Hundertschaften mit schwerem Gerät durch die Strassen der Hansestadt marodieren und schikaniert Menschen, die es wagen, Bier zu trinken oder im Zelt zu schlafen».

Jakob Augstein, Verleger der linken Wochenzeitung *Freitag*, twitterte: «Der Preis muss so in die Höhe getrieben werden, dass niemand mehr eine solche Konferenz ausrichten will.» Das war eindeutig eine Aufforderung zur Gewalt. Aber niemand störte sich daran. Denn Augstein ist zwar nicht in der SPD, zählt aber zu den waschechten Linken. Und die lehnen Gewalt ab. Es sei denn, sie richtet sich gegen die Richtigen.

# Die Schwarzen kommen

Von Christoph Mörgeli — Die rasch wachsende Zahl von Afrikanern wird unter Schweizerinnen und Schweizern zunehmend zum Gesprächsthema. Das Verständnis für diese «Flüchtlinge» scheint begrenzt.

«Zur besten Sendezeit», berichtete der *Blick*, habe den Zuschauern bei einem Dokumentarfilm des Schweizer Fernsehens der Atem gestockt. Hans-Rudolf Glarner, der Vater von SVP-Asylchef Andreas Glarner, «lästerte offen über Schwarze». Beim Anblick dreier dunkelhäutiger junger Männer meinte er im Volksgarten in Glarus (von den Einheimischen mittlerweile «Schwarzwald» genannt) vor laufender Kamera: «Ah gut, da kommen wir gleich wieder auf Schwarz.» Um anzufügen: «Da siehst du wieder ein paar, ein kleiner Teil der Auswahlendung.» Oft würden sie Abfall liegen lassen «wie Hühner im Dreck». Natürlich gebe es auch «Anständige darunter, wie überall», denn, so fügte Glarner senior an: «Sie sind, im Grunde genommen, auch Leute.»

Die sorgfältig inszenierte Skandalisierung dürfte nichts daran ändern, dass die augenfällige Zunahme der Schwarzen mittlerweile ein viel diskutiertes Thema in der Schweizer Bevölkerung ist. Nicht nur an Stamm- und Familientischen wird besprochen, was der ständig anschwellende Strom der afrikanischen Zuwanderung für unser Land bedeutet. Auch in Betrieben, Vereinen und vermehrt auch in der Politik sorgen die Schwarzafrikaner für Gesprächsstoff. Sorge, Bedenken und Ärger überwiegen.

## Wirtschaftsmigranten

Dass die meisten von ihnen über die Asylschiene gekommen sind und aufwendige Verfahren durchlaufen, macht die Sache nicht besser. Im Gegenteil: Auch wenn Hilfswerke und Kirchen beharrlich von «Flüchtlingen» oder – noch lieber – von «Menschen auf der Flucht» sprechen, bleiben die Schweizer skeptisch. Für viele handelt es sich einfach um Wirtschaftsmigranten, die hier eine materiell bessere Zukunft genießen und ihre in Afrika zurückgebliebenen Grossfamilien mit Geldsendungen versorgen wollen. Das von den Medien gepflegte Bild der geplagten Ärmsten dieser Welt und der verfolgten Frauen und Kinder entspricht oft nicht der Wahrnehmung in der Wirklichkeit. Diese besteht nämlich aus vornehmlich jungen Männern, die modisch gekleidet sind und die neuesten Kommunikationsgeräte besitzen. Auffallend grosse Gruppen tätigen stattdessen Einzahlungen beim Geldtransferdienst Western Union.

Weil die jungen Schwarzen meistens keiner geregelten Arbeit nachgehen, prägen sie zuneh-



mend das öffentliche Erscheinungsbild von Strassen und Plätzen, was Einheimischen und Touristen auffällt. Frauen meiden darum nicht nur nachts gewisse Orte und beklagen sich über ihre eingeschränkte Bewegungsfreiheit. Besonders augenfällig sind die Schwarzen in Städten wie Genf, Lausanne, Freiburg, Basel,

Bern, Biel und Zürich. Gab es in der Romandie schon vor dreissig Jahren relativ viele Afrikaner, ist ihre verhältnismässig grosse Zahl in der Deutschschweiz ein neueres Phänomen. Die bedeutende Kolonie der Eritreer geht auf die «Militärflucht» zurück. Doch gerade dieser Asylgrund wird in einem Land der allgemeinen Wehrpflicht angezweifelt, das seine Söhne ebenfalls zwangsweise zum Militärdienst anbietet.

Gemäss Bundesamt für Statistik lebten hier 2007 noch 67 000 niedergelassene Afrikaner; mittlerweile sind es offiziell über 100 000. Ange-

## Der schlechte Ruf der Schwarzafrikaner erklärt sich auch aus der Kriminalitätsstatistik.

sichts von Sans-Papiers und Untergetauchten dürften es allerdings deutlich mehr sein. Dies irritiert die ältere Generation mehr als die jün-

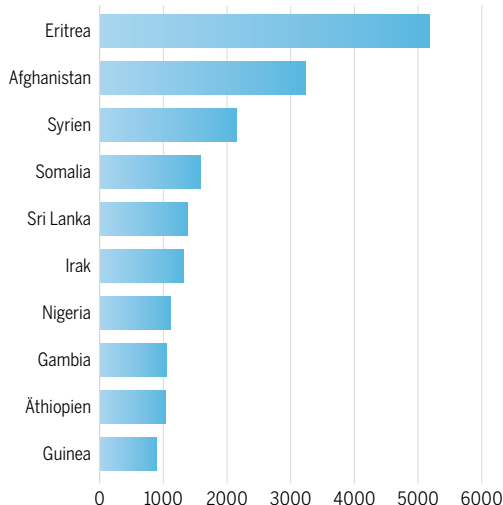
gere und jüngste, die mit den Ankömmlingen die Schulbank drückt. Rassistische Ausdrücke auf dem Pausenhof sind meist flapsig und nicht feindselig gedacht. Bei den Erwachsenen stellt die eidgenössische Rassismuskommission aber «Beschimpfungen, Benachteiligungen und herabwürdigende Behandlung» fest. Mit gerade einmal siebzig Nennungen nehmen sich die Fälle 2016 allerdings eher bescheiden aus. In einer Schweizer Gemeinde habe ein Flugblatt kursiert, laut dem aufgrund der starken Zuwanderung «noch viel mehr Kinderwagen mit schwarzen Sprösslingen zu befürchten» seien. Berichtet wird auch über einen dunkelhäutigen Mann, der auf dem Weg zur Arbeit von zwei Polizisten angehalten und um Vorweisung seiner Identitätskarte gebeten wurde. Einzige Begründung der Kontrolle: «Weil Sie schwarz sind.»

## Bildungsrückstand

Der schlechte Ruf der Schwarzafrikaner erklärt sich auch aus der Kriminalitätsstatistik. Von 1000 Jungen (18 bis 29 Jahre) bildeten 2014 die Westafrikaner mit 84 die Spitzengruppe. Nigerianerbanden beherrschen den hiesigen Kokainmarkt praktisch unangefochten («Die Schwarzen haben Weisses»). Dies war längst schon vor der berühmten Aussage des früheren Migrationschefs Alard du Bois-Reymond in der *NZZ am Sonntag* bekannt («99,5 Prozent kommen nicht als Flüchtlinge hierher, sondern um illegale Geschäfte zu machen»). Er bezeichnete

## Asylgesuche nach Herkunftsländern

Anzahl der neuen Asylgesuche in der Schweiz nach den zehn wichtigsten Herkunftsländern im Jahr 2016

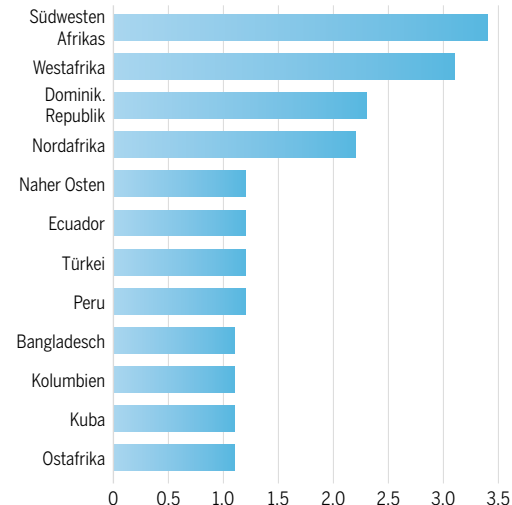


QUELLE: STATISTA 2017

99,5 Prozent kommen für «illegale Geschäfte.»

## Verurteilte Einwanderer

Anzahl Verurteilte aller Personen mit Niederlassungs- und Aufenthaltsbewilligung, nach Herkunft, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)





*Sorge, Bedenken und Ärger:* Kontrolle von somalischen Migranten in Chiasso.

die «Deutlichkeit des Bildes» der Kriminalitätsstatistik, vor allem das schlechte Abschneiden der Afrikaner, als «frappierend». Der Klar-text sprechende Neuenburger musste unter dem Druck von SP-Asylministerin Simonetta Sommaruga seinen Stuhl räumen. Doch die Probleme sind geblieben.

Neuerdings führen Einwanderer aus dem Südwesten Afrikas, vor jenen aus Westafrika, die Verbrecherrangliste an; sie werden im Durchschnitt zehnmal häufiger straffällig als Schweizer. Viele Schwarze lachen über die Polizei und unseren Staat, denn sie müssen innert Kürze wieder freigelassen werden. Wenn nicht, freuen sie sich sogar aufs Gefängnis: «Da habe ich ein gutes Bett, drei ausgezeichnete Mahlzeiten am Tag und Fernsehen», so erklärte SVP-Nationalrätin und Polizistin Andrea Geissbühler dem *Tages-Anzeiger* die Motivation dieser Rechtsbrecher. Ordnungshüter berichten vom Phänomen, dass sich Schwarze mit dem lauten Ausruf «Rassisten» oder «Nazis» Verhaftungen an der Zürcher Langstrasse entziehen können, weil sich sogleich ganze Menschenmengen mit ihnen solidarisieren.

Zuwanderer aus Gambia, Guinea, Sierra Leone, der Elfenbeinküste, Somalia, Eritrea, Kenia und dem Kongo stehen bei Delikten gegen Leib und Leben prozentual auch an der Spitze und natürlich bei Verstössen gegen das Asyl- und Ausländergesetz. Ein weitverbreitetes Phänomen sind die vielen Scheinehen, die oft dem Erschleichen einer Aufenthaltsge-

nehmigung gleichkommen und selten in ein Happy End münden. 81 Prozent der Asylbewerber kommen ohne Personalausweis, so dass unsere Behörden nicht genau wissen, wem sie das Bleiberecht verleihen.

### Eingeschleppte Infektionskrankheiten

Unehrllichkeit und eine fordernde Haltung werden vom Sozialstaat belohnt. SVP-Nationalrätin Barbara Steinemann hat in der *Basler*

### Unehrllichkeit und eine fordernde Haltung werden vom Sozialstaat belohnt.

*Zeitung* vorgerechnet, dass eine sechsköpfige Familie aus Somalia monatlich 2662 Franken Bargeld bezieht. Dazu kommen Miete samt Nebenkosten sowie die Sozialversicherungen, was deutlich mehr als 6000 Franken ausmacht. Krippenkosten und Integrationsmassnahmen gehen zusätzlich in die Tausende. Da ist keinerlei Ansporn vorhanden, einer schlecht-bezahlten Arbeit nachzugehen. Der Bildungsrückstand und die kulturellen Unterschiede machen einen Einstieg in unseren komplexen Arbeitsmarkt so gut wie unmöglich. Wenn afrikanische Asylbewerber, etwa in der Stadt Zofingen, erst lernen müssen, dass man hier die Notdurft nicht im Freien verrichtet und Frauen respektvoll als Gleichberechtigte behandelt, ist es mit enormem Aufwand und Kosten verbun-

den, sie in unsere Gesellschaft einzugliedern.

Eine am Universitätsspital Zürich tätige Ärztin sorgt sich über den zunehmenden Import von Infektionskrankheiten durch Schwarzafrikaner. Sie nennt namentlich die in deren Ursprungsländern weitverbreitete HIV-Infektion, ferner Lungentuberkulose, Gelbsucht (Hepatitis), die hochinfektiöse Krätze (Skabies), Syphilis, Parasitenbefall und verschiedene Fieberkrankheiten. Der Ansturm von entsprechend zu behandelnden schwarzen Asylbewerbern sei gross. Nicht selten würden die Patienten zwecks Therapie oder Abklärung der Haftersuchungsfähigkeit in Handschellen polizeilich vorgeführt.

In einer von mehreren Autoren verfassten Studie aus dem Jahr 2016 zum Thema «Infektionen bei erwachsenen Flüchtlingen» wird die Situation allerdings als weniger dramatisch eingestuft: Für die ein-

heimische Bevölkerung bestehe akut keine erhöhte Infektionsgefahr durch Asylsuchende und Flüchtlinge.

Subsahara-Afrika besteht aus 49 Staaten mit einer Bevölkerung von einer Milliarde Menschen und einer Fläche, die fünfmal die der EU umfasst. Es handelt sich um eine Region, die gemäss Uno-Hochkommissariat besonders stark von Fluchtbewegungen betroffen ist. Ein Drittel aller dortigen Erwachsenen möchte gemäss einer grossangelegten Gallup-Umfrage auswandern. Der Äthiopier Asfa-Wossen Asserate spricht von 52 Millionen Jugendlichen aus dem Osten, dem Westen und dem Süden Afrikas, die nach Europa gelangen möchten.

Die Abwehrgefühle der Bevölkerung brechen meist nicht öffentlich durch, sind aber durchaus vorhanden. Weitverbreitet ist die Meinung, die Schwarzen hätten ihren Kontinent selbstverschuldet ins Elend geritten und würden nun dasselbe mit Europa tun. Der deutsche Sozialdemokrat und Ökonom Thilo Sarrazin bringt die Probleme so auf den Punkt: Die Schwarzafrikaner seien schwer integrierbar, stünden fast immer am unteren Rand des Arbeitsmarktes und betrieben vorzugsweise eine «informelle Wirtschaft». Gleichzeitig vermehren sie sich am schnellsten. Der überwiegende Teil zahlt weder Steuern noch Abgaben, nimmt aber unsere Sozial- und Gesundheitsleistungen voll in Anspruch. Sarrazin bezeichnet sie nicht nur als «bildungsfern». Sondern vor allem als «leistungsfern». ○

# Oase des Glücks

Von Michael Baumann — Man trifft sie an der Seepromenade oder am Hauptbahnhof. Wir haben uns unter Afrikaner gemischt, die es in die Schweiz verschlagen hat. Wie sehen sie ihre neue Heimat?



«Schweizer sind verschlossen»: Afro-Pfingsten in Winterthur.

Im Internet kursiert ein Video, in dem sich ein junger Schwarzafrikaner mit markigen Worten über die Flüchtlingspolitik in Europa lustig macht und sie geradezu verhöhnt. Er ruft seinesgleichen dazu auf, Europa zu erobern und es den dummen und feigen Europäern wegzunehmen. Diese würden sich nie wehren, sagt er weiter. Man müsse sie nur als Nazis oder Rassistinnen bezeichnen, dann würden sie wie Feiglinge zurückweichen und einem alles geben.

Inwiefern dieser Aufruf eine Wirkung hatte oder hat, ist offen. Längst sind es nicht mehr nur Menschen aus dem Maghreb oder aus Ostafrika, die – aus welchen Motiven auch immer – nach Europa und auch in die Schweiz emigrieren. Es kommen immer mehr Flüchtlinge aus West- und Zentralafrika auf legalem und vor allem auf illegalem Weg über das Mittelmeer in den Norden, etwa aus Nigeria, Angola, Kamerun, Guinea, der Elfenbeinküste, dem Kongo, Gambia, Senegal und den Kapverden. In welche Richtung die Entwicklung geht, lässt sich auch daran ablesen, dass sich die Bevölkerungszahl des afrikanischen Kontinents bis ins Jahr 2050 gemäss einer Prognose von heute 1,1 auf 2 Milliarden fast verdoppeln wird.

## Laut und überschwänglich

Wie präsentiert sich die Lage in der Schweiz? Wie denken Afrikaner über ihr Gastland? Es ist

schwierig, sich ein Bild über die genaue Anzahl zu machen. 2007 lebten hierzulande gemäss der offiziellen Bevölkerungsstatistik rund 66 000 aus Afrika stammende Menschen. Heute sollen es 100 000 sein, es gibt aber auch Schätzungen, die weit darüber hinausgehen. In den grösseren Schweizer Städten treten Afrikaner im öffentlichen Raum häufig in lauten Gruppen auf und begrüessen sich untereinander überschwänglich. In Zürich zum Beispiel trifft man sie an der Seepromenade, wo auch gerne musiziert und gesungen wird, oder rund um den Hauptbahnhof.

Wir haben uns mit Afrikanern über ihre persönliche Situation unterhalten. Im Gespräch werden sie schnell kleinlaut und zurückhaltend. Die meisten von ihnen wollen nicht über ihre Vergangenheit oder ihren Status reden. Sie haben gerade keine Zeit, müssen auf den Zug oder zur Arbeit. Zwei Männer in den Dreissigern aus Senegal und der Elfenbeinküste, die im Kanton Solothurn wohnen und am vergangenen Wochenende in Zürich das Caliente-Festival besuchten, lassen sich auf ein Gespräch ein. Beide sind Muslime, sie kommen ziemlich geschneigelt daher, tragen teuer sowie echt wirkende Turnschuhe und besitzen Smartphones der neuesten Generation. Kennen-

gelernt haben sie sich in der Schweiz, sind in der Fremde zu Freunden geworden. Beide sind sie schon «ein paar Jahre» hier und haben eher Fussball und Frauen und weniger Religion im Kopf. Der Ivorer, ein Asylbewerber, spricht Französisch und gibt an, sich als Berater von Fussballspielern zu betätigen – afrikanischen Fussballspielern. Wie zum Beweis holt er ein zweites Smartphone hervor. Er kenne viele junge Talente und könne sie vermitteln. Hat er denn schon einmal Erfolg gehabt? Es sei schwierig, ihm fehlten die richtigen Kontakte in der Schweiz, erklärt er.

## Kaum Schweizer Freunde

Der Senegalese ist ein Sprachtalent. Neben Französisch spricht er auch Englisch, ziemlich gut Deutsch und verschiedene afrikanische Sprachen sowie Dialekte seines Landes. Deshalb könne er auch an Gerichten und in Asylverfahren als Dolmetscher arbeiten. Wohl auch, weil er mit einer Schweizerin verheiratet und sein Aufenthaltsstatus geklärt ist. Was hat ihn in die Schweiz verschlagen? «Es war der Glaube an ein besseres Leben.» Und die Liebe. Seine Frau hat er im Internet kennengelernt. Viele Afrikaner flüchteten vor Aids, Hunger, Chaos, Gewalt, Korruption und Aussichtslosigkeit aus ihren Heimatländern und hätten einfach nur die Hoffnung auf Besserung, sagt er. Zu Hause kümmere sich ausser der Familie niemand um einen, schon gar nicht der Staat. «Bei Arbeitslosigkeit, Krankheit, Unfall gibt es keine Unterstützung.» Es gefalle ihm gut hier. Er sei froh, in der Schweiz zu sein. Er habe ein besseres Leben.

Eine Angolanerin kam mit 24 Jahren und vier Kindern als Flüchtling in die Schweiz. Heute spricht sie Deutsch und besitzt auch den Schweizer Pass. Sie habe gelernt, das Land zu lieben, eine Rückkehr nach Angola sei ausgeschlossen.

Einzig im Berufsleben habe sie nie eine echte Chance bekommen und nur als Reinigungskraft und Verkäuferin arbeiten können. Die Hoffnung auf eine bessere Stelle wird sie nie aufgeben. Fühlt sie sich denn integriert? Ja, schon, obwohl sie kaum Schweizer Freunde habe. «Schweizer sind verschlossen und bleiben unter sich.» Eine andere Angolanerin war 22-jährig, als sie



ebenfalls als Flüchtling die Schweiz erreichte. Sechzehn Jahre später tut sie immer noch schwer mit der deutschen Sprache und mit einer festen Arbeit. Gegenwärtig sei sie arbeitslos, habe aber häufig als Putzfrau gearbeitet. Sie bete dafür, dass es ihre Kinder einmal besser hätten. An der Schweiz schätzt sie die Sicherheit und die gute Organisation. Ihr 39-jähriger Kollege nickt zustimmend; er gelangte im Alter von elf Jahren mit seinen Eltern auch aus Angola in die Schweiz und hat heute eine Arbeit als Flächenmaler. Sein Leben könnte besser sein, aber er sei zufrieden. «Wo sonst ist es angenehmer?» ○

# Mit MS Thurgau Silence nach Holland und Belgien

Es het solangs het **Rabatt\*** bis Fr. 700.-  
\*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs



**1 Rheinkreuzfahrt nach Holland**  
**Basel–Rotterdam–Amsterdam–Basel**  
**9 Tage ab Fr. 790.-**  
(Rabatt Fr. 600.- abgezogen, 21.12., MD Standard)

**1. Tag Basel** Ind. Anreise. Einschiffung «Leinen los!». **2. Tag Kehl** Stadtrundfahrt/-gang\* durch Strasbourg. Weiterfahrt. **3. Tag Königswinter** Das Schiff passiert die Loreley-Strecke. Ausflug\* zum Drachenfels. Fahrt mit historischer Zahnradbahn zum Aussichtspunkt. Besichtigung von Schloss Drachenburg. **4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug\* zu den Windmühlen von Kinderdijk. Stadtrundfahrt\* Rotterdam. **5. Tag Amsterdam** Stadtrundfahrt mit Ausflug\* zur Insel Marken und Besuch einer Käseerei. Grachtenfahrt.\* **6. Tag Duisburg–Düsseldorf** Ausflug\* zum Zollverein. Busfahrt nach Düsseldorf, wo das Schiff zwischenzeitlich angekommen ist. Einschiffung der Ausflugs Gäste. An Bord gebliebene Gäste können Düsseldorf individuell besichtigen. **7. Tag Rudesheim** Schifffahrt mit Weinprobe\* an Bord durchgeführt vom Weingut Breuer. Individuelle Erkundung vom Weinstädtchen. **8. Tag Baden-Baden** Ankunft in Plittersdorf, Busausflug\* nach Baden-Baden. Rundgang durch die Bäder- und Kunststadt. Rückfahrt zum Schiff nach Kehl. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

**Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt**  
12.09.–20.09. **200** 24.10.–01.11.\* **500**  
20.09.–28.09. **200** 21.12.–29.12.° **600**  
\* mit Newcastle Jazzband  
° kein Alleinbenutzungszuschlag

MS Thurgau Silence\*\*\*\*



**2 Zauberhaftes Holland und Belgien**  
**Basel–Antwerpen–Amsterdam–Basel**  
**14 Tage ab Fr. 1490.-**  
(Rabatt Fr. 700.- abgezogen, 11.10., HD Standard)

**1. Tag Basel** Ind. Anreise. Einschiffung. **2. Tag Flusstag** «Romantischer Rhein». **3. Tag Nijmegen–Cuijk** Rundgang\* Nijmegen. Abendbummel durch Cuijk.\* **4. Tag Maastricht** Rundgang.\* Weiterfahrt durch den Albert-Kanal. **5. Tag Antwerpen** Rundfahrt/-gang.\* **6. Tag Gent–Terneuzen** Transfer nach Gent, Rundgang.\* Nachmittags Busausflug\* Brügge mit Stadtrundgang. Rückkehr zum Schiff in Terneuzen. **7. Tag Middelburg** Ausflug\* zu den Delta-Werken. Rundgang\* in Middelburg. **8. Tag Rotterdam** Ausflug\* Delft. Freier Nachmittag. **9. Tag Amsterdam** Stadtrundfahrt\* mit Ausflug zur Insel Marken und Käseerei besuch. **10. Tag Amsterdam** Morgendliche Grachtenfahrt.\* Am Nachmittag freie Zeit in Amsterdam. **11. Tag Duisburg–Düsseldorf** Ausflug\* zum Zollverein (UNESCO-Welterbestätte). Rückfahrt zum Schiff nach Düsseldorf. An Bord gebliebene Gäste können Düsseldorf individuell besichtigen. **12. Tag Rudesheim** Schifffahrt «Romantischer Rhein». Weinprobe\* auf dem Schiff durchgeführt vom Weingut Breuer. **13. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Busausflug\* in die elegante Bäderstadt. Rückkehr zum Schiff in Kehl. **14. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

**Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt**  
28.09.–11.10. **500** 11.10.–24.10. **700**

Gent



- Bequem ab/bis Basel
- Neue Superior Kabinen mit Hotelbetten
- Twin-Cruiser mit separatem Antriebsteil

**MS Thurgau Silence\*\*\*\***

Schiff mit 97 komfortablen Kabinen und Platz für 194 Gäste. Die Kabinen (ca. 13 m²) sind mit DU/WC, TV/Radio, Telefon, Safe und individuell regulierbarer Klimaanlage ausgestattet. In den Standard Kabinen kann tagsüber ein Bett zur Wand geklappt werden, das andere wird zum Sofa. Die Superior Kabinen verfügen über ein Doppelbett mit zwei Matratzen. Die Kabinen auf Mittel- und Oberdeck haben franz. Balkone, auf dem HD nicht zu öffnende Bullaugen. Bordausstattung: Panorama-Restaurant und -Salon, Bar, Souvenir-Shop, Saunabereich, Sonnendeck mit Sonnensegel, Liegestühle, Stühle und Tische. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)	1	2
2-Bettkabine Standard Hauptdeck	1190	2190
2-Bettkabine Standard MD, franz. Balkon	1390	2590
2-Bettkabine Standard OD, franz. Balkon	1490	2790
2-Bettkabine Superior MD, franz. Balkon	1590	2990
2-Bettkabine Superior OD, franz. Balkon	1790	3390
Zuschlag Alleinbenutzung Standard	190	290
Zuschlag Alleinbenutzung Superior	590	1090
Ausflugspaket (8/11 Ausflüge)	270	350
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	54	79

Kreuzfahrt inkl. Vollpension. Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

**Weitere Reise mit MS Thurgau Silence\*\*\*\***

**Adventsfahrt auf dem Rhein**

Basel–Speyer–Frankfurt–Basel

**5 Tage ab Fr. 390.-** (Rabatt von Fr. 200.- bereits abgezogen)

**Reisedaten 2017/18 Es het solangs het Rabatt**

01.12.–05.12.17	<b>100</b>	13.12.–17.12.17	<b>100</b>
05.12.–09.12.17	<b>200</b>	17.12.–21.12.17	<b>200</b>
09.12.–13.12.17	<b>100</b>	29.12.–02.01.18	<b>100</b>

Details im Internet oder Prospekt verlangen.

\* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | \*Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: River Advice

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
**Gratis-Nr. 0800 626 550**



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

# Sie sind da

Von René Zeller — Die afrikanische Diaspora in der Schweiz hat Imageprobleme. Das hält uns Eidgenossen nicht davon ab, dunkelhäutigen Aushängeschildern zuzujubeln.

Das Herz von Celeste Ugochukwu hüpfte, als die Credit Suisse (CS) ihren neuen Steuermann präsentierte. Der aus der Elfenbeinküste stammende Tidjane Thiam sei ein Glücksfall für alle Afrikaner in der Schweiz. Er belege, dass der Schwarze Kontinent hervorragend ausgebildete und sehr erfolgreiche Manager hervorbringe.

Der im Südosten Nigerias geborene Ugochukwu muss sich selber auch nicht verstecken. In seiner Heimat studierte er Philosophie und Soziologie an der Universität von Ibadan. Über Frankreich gelangte er in die Schweiz, wo er in Freiburg das Studium der Rechte mit dem Lizentiat abschloss. Seither hat er sich hierzulande als umtriebiger afrikanischer Netzwerker etabliert. Er ist Gründer und Präsident des Nigeria Business Forum Switzerland, einer Plattform für die Vermittlung von Geschäftsbeziehungen für ausländische Investoren in afrikanischen Staaten. 2010 errichtete er mit dem African Diaspora Council of Switzerland eine Dachorganisation für afrikanische Organisationen und Unternehmen. 2011 war er chancenloser Nationalratskandidat der Alternativen Linken in Bern. Seit 2012 ist er Mitglied der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus.

## Bedenken und Goodwill

Der Weg, den der 49-jährige Celeste Ugochukwu beschreitet, ist steinig. Die Zahl der ständig in der Schweiz wohnhaften Personen afrikanischer Herkunft steigt stetig an. 2015 waren es laut Erhebungen des Bundesamts für Statistik 93 800, inzwischen dürften es über 100 000 sein. In den Kriminalstatistiken belegen Delinquenten mit dunkler Hautfarbe Spitzenplätze, in der Sparte Drogenhandel ebenso. Unter den gegebenen Vorzeichen ist eine Imagepolitik schwierig.

Die kursierenden Bedenken kontrastieren mit dem Goodwill, den schwarzafrikanische Sportler in der Schweiz geniessen. Vorbei die Zeiten, als verirrte Supporter Bananen auf Spielfelder schleuderten. Breel Embolo, Fussballer mit kamerunischen Wurzeln und Basler Dialekt, ist in Rekordzeit zum umjubelten Nationalspieler aufgestiegen. Dunkelhäutige Ballartisten, die das Schweizerkreuz auf der Brust tragen, gehören inzwischen zum Inventar. Innocent Emeghara (Nigeria), Gelson Fernandes (Kap Verde), Johan Djourou (Elfenbeinküste), Blaise Nkufo und Badile Lubamba (beide Demokratische Republik Kongo) sind fussballerisch integrierte Eidgenossen. In Basel werden schwarzafrikanische Staatsbürger



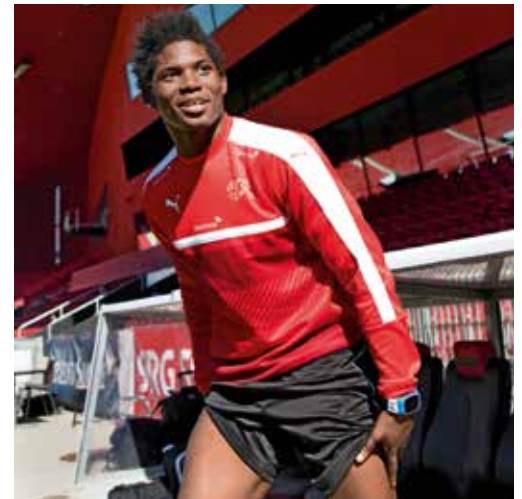
Glücksfall: CS-Chef Thiam.



Rekord: Leichtathletin Kambundji.



Eisbrecherin: SP-Politikerin Waldner.



Umjubelt: Fussballer Embolo.

(Seydou Doumbia, Geoffroy Serey Dié, Adama Traoré) bejubelt. Christian Constantin, Zahlmeister des FC Sion, ist ohnehin auf Kicker vom Schwarzen Kontinent abonniert.

Der Palmarès erfolgreicher afrikanischer Spitzensportler lässt sich problemlos erweitern. Die populäre Berner Leichtathletin Mujinga Kambundji ist die schnellste Frau der Schweiz; ihr Vater ist Kongolese. Bei dem vor wenigen Tagen in Lausanne erzielten Schweizer Rekord über 4 mal 100 Meter waren neben Kambundji zwei weitere farbige Sprinterinnen beteiligt: Sarah Atchos Vater stammt von der Elfenbeinküste, jener von Salomé Kora aus Benin. Tadesse Abraham hat Viktor Röthlin als Marathon-Rekordhalter abgelöst. Der gebürtige Eritreer mit dem langen Atem ist seit 2014 für die Schweiz startberechtigt. Auf den schweizerischen Eishockeyrinks setzt Dave Sutter einen farbigen Akzent.

Der 25-jährige Verteidiger, der neuerdings bei den ZSC Lions unter Vertrag steht, wurde in Kamerun als Dave Ntamack geboren. Als Jüngling gelangte er mit seiner Mutter ins Wallis, wo er sich den Namen seines Stiefvaters zu eigen machte. Inzwischen hat er den Sprung in die Nationalmannschaft geschafft. Am Eidgenössischen Schwingfest 2016 in Estavayer-le-Lac wollte der gebürtige Senegalese Dieylani Pouye König werden. Bei seinen (durchgezogenen) Auftritten im Sägemehl pffiff niemand.

In die hier präsentierte Personengalerie gehört unbedingt auch Thabo Sefolosha. Der in Vevey aufgewachsene Sohn eines südafrikanischen Musikers und einer Schweizer Künstlerin schlug allerdings eine andere Richtung ein. Als erster in der Schweiz ausgebildeter Schweizer Basketballspieler schaffte er den Sprung nach Übersee in die mit Superstars

gespickte NBA. Ein schweizerisch-südafrikanischer Exportschlagler.

### Politik als hartes Pflaster

Zögerlicher als in den Sportarenen schreitet die Integration der afrikanischen Diaspora in der Politik voran. Die dunkelhäutige Zürcherin Liliane Waldner gehörte zu den Eisbrecherinnen. Ihr Vater war der Freiheitskämpfer und erste ugandische Staatspräsident Yusuf Kironde Lule, der 1979 Diktator Idi Amin stürzte, ihre Mutter Schweizerin. Bekannt wurde Waldner als Adjunktin der legendären Stadträtin Emilie Lieberherr. 1986 wurde die Sozialdemokratin in den Kantonsrat gewählt, 2003 wechselte sie in den Bankrat der Zürcher Kantonalbank.

Mit Ricardo Lumengo wurde in den Nationalratswahlen von 2007 erstmals ein Kandidat afrikanischer Herkunft ins eidgenössische Parlament gewählt. Der von der Berner SP portierte

### Unter den gegebenen Umständen ist eine Imagepolitik schwierig.

ehemalige Asylbewerber hatte keinen leichten Stand, er musste an öffentlichen Auftritten wiederholt rassistische Belästigungen erdulden. Im Nationalrat zerriss er keine Stricke. Für Aufsehen sorgte er erst, als er vor den Wahlen 2011 der Wahlfälschung bezichtigt wurde. Darauf drängte ihn die SP zum Rücktritt. Rechtskräftig verurteilt wurde Lumengo nie. Trotzdem war seine Politikkarriere irreparabel beschädigt.

### Lichtblicke

Ob erfolgreich oder nicht: Die schwarzafrikanische Diaspora hat Vorkämpfer in der Schweiz. Nur wenige schaffen es in die Teppichetage wie CS-Chef Tidjane Thiam. Nicht wenige sorgen in Sportstadien für Furore. Und auch in der Kulturszene sind Lichtblicke auszumachen. Charles Nguela musste als fünfjähriger Knabe mit seinen politisch verfolgten Angehörigen aus dem Kongo flüchten. Über Umwege in die Schweiz gelangt, sorgt er heute als Komödiant für Lichtblicke.

Der von Celeste Ugochukwu präsierte Diaspora-Dachverband setzt nicht nur auf die obengenannten prominenten Köpfe. Beharrlich betont wird, dass die afrikanischstämmige Bevölkerung der Schweiz nicht primär aus Asylbewerbern, Delinquenten und Arbeitsfaulen bestehe, sondern aus legalen Einwohnern. Darunter fänden sich redliche Unternehmer, qualifizierte Juristen, Experten an Universitäten, in finanziellen, medizinischen und pharmazeutischen Institutionen, Diplomaten, Fachleute in internationalen Organisationen, namentlich in Bern und Genf. Diese sieht man nicht, oder sie fallen nicht auf. Aber sie sind da. ○



## Kulturen

# «Rassismus wird hier verharmlost»

**Celeste Ugochukwu präsidiert den Interessenverband der Afrikaner in der Schweiz. Diskriminierung sei allgegenwärtig, kritisiert er.**

**Herr Ugochukwu, erleben Sie die Schweiz als gastfreundliches Land?**

Zunächst erstaunt es mich, wenn ich als schwarzer Migrant nach so vielen Jahren in der Schweiz immer noch als Gast betrachtet werde. Allerdings erlebe ich Rassismus und Diskriminierung gegenüber der schwarzen Bevölkerung und auch vielen anderen Gruppen, die aufgrund ihrer Herkunft nicht so aussehen, wie es sich viele typische Schweizer vorstellen. Das dünkt mich nicht sehr gastfreundlich. Trotzdem habe ich persönlich auch tolle positive Erfahrungen mit Schweizern gemacht.

**Wie steht es um die Chancengleichheit?**

Schwarze Menschen in der Schweiz erleben in allen Lebensbereichen rassistische Diskriminierung. Gemäss Statistiken der Gewerkschaft Unia ist die afrikanische Diaspora mit rund 20 Prozent am meisten von Arbeitslosigkeit betroffen. Entweder werden Diplome nicht anerkannt, oder aus Angst vor der unbekannteren Kultur werden Schwarze nicht eingestellt. Afrikanische Läden und Firmen werden überdurchschnittlich häufig von der Polizei kontrolliert. Der Geschäftsführer eines Heimes in der Romandie hat einmal öffentlich gesagt, er würde keinen Schwarzen einstellen, da seine pensionierten Klienten keine Freude hätten!

**Immigranten aus Afrika sagen, sie würden sich vor dem Gang zu staatlichen Stellen fürchten.**

Das Vertrauen der schwarzen Bevölkerung, aber auch von Menschen aus nordafrikanischen Staaten in die Behörden ist im Vergleich zur Mehrheitsbevölkerung deutlich geringer. Es gibt immer wieder Racial Profiling bei Polizeikontrollen, Rassismus und Diskriminierung in Sozialdiensten, Schulen, Spitälern.

**Sie sind Mitglied der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus. Wo steht die Schweiz diesbezüglich, verglichen mit unseren Nachbarstaaten?**

Es gibt keine vergleichenden Studien. Fakt ist aber, dass schwarze Menschen in der Schweiz häufig und intensiv Rassismus und Diskriminierung in allen Lebensbereichen erleben. Und Fakt ist auch: Der Rassismus wird hier verharmlost.

**Wie meinen Sie das?**

In der Politik, in den Behörden und in der Gesellschaft besteht kein Bewusstsein darüber,



*Machte auch positive Erfahrungen:* Ugochukwu.

dass die Schweiz vom Kolonialismus und von der Sklaverei profitiert hat und bis heute stark von kolonial-rassistischen Bildern geprägt ist. Und wenn ich schon einen Vergleich ziehen könnte, dann würde ich sagen, dass die Schweiz hier im Vergleich mit ihren Nachbarstaaten ein Entwicklungsland ist, in dem Sinne, dass wir noch nicht bereit sind, uns mit unseren kolonialen Verstrickungen und den Auswirkungen des strukturellen Rassismus auf die heutige Zeit auseinanderzusetzen.

**Was wäre zu tun?**

Wir leben leider in einem Land, in dem der Gesetzgeber nur in einem Artikel im Strafgesetzbuch die Bestrafung des Rassismus vorsieht (Art. 261 bis). Im Nationalrat wird sogar über die Abschaffung dieses Artikels diskutiert! Nachbarländer wie Frankreich, Lichtenstein und England verfügen über unabhängige Institutionen, die aktiv gegen Rassismus und Diskriminierung kämpfen. Solche Länder sind meines Erachtens weiter fortgeschritten. Ich danke aber dem Staatssekretariat für Migration, der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus sowie kantonalen und lokalen Stellen, die uns im Kampf gegen den Rassismus unterstützen.

**Die aus Afrika einreisenden Personen seien schwierig zu integrieren, hört man oft.**

Die Herausforderung besteht darin, dass es der Schweiz gelingt, ihre diskriminierenden Strukturen so abzubauen und eine tatsächliche Gastfreundschaft zu entwickeln, damit einreisende Menschen die Möglichkeit haben, gleichberechtigt zu den Ressourcen dieses Landes Zugang zu finden. Es scheint, dass die Schweiz die Schwarzen im Ausland mehr schätzt als ihre schwarzen Mitbürger. Das klingt nach Heuchelei.

Interview: René Zeller

## Wochenschau

Kim knuddelt: kein drohender Diktator, sondern nur ein einfacher, überglücklicher Koreaner, ein Mensch wie du und ich. So zugänglich und kumpelhaft zeigte sich der nordkoreanische Führer Kim Jong Un nach dem geglückten Test einer Interkontinentalrakete seinem Volk in einem für kommunistische Diktaturen ungewöhnlichen Propaganda-Bild: «Seht her, ich bin spontan und lieb.» Doch wer genau hinsieht, entdeckt Ungereimtheiten. Nur ein Feudalherrscher lässt sein Büro in die Natur hinaus schleppen. Der gehezte Soldat wirkt nicht entspannt, sondern erstarrt. Und hebt der andere Offizier die Hände freudig zur La-Ola-Welle? Oder verbirgt der Mann hinter ihm eine Waffe in der Hand?



# Sklaven der Vergangenheit

Von Philipp Gut — Ex-Tagi-Chef Res Strehle verteilt gern historische Zensuren. Die dunklen Seiten seiner eigenen Biografie beschweigt er bis heute konsequent.

Im *Tages-Anzeiger* vom letzten Samstag fuhr Res Strehle, Leiter des «Qualitätsmonitorings» von Tamedia und samtzüngiger rückwärtsgewandter Moralist, wieder einmal dicke Kanonen gegen Verblichene auf. «Alfred Eschers Erbe gründet auf Sklavenarbeit», dröhnte es auf der Frontseite. Im *Magazin*, der Wochenend-Beilage des Blatts, doppelte der Autor mehrseitig nach («Die Sklaven der Familie Escher»).

Aus einem Eintrag in einem Archiv in Havanna gehe hervor, dass Escher-Verwandte auf der Plantage «Buen Retiro» auf Kuba im Jahr 1822 über 80 Sklaven gehalten hätten. Das Gut gehörte bis 1845 Fritz und Ferdinand Escher, zwei Onkeln von Alfred. Das Geld dafür hatte ihnen ihr Bruder Heinrich vorgeschossen, der Vater von Alfred Escher. Dieser war damals drei Jahre alt.

Neu sind die Vorwürfe nicht. Bereits in den 1840er Jahren versuchten konservative Kreise dem liberalen Escher damit zu schaden, allerdings ohne Erfolg. Stadtschreiber Heinrich Gysi, der Drahtzieher der Kampagne, sei deswegen gerichtlich belangt und der Verleumdung und Beschimpfung schuldig gesprochen worden, schreibt Escher-Biograf Joseph Jung.

Was kümmert es Res Strehle? «Als grosser Liberaler und Pionier der Moderne hätte sich Escher am Umstand der unfreien Arbeiten stören müssen», kritisiert er. Schon zu seinen Lebzeiten habe es Gerüchte gegeben, dass der Reichtum seines Vaters aus Sklavenarbeit und Sklavenhandel stamme. «Damit wären die Modernisierung der Schweiz im 19. Jahrhundert und Zürichs Aufstieg zur Grossstadt mit der Leibeigenschaft und dem Blut nach Amerika und in die Karibik verschleppter afrikanischer Sklaven mitfinanziert worden.»

Aus der sicheren Distanz von zwei Jahrhunderten fällt Strehle ein hartes Urteil über Alfred Escher: Die Dankbarkeit gegenüber seinem Vater habe ihm «den Blick verstellt auf das grösste Übel seiner Zeit». Das sei «enttäuschend».

Die Frage stellt sich allerdings, ob Res Strehle die nötige Glaubwürdigkeit und Autorität besitzt, um als historischer Scharfrichter aufzutreten. Hatte er selbst nicht konsequent

geschwiegen, als die *Weltwoche* seine Verbindungen zur linksextremen Szene und zu verurteilten Gewalttätern im Umfeld der *Brigade Rosse* und der Roten Armee Fraktion (RAF) offenlegte?

Ende der 1970er Jahre lebte Strehle nämlich an der noblen Zürcher Neptunstrasse in einer Wohngemeinschaft mit Terroristen. Einer davon war der Grafiker Jürg «Jüre» Wehren, der 1983 vom Bezirksgericht Zürich zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt wurde («Besitz von Sprengstoff in verbrecherischer Absicht im terroristischen Umfeld»). Die von Wehren und seinen Komplizen angelegten Explosivlager sollen unter anderem für die RAF bestimmt

gewesen sein. Auch Nicola Bortone, der die *Brigade Rosse* mitgründete und später in Italien fünfeinhalb Jahre Haft kassierte, ging in der Strehle-WG ein und aus. Ebenso der 1981 verhaftete Tessiner Giorgio Bellini, der einen Anschlag auf den Sender Radio Free Europa mitgeplant haben soll.

In journalistischen Texten machte Strehle kein Hehl aus seinen radikalen Ideen, revolutionäre Gewalt befürwortete er. So verfasste er einen hymnischen Nachruf auf die Schweizer Terroristin Barbara Kistler, der selbst der linken *Wochenzeitung* zu extrem war. Mit der «Konsequenz ihres Handelns» habe die Revolutionärin, die angeblich «mit der Waffe in der Hand» gestorben sei, Massstäbe gesetzt, jubelte Strehle noch 1993. Damals war der Dr. oec. HSG 42.

Es gäbe also durchaus interessante Fragen zu Strehles Biografie zu stellen. Doch der Herold schonungsloser historischer Aufklärung bei anderen verdrängt seine Extremistenvergangenheit bis heute. «Warum schweigst du hartnäckig und auch auf mehrmalige Nachfragen von verschiedenen Seiten zu deinen historischen Verbindungen in die links-extreme Szene?», wollte die *Weltwoche* von Strehle wissen. «Ist dir das peinlich? Oder muss man dein Schweigen dahingehend interpretieren, dass du deine damaligen Positionen und die Kontakte ins Terrormilieu nach wie vor gutheisst?» Eine Antwort fand Strehle bis Redaktionsschluss dieser Ausgabe nicht. Offenbar bleibt der wortreiche Aufdecker fremder Vergangenheiten ein Sklave seiner eigenen unbewältigten Geschichte.

geschwiegen, als die *Weltwoche* seine Verbindungen zur linksextremen Szene und zu verurteilten Gewalttätern im Umfeld der *Brigade Rosse* und der Roten Armee Fraktion (RAF) offenlegte?



Geschichtsblind: Res Strehle.



# Rettet er die Schweiz zum zweiten Mal?

Als Finanzdirektor hat Franz Marty den Kanton Schwyz zu einem unglaublichen Wirtschaftsaufschwung geführt. Nun sucht er zu verhindern, dass die ärmeren Kantone den Finanzausgleich nutzen, um den reichen übermässig in die Taschen zu greifen. Von Beat Gygi (Text) und Herbert Zimmermann (Bild)

Wenn ein normaler Politiker «teils, teils» sagt, wirkt das meist unwillkürlich als Signal, dass es jetzt langweilig wird und ein unverbindlicher Wortschwall zu erwarten ist, der es mit oberflächlichen Argumenten möglichst vielen Gruppen gleichzeitig recht machen soll. Wenn hingegen der frühere Schwyzer Finanzdirektor Franz Marty «teils, teils» sagt, spitzt man die Ohren, weil es jetzt sicher ums Entscheiden in einem Zielkonflikt geht, der nicht einfach ausgeblendet oder mit schwammigen Worten übertüncht, sondern genau angeschaut wird. Es passt dazu, dass er im Gespräch mit Bewegungen sparsam und bei der Wortwahl zurückhaltend ist, automatisch achtet man dann auf kleinste Nuancen in Gesichtsausdruck und Darlegungen – dies umso mehr, als einem bewusst ist, dass er den föderalistischen Staatsaufbau der Schweiz ernster nimmt als viele andere Politiker und sein Vorschlag zur Reform des Finanzausgleichs nächstens in die Debatte kommt. Seit rund vierzig Jahren, heute als Siebzigjähriger mit viel Erfahrung, sucht er den Föderalismus in der Schweiz zu stärken, indem er sich, pauschal gesagt, für den Handlungsspielraum der Kantone wehrt.

## Erfolgsformel Sparsamkeit

Im Gespräch mit Marty ist es die Frage: «Erleben wir eine zunehmende Umverteilungsdemokratie?», auf die er zunächst mit «teils, teils» antwortet. Er fügt an, dass die Politik zwar oft, aber nicht immer auf eine wachsende Umverteilung hinauslaufe, denn «wir konnten in einigen Bereichen doch Entflechtungen durchsetzen und die Umverteilung zurücknehmen», meint er – und vor allem das Wort «wir» wirkt wie ein kleiner Stromstoss. Franz Marty war nämlich immer wieder dabei, wenn wichtige Spielregeln für die Finanzpolitik in der Schweiz festgelegt wurden. Er trat 1972 in die CVP ein, kam dann gleich in den Schwyzer Kantonsrat, 1984 wurde er in die Regierung gewählt, und da startete er seine beispiellose Karriere als Finanzpolitiker, die auch seinem Kanton eine aus damaliger Sicht fast unglaubliche Entwicklung gebracht hat.

In den achtziger und neunziger Jahren hat er als Finanzdirektor des Kantons Schwyz eine Finanzpolitik mit vergleichsweise niedriger Besteuerung verfolgt, die den Kanton für Steuerzahler zu einem äusserst attraktiven Standort gemacht und auf diese Weise viele Firmen und Personen angezogen und eine wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung gefördert hat, auf die andere Kantone neidisch sind. Er beschreibt den

Anfang seiner Karriere als kantonaler Finanzdirektor so: «1984 war der Kanton Schwyz sehr viel ländlicher als heute, er hatte nicht viele attraktive Firmen oder natürliche Personen, die ihre Steuern ablieferten. Aber es wurde schon vor meiner Zeit sehr sorgfältig gehaushaltet. Man hat immer grossen Wert auf Sparsamkeit gelegt und aufgepasst, den Staat nicht zu überfordern.» So seien viele Angebote im Sozial- und Bildungssektor durch Private erbracht worden, diese hätten entscheidende Aufbauarbeit geleistet, beispielsweise in der Sozialpsychiatrie. Lange Zeit sei das ein rein privater Dienst gewesen, und erst mit der Zeit seien dann Leistungsaufträge vom Staat gekommen und bezahlt worden.

Nach Marty's Worten lautet die Erfolgsformel für Kantone wie Schwyz – Obwalden ist der jüngste Erfolgsfall – etwa so: Sparsamkeit, eine relativ hohe Eigenverantwortung und natürlich auch die Nutzung der günstigen Lage im Zentrum der Schweiz und nah beim Wirtschaftsraum Zürich. Mit diesen Voraussetzungen sei er an die Arbeit gegangen und habe versucht, die Rahmenbedingungen noch zu verbessern. Mit dem Zuzug von Finanzdienstleistern habe man die Steuerbelastung dann erheblich reduzieren können. Aufsehen erregte natürlich der Umzug von Martin Ebners BZ-Gruppe von Zürich nach Schwyz im Jahr 1997. Marty betont, damals sei

auch ein technologischer Wandel im Spiel gewesen. In Zürich sei die Präsenzbörse durch die elektronische Börse abgelöst worden, so dass sich die BZ-Führung nicht mehr örtlich gebunden gefühlt und gefunden habe, sie könne ihre Geschäfte auch vom Kanton Schwyz aus führen. Dass Ebners Kantonswechsel derart Aufsehen erregt hat, war seiner Ansicht nach eine typische selektive Wahrnehmung, denn diese Entwicklung habe ja schon vorher eingesetzt und in Pfäffikon hätten sich schon etliche Finanzdienstleister angesiedelt gehabt.

## Villigers Verdienste

Marty und Ebner zogen in Schwyz zum Teil in die gleiche Richtung und setzten etwa auf Steuersenkungen, um die Attraktivität des Kantons zu erhöhen, aber mit der Zeit, so Marty, seien ihre Vorstellungen etwas auseinandergegangen. Er störte sich damals daran, dass Ebner das Aktiensparen bis in die bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnisse hinein zutragen versuchte. Er sei anderer Ansicht gewesen und habe immer daran erinnert, den Leuten dürfe man nicht nur vom durchschnittlichen Ertrag von acht Prozent auf Aktienanlagen erzählen, man müsse auch klar auf die Risiken hinweisen. Auf den Einwand, für Geldanlagen bleibe heute eigentlich kaum eine andere Möglichkeit als der Kauf von Aktien, entgegnet Marty, damals sei es anders gewesen, damals hätte niemand gedacht, dass dereinst eine mehr als zehn Jahre lange Periode der Tiefzinsen auf die Wirtschaft zukomme. Ins Gewicht gefallen sei dann auch, dass Ebner und er unterschiedliche Auffassungen vom Staat und von den Staatsaufgaben hätten. Ebners Ansatz, die Steuern gegen null zu senken, nicht nur die Unternehmenssteuern, habe ihn herausgefordert: «Da musste ich ihm entgegenhalten und sagen: «Wir haben eine Verpflichtung zum Gemeinwohl.»» Die von Ebner forcierte «Exzellenz für Schwyz» hätte zu Privatuniversitäten, Privatspitälern und anderen Einrichtungen geführt, bei denen für Marty schon allein die raumplanerische Lösung unklar gewesen sei.

Was war denn alles in allem das Wichtigste, das Marty in seiner Karriere erreicht hat? Er war ja später auch Verwaltungsratspräsident von Raiffeisen Schweiz, im Bankrat der Nationalbank oder Stiftungsratspräsident der Schweizer Berghilfe. Für einen grossen Teil seines Lebens, sagt er, habe er sich mit Finanzen und Finanzpolitik beschäftigt, die achtzehn Jahre

## DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

### Alchenstorf

**Matthias Sempach, Schwingerkönig 2013**

Als Schwinger hat man in den Sommermonaten nur beschränkt Zeit für Ferien. Unser Sehnsuchtsort ist das heimische Alchenstorf – an der Schnittstelle zwischen dem Emmental und dem Oberaargau. Wir haben die Natur vor der Tür und pflanzen im Garten unser eigenes Gemüse. Überhaupt bleiben wir gerne in der Region – machen Tages- oder Wochenendausflüge im Emmental oder im Berner Oberland.

Die grossen Familienferien sparen wir uns für später – für in zwei, drei Jahren – auf, wenn unsere Kinder etwas grösser sind.







*Gesetzgebung auf gefährlichen Pfaden:* ehemaliger Finanzdirektor Franz Marty.

als Finanzdirektor im Kanton Schwyz seien für ihn prägend gewesen, ja auch vom Alter her eigentlich seine besten Jahre. Aber er müsse sagen, dass er die Projekte im Zusammenhang mit der föderalen Finanzordnung für entscheidend halte, und besonders am Herzen gelegen habe ihm die Aufgabenentflechtung zwischen Bund und Kantonen sowie die Umstellung auf einen neuen Finanzausgleich (NFA).

Die Botschaft zur NFA, zur «Neugestaltung des Finanzausgleichs und der Aufgabenteilung zwischen Bund und Kantonen», wurde 2001 publiziert, 2008 trat das Gesetz in Kraft. Es waren also lange und aufwendige Arbeiten mit diesem Vorhaben verbunden, und Marty war an zentraler Stelle engagiert. Zwölf Jahre lang war er bei diesem Projekt voll dabei, auch weil er damals als Finanzdirektor eines gutgestellten Kantons der Überzeugung war: «Wenn wir den Föderalismus am Leben erhalten wollen, wenn wir wollen, dass die Kantone im Steuerwettbewerb bleiben dürfen, dann müssen wir einen Preis bezahlen, und das ist ein relativ gut dotierter interkantonaler Finanzausgleich.»

Haben sich bei diesen Themen Ökonomen und Politiker eigentlich gut genug verstanden? «Ich glaube schon», sagt er, jedenfalls habe er die Entwicklung der Debatte und Publikationen aus der Wissenschaft rege aufgenommen, namentlich zur Frage der Anreizsysteme. Vor allem in der Startphase hätten vier Professoren wichtige Beiträge geleistet, er selber habe dann

---

**«Wenn wir den Föderalismus am Leben erhalten wollen, müssen wir einen Preis bezahlen.»**

---

am Projekt teilgenommen, bei dem sich Bund und Kantone zusammen an die Arbeit gemacht hätten. Nach Martys Worten war es das erste Mal, dass Bund und Kantone paritätisch ein derart grosses Projekt an die Hand genommen haben, und zwar wirklich paritätisch. Beim Thema Ressourcenausgleich hatte der Bund den Vorsitz, der durch den damals im Finanzdepartement tätigen Ulrich Gygi wahrgenommen wurde, mit Peter Siegenthaler an seiner Sei-

te. Beim Thema Aufgabenentflechtung zwischen Bund und Kantonen hatte Marty die Leitung.

Es war eine harte Arbeit, Bund und Kantone kamen zusammen, um ihre vielfach verflochtenen Aufgaben auseinanderzunehmen. Marty erinnert sich, wie damals Professor Alfred Meier von der Universität St. Gallen zu ihm sagte: «Sie, Herr Marty, wollen Sie sich das wirklich antun?» «Wieso?», habe er damals in jugendlichem Optimismus zurückgefragt, darauf Meier: «Sie wissen doch, dass nicht einmal Bundesrat Kurt Furgler das zustande gebracht hat?» Tatsächlich seien die Widerstände enorm stark gewesen, die Bundesverwaltung und die Kantonsverwaltungen hätten sich abgesprochen und gegen das Vorhaben verbündet. In dieser Situation sei es dann vor allem Bundesrat Kaspar Villiger gewesen, der als überzeugter Föderalist das ganze Projekt im Bundesrat wie auch in der Verwaltung entscheidend vorangetrieben habe, am Schluss auch im Parlament. Gross seien in dieser Sache Villigers Verdienste.

### Zurück in der Werkstatt

Das Vorhaben neuer Finanzausgleich war in mehrfacher Hinsicht eine Premiere. Auslöser war im Grunde ein nüchterner Bericht des Bundesbeamten Fred Bangerter gewesen, der mit einer Finanzausgleichsbilanz in den neunziger Jahren erstmals die Wirkungen des damaligen Finanzausgleichs zwischen den Kantonen aufgezeigt hatte. Erstmals entstand damit Transparenz über die Finanzflüsse. Marty und seine Kollegen aus anderen Kantonen erschreckten, als sie sahen, wie das damalige System die Falschen belohnte. «Als wir diese Transparenz hatten, mussten wir uns sagen: «Das kann es ja nicht sein, dass man immer mehr Mittel in den Finanzausgleich hineingibt, aber die Disparitäten laufend gewachsen sind.»» Marty und Kollegen ergriffen von der Konferenz der kantonalen Finanzdirektoren aus die Initiative, nicht gerade zur Freude des damaligen Finanz-Bundesrats Otto Stich. Um sicher zu sein, wurden Professoren mit einer gründlichen Analyse beauftragt, und anderthalb Jahre später fiel der Entscheid, das Riesenprojekt anzupacken.

Nun ist Marty als Pensionär quasi zurück in die Werkstatt, es waren Reparaturarbeiten fällig. Er hat seit 2015 eine politische Arbeitsgruppe geleitet, die im Auftrag der Kantone einen Vorschlag zur Verbesserung des Finanzausgleichs zwischen den Kantonen ausgearbeitet hat; jetzt sind diese gerade in der politischen Debatte, um Reformen des NFA einzuleiten. Nach Martys Einschätzung haben die knapp zehn Jahre Praxis gezeigt, dass die Umverteilungsmöglichkeiten der Politik etwas einzuschränken sind. Wenn die Bundesversammlung, wie es die heutigen Regeln vorsehen, alle vier Jahre den Topf für den Finanzausgleich auffülle, hätten die Parlamentarier zu grosse Anreize, nach ihren Kantonsinteressen abzustimmen, was die Empfänger-

kantone zu Lasten der zahlenden Kantone bevorteile. Deshalb schlug die Arbeitsgruppe vor, das Volumen für den Ressourcenausgleich über das Gesetz zu bestimmen. Damit behielten ja National- und Ständerat ihre Steuerungsfunktion, aber die Entscheidung über das Umverteilungsvolumen sei nüchterner und weniger willkürlich, wenn sie im Gesetz formuliert sei, und damit nicht mehr dieser Beliebigkeit ausgesetzt wie heute, wenn die Parlamentarier alle vier Jahre, von den jeweiligen Interessen getrieben, über das Füllen des Topfes abstimmen. Dass Marty an diesem jüngsten Projekt mitarbeiten konnte, empfindet er wie die Komplettierung eines der entscheidendsten Projekte, an dem er in seinem Leben beteiligt gewesen ist.

### Opportunistische Note

Ist damit also die Umverteilungswut unter Kontrolle? Wie Marty eingangs schon sagte: «teils, teils». Den Finanzausgleich sieht er im Prinzip auf guten Wegen – wenn die weitere Entflechtung von Aufgaben zwischen Bund und Kantonen gelingt, erst recht. Aber «teils» sieht er die Gesetzgebung vor allem auf Bundesebene auf gefährlichen Pfaden. Da es in der Schweiz kein Verfassungsgericht gibt, kann die Politik relativ leicht Gesetze beschliessen, welche dem Bund Befugnisse geben, die er aus der föderalen Ordnung heraus eigentlich nicht erhalten sollte. Marty denkt etwa an Kita-Plätze, die eigentlich nicht Bundesaufgabe sind. Aber eben, die Verfassung zu ritzen, sei für den Gesetzgeber relativ einfach, und die Interessengruppen der Gesellschaft wüssten, dass sich Lobbying für die eigene Sache auf Bundesebene am besten lohne. Wenn ein Bundesparlamentarier mit einem Vorstoss erfolgreich sei, erreiche man damit gleich das ganze Land. Die 26 Kantonsregierungen anzugehen, wäre viel mühsamer.

Zudem sei es in der Bundespolitik oft nicht so, dass ein Parlamentarier allein aufgrund seiner Überzeugung und seines Gewissens handle, sondern die einzelnen Fraktionen bestimmten immer stärker sogenannte strategische Geschäfte. Seiner Ansicht nach haben sich diese Entwicklungen der letzten zwanzig bis dreissig Jahre verstärkt, dies möglicherweise auch im Zusammenhang mit der beobachtbaren Entwicklung in Richtung Berufsparlament. Aber das Volk kann doch Schranken setzen, ist das keine Garantie gegen Kompetenzüberschreitungen? Wenn es um härtere Fragen gehe, dann ja, meint Marty. Interessanterweise spielten diese Grundsatzüberlegungen eine kleine Rolle, wenn es um weichere Dinge gehe; zum Beispiel sei die Förderung des Musikunterrichts in die Verfassung aufgenommen worden. Die Politik sei da nicht anders als andere Lebensbereiche, sie habe immer eine starke opportunistische Note, nicht immer seien die Abwägungen ordnungspolitisch sauber, auch bei den Stimmbürgern nicht. ○



Brutaler Angriff: Anführer Felix G.



Elektroschockgerät: Joel F.

## «Er lacht über die Schweizer Gesetze»

Sie dealen mit Kokain und töten bei einem Raub beinahe ihr Opfer. Nur zwei Jahre nach der Tat sind Luis C. und Joel F. wieder auf freiem Fuss. Die Männer leben auf Kosten der Sozialhilfe. *Von Silvana Guanzirolì*

Es ist ein Fall, der kaum zu glauben ist. Erst recht nicht für das Opfer, den 55-jährigen André R. «Mein Vertrauen in die Schweizer Justiz ist zutiefst erschüttert», sagt der zweifache Vater. Seit der verhängnisvollen Nacht im Juni 2014 quälen den Aargauer Schmerzen, und er leidet unter Panikattacken. Es sind die Folgen des brutalen Angriffs, der ihn fast das Leben kostete.

In dieser Nacht steigen die Dominikaner Felix G., 40, Luis C., 51, und Joel F., 29, in André R.'s Wohnung ein. Sie sind auf der Suche nach Kokain, das sie bei ihm vermuten. Eine Prostituierte hatte der Bande den Tipp gegeben. Die Männer überwältigen ihr Opfer mit einem Elektroschockgerät und stechen mit einem Messer zu. «Sie haben mich regelrecht abgeschlachtet. In ihrem Bluttausch versetzten sie mir dreizehn Stiche. Zwei Täter hielten mich dabei fest», schildert er die Tat. Das Opfer wird schwer an Bauch und Leber verletzt.

Nur langsam erholt sich André R. von seinen körperlichen und seelischen Wunden. Vor kurzem hat ihn die Angst wieder eingeholt. Dem Schweizer ist das widerfahren, vor dem sich jedes Opfer fürchtet. «Ich ging in der Nähe meiner Wohnung die Strasse ent-

lang. Und da stand einer der Täter plötzlich vor mir. Keiner hat mir gesagt, dass er schon aus dem Gefängnis entlassen wurde», sagt er.

### «Uns sind die Hände gebunden»

Der zuständige Staatsanwalt Marc Dellsperger kann sich den Vorfall kaum erklären. «Ich habe nur auf dem Latrinenweg erfahren, dass der Mann wieder auf freiem Fuss ist. Auf Nachfragen wurde mir dies, unter Entschuldigung für das Versäumnis der Mitteilung, vom Bezirksgericht Baden bestätigt», erklärt er.

### «In ihrem Bluttausch versetzten sie mir dreizehn Stiche. Zwei Täter hielten mich dabei fest.»

Opfer und Täter wohnen nun fast Tür an Tür. «Zwischen unseren Wohnungen liegen nur wenige hundert Meter», so André R. Und auch Joel F.'s Komplize Luis C. sitzt längst nicht mehr hinter Gittern. Stattdessen müssen jetzt die Sozialämter in Zürich und Dietikon für ihren Lebensunterhalt aufkommen. Roger Bachmann, Sozialvorsteher der Stadt Dieti-



Auf dem Sozialamt: Luis C.

kon, ärgert sich: «Ich bin der Meinung, diese Täter dürften unsere Sozialwerke nicht weiter belasten. Aber wir sind nach Skos-Richtlinien verpflichtet, auch solche Straftäter zu unterstützen.»

Inzwischen beschäftigt der Fall auch die Zürcher Politik. So reichte SVP-Kantonsrat Jürg Trachsel im Oktober 2016 eine Interpellation ein. Er wollte wissen, ob die Dominikaner nach Verbüßung ihrer Haftstrafe das Land verlassen müssen. Der Zürcher Regierungsrat gab ihm zur Antwort: «Das Migrationsamt setzt die bundesrechtlichen Vorgaben konsequent um, insbesondere bei schwerwiegender Straffälligkeit wird stets die Ausschaffung angestrebt.»

Beim zuständigen Zürcher Migrationsamt heisst es jetzt aber auf Anfrage der *Weltwoche*: Es sei derzeit nicht möglich, ein Wegweisungsverfahren einzuleiten. «Uns sind die Hände gebunden, weil für den Widerruf einer Bewilligung infolge straffälligen Verhaltens ein rechtskräftiges Strafurteil vorausgesetzt wird», sagt Michael Schneeberger, stellvertretender Amtschef. «Sobald aber ein rechtskräftiges Urteil vorliegt, werden wir die erforderlichen Massnahmen ergreifen.»

Für André R. ist klar: Im Rahmen des Strafverfahrens ist es zu Versäumnissen gekommen. Dabei schien der Fall zunächst ganz einfach. Die Täter werden dank DNA-Spuren schnell verhaftet. Sie gestehen, ihr Opfer beraubt zu haben, und kommen in den vorzeitigen Strafvollzug. Auf die Frage, wer zugestochen habe, beschuldigen sie sich aber gegenseitig. Auch André R. kann den Messerstecher nicht identifizieren, da es dunkel war, als er angegriffen wurde.

Am 22. September 2016 kommt es am Bezirksgericht Baden zum Prozess. Weil die Messerstiche keinem Täter zugeordnet werden können, beruft sich das Gericht auf den juristischen Leitsatz «in dubio pro reo» (im Zweifel für den Angeklagten) und lässt die Anklage wegen versuchten Mordes fallen. Es verurteilt Luis C. und Joel F. lediglich wegen einfachen Raubs zu dreieinhalb Jahren, Felix G. wegen qualifizierten Raubs zu sechseinhalb Jahren Haft.

### Der Justiz seit Jahren bekannt

Das milde Strafmass macht es möglich, dass die Männer nun vorzeitig und auf Bewährung das Gefängnis bereits verlassen konnten. Und dennoch sind sie gegen das Urteil in Berufung gegangen. Obwohl Luis C. und Joel F. die verhängte Freiheitsstrafe längst abgesessen haben, klagen sie vor dem Aargauer Obergericht auf Reduktion der Haftzeit. Und weil ihr Verfahren damit noch hängig ist, können sie nicht ausgeschafft werden.

«Hier werden unsere Gesetze tatsächlich ad absurdum geführt», ärgert sich SVP-Nationalrätin Natalie Rickli. «Im schlimmsten Fall könnten diese Täter noch Jahre in der Schweiz bleiben, durch die Instanzen gehen und dabei Sozialhilfe kassieren. Das darf nicht sein», sagt sie.

Kommt hinzu: Hätte der Staat bereits konsequent eingegriffen, wäre die Tat so wahrscheinlich gar nie passiert. Felix G., er sitzt als

---

### «Diese Täter könnten noch Jahre in der Schweiz bleiben und dabei Sozialhilfe kassieren.»

---

Einziger noch im Gefängnis, gilt als Anführer der Bande. Seit Jahren ist der Dominikaner der Justiz bekannt. Er ist wegen Gefährdung des Lebens, Körperverletzung und Vergehen gegen das Betäubungsmittelgesetz vorbestraft. Als er wegen Kokainhandels eine Gefängnisstrafe absitzen muss, flieht er aus der Haft. Er wird in Spanien gefasst und an die Schweiz ausgeliefert. 2013 wird er vorzeitig auf Bewährung entlassen. Doch auch er wurde nicht ausgeschafft und lag stattdessen dem Sozialamt auf der Tasche. Eine Bekannte, die anonym bleiben will, sagt: «Er weiss genau, was er den Richtern und Anwälten erzählen muss. Er lacht über die laschen Schweizer Gesetze.»

Immerhin: Bei Felix G. will Staatsanwalt Dellsperger das erstinstanzliche Urteil nicht akzeptieren, er zieht die Anklage wegen versuchten Mordes vors Aargauer Obergericht weiter. «Ich kann nur hoffen, dass die Richter dort ein härteres Urteil fällen», sagt André R. «Nur so könnte ich wieder etwas zur Ruhe kommen.» ○

## Bern

# Krieg spielen

Die Berner Reitschule steht unter Denkmalschutz der Obrigkeit. Subventionen fließen unvermindert.

Als Hamburg brannte, hatte Bern ein ruhiges Wochenende. Die Reitschule war wegen Abwesenheit ihrer Betreiber geschlossen. So hatten sie es im April angekündigt. Wenn es um den heiligen Krieg gegen das Kapital geht, darf die subventionierte Moschee der roten Hassprediger mit dem Segen der Stadtregierung blau machen. Im «Leistungsvertrag» seien schliesslich «keine Öffnungszeiten stipuliert». Keine Rede davon, dass man nicht Tausende von jungen Kulturbgeisterten dafür bestrafen dürfe, dass sich in der Reitschule ein paar wenige Randalierer eingenistet haben – obwohl dies sonst das zentrale Argument von SP und Grünen gegen jegliche Kritik ist.

### «Kill the Cops»

«Eine ideologisierte Kuschelpolitik tiefroter und steinzeitgrüner Kommunalpolitik hat ein Milieu geschaffen, in dem sich Straftäter hinter einem Popanz aus Stadtindianer-Mief verschanzen, Anschläge planen und durchführen», kommentierte die deutsche Zeitung *Welt*. Was sie für Hamburg diagnostiziert, gilt auch für Bern: Selbst Parolen wie «Kill the Cops» und lebensbedrohende Attacken auf die Polizei haben dank verständnisvollen Politikern und Richtern kaum je spürbare Konsequenzen. Die Molotow-Cocktails, Feuerwerkskörper und Stahlkugeln von Hamburg sind der Berner Polizei vertraut. Im März wurden ihr Sprengfallen gestellt. Trotzdem konnte sich die Bundesstadt noch nicht einmal zu einer Streichung der Subventionen durchringen. Dabei ist schon lange klar, dass der Nährboden der Gewalt im gehätschelten Biotop Reitschule liegt.

Für die politische Protektion gibt es Gründe, aber keine rationale Erklärung: In der Reitschule verkehren nicht die Proletarier aus Berns Westen, sondern hauptsächlich die Söhne und Töchter gutsituierter Familien. Der Kulturbetrieb ist stetig gewachsen und hat sich zu einem wichtigen Veranstalter gemauert. Er ist zu einer Art menschlichem Schutzschild für die Verbrecher in den Katakomben geworden.

Die positive Seite der Reitschule sorgte bisher an der Urne für politischen Rückhalt. Die orthodox linke Stadtregierung interpretiert dies als Persilschein für einen faktisch rechtsfreien Raum. Die schwache bürgerliche Opposition verrennt sich regelmässig mit Maximalforderungen. Und während die Ideologen beider Seiten im Schützengraben liegen, fahren die lachenden Dritten mit dem Sonderzug nach Hamburg. Dort spielen sie Krieg. *Michael Hug*

# Vorschlaghammer und Skalpell

Alfred Heer gibt sich gerne hemdsärmelig. Auch deshalb wird der Zürcher Nationalrat und Europa-Spezialist unterschätzt. Mit seiner Kritik am Strassburger Polit- und Justizbetrieb sorgt er zusehends für Nervosität bei den Europa-Romantikern. *Von Alex Baur*

Da war kein abwägendes Wenn und Aber, kein magistrales Einerseits und Andererseits, als Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) letzte Woche vor versammelter Presse über die Selbstbestimmungsinitiative der SVP herzog. Dieses Volksbegehren sei ein Angriff auf die Demokratie, auf den Rechtsstaat, auf die Gewaltentrennung, auf die Menschenrechte. Mit den folgenden Schlagzeilen war alles gesagt: «Stabilität und Verlässlichkeit der Schweiz gefährdet» (*Walliser Bote*), «Kein Switzerland first» (*Aargauer Zeitung*), «Aufforderung zum Rechtsbruch» (*NZZ*), «Probleme statt Lösungen» (*SRF*).

Die verbalen Kraftmeiereien zeugen von Nervosität. Die Antithese zu Sommarugas Rundumschlag hatte der Zürcher Nationalrat Alfred Heer (SVP) bereits ein paar Tage zuvor geliefert, im *Sonntagsblick*. In einer nüchternen Abhandlung hatte er dort dargelegt, dass nicht die unbestrittenen und durch die Schweizer Verfassung garantierten Menschenrechte zur Debatte stünden; stossend sei lediglich deren «extensive Auslegung» durch den Europäischen Gerichtshof in Strassburg.

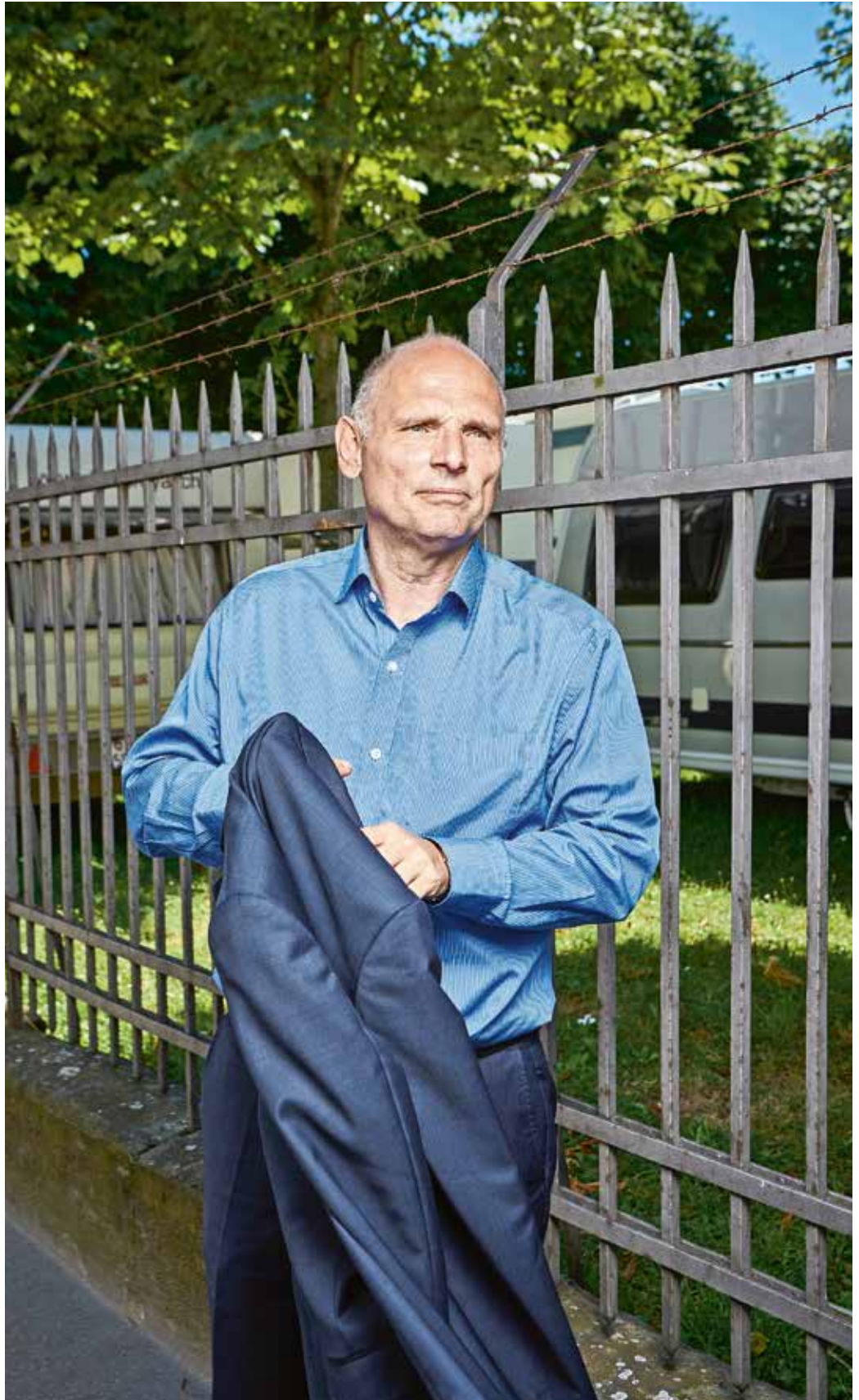
Anhand konkreter Beispiele zeigte Heer auf, dass die Urteile des Gerichtshofes keinesfalls skandalös seien und dass man in guten Treuen so oder auch anders hätte entscheiden können. Aber gerade dort liege eben das Problem: Das internationale Gericht fälle Entscheide, die auf nationaler und auf politischer Ebene gefällt werden müssten. Bei den effektiven Verletzungen der Menschenrechte etwa in der Türkei versage Strassburg dagegen kläglich.

## Dossierfestigkeit und Pragmatismus

Ob man Heers Sicht teilt oder nicht – seine sachliche Argumentation stand in einem eigentümlichen Kontrast zum schäumenden «Njet» aus Bern. Als einzige Zeitung nahm der *Tages-Anzeiger* den Ball auf und versuchte mit Gegenbeispielen aufzuzeigen, dass Strassbur-

## Heer beschreibt Korruptionsfälle und Fehlentwicklungen in Strassburg, die alarmieren müssen.

ger Richter «zur Stärkung und Weiterentwicklung der Menschenrechte» beigetragen hätten. Sieht man sich die Beispiele aber etwas genauer an – etwa die Aufhebung der Verjährungsfristen bei Asbestschäden oder die Gewichtung des journalistischen Quellen-



«Das ist Fäulnis»: Nationalrat Heer.

schutzes –, wird klar, dass sie Heers Kritik keineswegs widerlegen, sondern bloss davon ablenken wollen.

Man mag einwenden, dass Alfred Heer seinen politischen Gegnern die Diskussionsverweigerung leichtmacht. So bezeichnete er das Europaparlament in der *Weltwoche* kürzlich als «Kloake» und den Strassburger Gerichtshof als «Eiterbeule». Wer mit solchen Begriffen um sich wirft, disqualifiziert sich schnell selber. Liest man den *Weltwoche*-Artikel dann aber etwas genauer, beschreibt Heer konkrete Korruptionsfälle und Fehlentwicklungen in Strassburg, die alarmieren müssen.

Immerhin, der Mann weiss, wovon er spricht. Heer sitzt seit sechs Jahren im Europaparlament, er leitet die Schweizer Delegation, und selbst politische Gegner attestieren ihm Dossierfestigkeit und Geradlinigkeit. Heer sei im persönlichen Umgang an sich zugänglich und pragmatisch, er könne differenziert argumentieren, räumt sogar Karin Bauer ein, die 2015 für SRF einen umstrittenen Dokumentarfilm («Die Macht des Volkes») über den Kampf der SVP gegen die «fremden Richter» drehte. Doch sobald die Kamera lief, erklärt sie, habe Heer keine Zote ausgelassen, die sein Image als hemdsärmeliger *Polteri* zementierte.

TV-Filmerin Bauer nahm die süffigen Voten aber dankend auf. Entsprechend einseitig fiel der Film aus, nach dem wohlfeilen Motto: Einfach gestrickte Populistentöpel bekämpfen moderne, professionelle Institutionen, die nur das Gute wollen. Das Klischee ist wohlfeil, doch die Realität ist eine andere. Die vom Zürcher Rechtsprofessor Hans-Ueli Vogt ausgeklügelte Selbstbestimmungsinitiative ist nämlich ein völlig untypisches Unterfangen für die SVP. Es geht hier um rechts- und staatsphilosophische Fragen, die man schlecht auf ein paar eingängige Parolen reduzieren kann.

Diesmal sind die Rollen vertauscht. Plötzlich ist es die Volkspartei, die komplexe Mechanismen aufzudröseln versucht – während der Gegner die Debatte verweigert und hemmungslos auf Schlagworte wie «Menschenrechte» und «Rechtsstaat» setzt. Bislang gehörten solche Verkürzungen zum Erfolgsrezept der Volkspartei. Doch ihre Gegner haben dazugelernt und drängen die SVP nun mit ihren eigenen Mitteln in die Defensive.

Alfred Heer ist die Verkörperung des SVP-Dilemmas. Mit Provokationen und bissigen Voten hat er sich Aufmerksamkeit und gute Wahlresultate verschafft, aber auch erbitterte Feinde, die aus Prinzip gegen alles sind, was er vertritt. Wer sich ein Bild machen will von diesem Mann, der begibt sich am besten an die Bäckerstrasse im Zürcher Langstrassenviertel. Die Wahrscheinlichkeit, dass man ihn dort am Abend trifft, irgendwo zwischen dem «Piccoli-Accademia» (einer Fressbeiz der gehobenen Klasse, «Accademia del Gusto» für Ortsfremde) und «Vasco's Bar» (einem schicken Lokal

mit einem diskreten Hauch von Halbwelt), ist relativ gross.

Hier im Chreis Cheib, mitten im Multikulti- und Milieuviertel von Zürich, ist Heer (Jahrgang 1961) aufgewachsen. Hier ist er immer noch zu Hause (obwohl er heute im mehrbesseren Enge-Quartier wohnt), hier kennt ihn jeder, hier arbeitet auch seine Tochter. Sein Vater war Polizist, ein SVPLer der alten Schule. Hier hat er beim Transporteur Welte-Furrer seine KV-Lehre gemacht.

Es gibt aber auch einen weltläufigen Heer. Mehrjährige Aufenthalte in Genf, in den USA und in Italien erklären seine Sprachkenntnisse. In Mailand lernte er seine Frau kennen, eine Britin mit italienischen Wurzeln (sie verhalf ihm zu einem EU-Pass; inzwischen sind die beiden geschieden, sehen sich aber regelmässig).

In den 1990er Jahren machte Alfred Heer ein kleines Vermögen mit Parallelimporten von Apple-Computern. Seine Kundschaft (Arbeiterhilfswerk, Erklärung von Bern, Grafiker und Journalisten) gehörte zumeist dem «linken Kuchen» an. Nach der Schlacht um den EWR trat Heer, in den Fussstapfen des Vaters, in die Lokalpolitik ein, wohl mehr aus Pflichtgefühl denn aus Begeisterung. Als Listenfüller wurde er 1994 unverhofft in den Gemeinderat gewählt. Danach ging es die Leiter hoch: 1995 Kantonsrat,

---

## Wahrnehmung und Realität klaffen bei diesem Mann in vielen Bereichen weit auseinander.

---

2007 Nationalrat, 2009 Präsident der Kantonalpartei, 2011 Europarat.

Einen eigentlichen Wahlkampf habe er nie geführt, versichert Heer, er halte nichts davon, sich vor den Wahlen anders zu geben als sonst – «so gesehen, führe ich immer Wahlkampf». Die Computerbude betreibt er nebenbei immer noch, zusammen mit dem Zürcher Parteifreund Mauro Tuena, allerdings auf Sparflamme und als Servicebetrieb. Im Grunde ist Alfred Heer längst ein Berufspolitiker, auch wenn er nie als solcher wahrgenommen wurde. Aber Wahrnehmung und Realität klaffen bei diesem Mann in vielen Bereichen ziemlich weit auseinander.

### «Alibi-Urteile»

Mit seinem schweren Gang und seinen bärbeisigen Zoten gibt Weltenbummler Heer eher den Bauern ab, für den ihn viele halten. Als *street-smart* charakterisieren ihn jene, die ihn etwas besser kennen, als einen, den man ständig unterschätzt. Seine einfache (aber niemals anbiedernde) Sprache hat schon manch einen aufs Glatteis geführt. Heer ist schlagfertig, spricht Sätze ungeniert aus, die politisch Korrekte nicht einmal zu denken wagen. Er nimmt aber auch kein Blatt vor den Mund, wenn er die eigene Partei kritisiert. Die einseitig auf Ausländerthemen fokussierte Wahlkampagne der SVP

## DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

### Bregenzerwald

**Yvonne Reichmuth, Designerin**

Vor Jahren verlegte ich mein Atelier in ein altes Bauernhaus tief im Bregenzerwald. Geblieben ist die Liebe zur Ruhe und zur Natur – perfekt für Menschen, die unweit von Zürich einen erholsamen Kurzurlaub suchen. Der Ach entlang lassen sich versteckte Plätze zum Schwimmen im kalten, klaren Fluss finden. Nach einer Wanderung kann man sich abends den Bauch mit Käsespätzle vollschlagen, etwa in Kaltenbrunnen mit Aussicht über den Wald und auf den Sternenhimmel. Im Sommer empfiehlt sich zudem ein Besuch der Festspiele in Bregenz; das wechselnde Bühnenbild im Bodensee ist eine Attraktion für sich.



etwa bezeichnete er öffentlich als «gaga». Patriotismus und eine strenge Einwanderungspolitik ja, fand er, Fremdenfeindlichkeit nein, egal, ob latent oder offen. Diese unverblühte Art beschert Heer eine gewisse Glaubwürdigkeit über die eigene Partei hinaus – und bisweilen ein Murren in den eigenen Reihen.

Im Gespräch lernen wir einen Alfred Heer kennen, der den Rats- und Gerichtsbetrieb in Strassburg mit dem Skalpell seziert. Wie glaubwürdig ist ein Gerichtshof für Menschenrechte, der sich mit den Sozialversicherungen in der Schweiz herumschlägt und derweil Redeverbote und politische Häftlinge in der Türkei ignoriert? Warum macht der ach so kritische Gebührensender nicht einmal darüber einen Dokumentarfilm? Sind nicht vielmehr die «Alibi-Urteile» gegen Länder wie die Schweiz eine Bedrohung für die Menschenrechte, weil man sie nicht mehr ernst nimmt? Woher nehmen sich Richter das Recht, gesellschaftspolitische Entwicklungen vorwegzunehmen? Indem er sich eigenmächtig in politische Fragen einmische, werde der Gerichtshof zusehends zur Bedrohung für die Demokratie, die er eigentlich schützen müsste.

Bis in die 1990er Jahre galt es als selbstverständlich, dass das nationale Recht im Konfliktfall gegenüber internationalen Konventionen den Vorrang hatte, ohne dass die Schweiz deshalb als Schurkenstaat wahrgenommen worden wäre. Denn die meisten Länder würden es bis heute so halten. Der Europarat, meint Heer, ja auch die EU wären an sich eine gute Sache. Aber man müsse Fehler korrigieren. «Ich bin nicht gegen die Idee», sagt Heer, «aber dagegen, wie es läuft.» Und dann muss er halt doch noch einen mit dem Vorschlaghammer draufsetzen: «Das ist Fäulnis – decay.» ○

# Weiche Knie

Nun auch noch Esther Maurer: Mit der ehemaligen Zürcher SP-Stadträtin und Chefin von Solidar Suisse beruft Bundesrätin Sommaruga eine weitere Person mit Hilfswerk-Vergangenheit ins Staatssekretariat für Migration. Das Amt wird mittlerweile von früheren NGO-Aktivisten dominiert. *Von Alex Reichmuth*



*Delikate Aufgabe:* SP-Politikerin Maurer.

Die Meldung traf letzte Woche ein: Esther Maurer wird Vizedirektorin beim Staatssekretariat für Migration (SEM) und ist dort zuständig für den Asylbereich. Die Sozialdemokratin ist in der Öffentlichkeit bestens bekannt. Sie sass zwölf Jahre lang in der Zürcher Stadtregierung. Nach ihrem Rücktritt wechselte sie in die Hilfswerk-Branche und führt nun seit fünf Jahren Solidar Suisse, das frühere Schweizerische Arbeiterhilfswerk.

Beim SEM ist Maurer nun quasi unter ihresgleichen: Direktor Mario Gattiker hat als früherer Leiter des Rechtsdienstes von Caritas ebenfalls viele Jahre für die sogenannten NGOs gearbeitet. Es mache Gattiker Mühe, «sich in Menschen hineinzusetzen, die sich vor Asylsuchenden fürchten», schrieb die *Aargauer Zeitung*, nachdem 2012 Einwohner von Bettwil im Kanton Aargau gegen ein geplantes Asylheim auf die Barrikaden gegangen waren. Auch Gattikers Stellvertreterin Barbara Büschi dürfte mit ihrem Chef wenig weltanschauliche Differenzen haben, war sie doch früher Präsidentin von Caritas Bern.

Das Staatssekretariat für Migration steht seitens bürgerlicher Politiker seit langem in der Kritik, dass es fast jeden illegal Zugereisten als Flüchtling betrachte und grosszügig Bleiberechte verteile, statt die geltenden Gesetze durchzusetzen. Vor allem seit Simonetta

Sommaruga (SP) Vorsteherin des Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) ist, gleicht das SEM in der Ausrichtung tatsächlich oft mehr einem Hilfswerk als einer staatlichen Behörde. Sommaruga, die für die Einstellung Maurers zuständig ist, hat selber eine NGO-Vergangenheit. Sie war vor der Wahl in den Bundesrat fünf Jahre lang Präsidentin von Swissaid.

Esther Maurer wird nun dafür verantwortlich sein, dass im Asylwesen alles besser, schneller und billiger wird – denn das wurde dem Volk letztes Jahr vor der Abstimmung über das revidierte Asylgesetz versprochen. Es wartet also eine politisch höchst delikate Aufgabe auf sie. 2010, nach ihrem Rücktritt als Zürcher Polizeivorsteherin, sagte Maurer gegenüber dem *Tages-Anzeiger* noch, sie schätze es sehr, keine öffentliche Person mehr zu sein und der Öffentlichkeit keine Rechenschaft mehr ablegen zu müssen. Offensichtlich will sie sich nun wieder exponieren.

Im Zürcher Stadtrat war Esther Maurer regelmässig mit Ausschreitungen konfrontiert, die aus dem Ruder liefen. Ihre Zeit als Polizeivorsteherin war insofern buchstäblich von Scherben geprägt. Mehrmals musste sie heftige Kritik wegen ihres Auftretens einstecken. 2002 ortete eine Kommission des Stadtparlaments bei der früheren Französischlehrerin ganz offiziell Kommunikations- und Füh-

rungsmängel. Viel Freude schien das Regierungsamt Maurer nicht zu bereiten. Sie mache «einen sauertöpfischen und verkrampften, bisweilen sogar verbissenen und gereizten Eindruck», schrieb die NZZ.

## 50 000 Flüchtlinge aufnehmen

Vermutlich lag ihr die Aufgabe als Geschäftsführerin von Solidar Suisse weit besser. Hier verhielt sie sich ganz so, wie man es von einer Vertreterin des linken Justemilieu erwartet: Sie verurteilte die angebliche Ausbeutung des Südens, machte Weltkonzerne für Hunger und Armut verantwortlich und forderte mehr Geld für Entwicklungshilfe. «Es gibt einen direkten Zusammenhang zwischen den Zuständen in Ländern des Südens und dem, was wir hier konsumieren», mahnte Maurer 2016 anlässlich der Verkündung eines Städte-Rankings in Sachen Nachhaltigkeit. «Heute stehen wir vor der grossen Aufgabe, soziale Gerechtigkeit zu globalisieren», wird sie im Online-Auftritt des Hilfswerks zitiert. Unter Maurer setzte Solidar Suisse auf «Sensibilisierungskampagnen» im Greenpeace-Stil: Es gab im Internet eine gefälschte Fifa-Website zu sehen (um auf Missstände im Vorfeld der Fussball-WM in Rio aufmerksam zu machen) und in der Zürcher Bahnhofstrasse lebende Barbie-Figuren zu betrachten (um auf schlechte Arbeitsbedingungen bei chinesischen Spielzeugherstellern hinzuweisen).

Esther Maurer gehörte vor einem Jahr zu den ersten Unterzeichnern eines Appells, in der Schweiz zusätzlich 50 000 «Flüchtlinge» aufzunehmen. Bei den Bürgerlichen reagiert man skeptisch bis ablehnend gegenüber ihrer Berufung ins SEM. Als «sehr problematisch» erachtet CVP-Präsident Gerhard Pfister die dortige Häufung von Führungsleuten mit NGO-Vergangenheit. Das Staatssekretariat werde in Zukunft wohl noch stärker vom «Helfersyndrom» geprägt sein, befürchtet SVP-Nationalrat Andreas Glarner. Kurt Fluri hat angesichts der Ernennung Maurers gemischte Gefühle. Es seien im SEM auch andere Sichtweisen als die von Hilfswerken nötig, betont der FDP-Nationalrat.

Maurer selber wollte sich auf Anfrage nicht zu ihrer neuen Funktion äussern. Darum muss offenbleiben, ob die Aufgabe eine solche ist, von der «ich wieder weiche Knie kriegen kann», wie sie 2010 in einem Interview schwärmte. Der dicke Hals bei ihren politischen Gegnern ist jedenfalls schon garantiert. ○

# Bekenntnisse eines Gaffers

Ob bei Unfällen, Katastrophen oder jetzt bei den Strassenschlachten in Hamburg, über einen Menschenschlag können sich alle ereifern: die Gaffer. Also über mich.

Von Rico Bandle

Kurz nach dem Busunglück in Bayern mit achtzehn Toten kam ein Redaktionskollege auf mich zu und sagte: «Schon verrückt, diese Gaffer.» Ich klickte mich durch die Nachrichtenseiten im Internet, tatsächlich waren die Schaulustigen überall ein grosses Thema. «Ärger über Gaffer», hiess es auf einem Portal. Auf einem anderen: «Sensationsgeile Gaffer sollten auch gesellschaftlich an den Pranger gestellt werden.» Der Tenor war eindeutig: Gaffen ist eine Plage, die Schaulustigen gehören bestraft. Auf einem Newsportal analysierte der Psychologe Michael Thiel diese verachtenswerte Spezies Mensch. Im Video-Interview erklärte er, Gaffer seien Personen mit schwachem Selbstwertgefühl: «Im Vergleich mit jenen, die nach einem Unfall blutüberströmt am Boden liegen, geht es denen [den Gaffern] natürlich besser.» Es schien, als ereiferten sich die Leute mehr über die Gaffer als über den Unfall mit den vielen Toten.

Einige Tage später brannten in Hamburg während des G-20-Gipfels die Strassen. Ein Hauptproblem dabei, zumindest wenn man den Medien glaubt: die Gaffer. «Gewalt gucken, wie geil!», titelte *Spiegel* online. Auch hier wieder: Der Ärger über die Schaulustigen war vielerorts grösser als jener über die Krawallanten, die ein ganzes Stadtviertel verwüsteten. Auf sozialen Medien kursierten Bilder von Leuten, die vor brennenden Strassensperren Selfies machten. Von links bis rechts herrschte für einmal Konsens: Die Gaffer sind aufs schärfste zu verurteilen.

## Neugier gilt plötzlich als böse

Dem Kollegen, der mich auf das Gafferthema angesprochen hatte, antwortete ich nach kurzem Zögern: «Ich glaube, ich bin auch ein Gaffer.» Ich erinnerte mich an einen Velounfall, den ich einige Tage zuvor beobachtet hatte. Zwei Fahrräder waren ineinandergedackelt. Die Fahrer lagen beide am Boden. Ich bot meine Hilfe an, sie lehnten ab. Anstatt wegzugehen, beobachtete ich die beiden aus sicherer Distanz diskret weiter. Wie verhalten sie sich? Sind sie wütend aufeinander? Geben sie sich gegenseitig die Schuld? Wie kaputt sind die Fahrräder? Das war zu spannend, als dass ich mich einfach hätte davonmachen können. Und ich gebe zu: Ich bin auch schon mal an einem 1. Mai in Zürich stehen geblieben, als Linksautonome wüteten. Wie verhält sich die Polizei? Was sind das für Leute, die im angeblichen Kampf für Gerechtigkeit verummumt Scheiben von kleinen Geschäften einschlagen?

Meine Neugier ist schlicht stärker als die in-

tere Stimme, die sagt, dass sich gaffen nicht gehört. Wäre ich letzte Woche in Hamburg gewesen, hätte ich die Krawalle wohl auch mitverfolgt.

Ich stöbere weiter im Netz und stosse erneut auf den Psychologen Michael Thiel. Schon bei früheren Ereignissen hat er zu Gaffern Auskunft gegeben. Er scheint *der* Gaffer-Experte der deutschen Medien zu sein. Zuverlässig liefert er jene Zitate, die empörungsfreudige Journalisten nach Unfällen und Krawallen erwarten. «Diese Menschen gaffen in einer Mischung aus Sensationsgier, Schadenfreude und der Suche nach einem emotionalen Kick», sagt er zum Beispiel. Oder: «Was diesen Gaffern auf jeden Fall fehlt, ist eigentlich das, was uns menschlich macht, nämlich Empathie, auch Einfühlungsvermögen genannt.» Eigentlich, so findet der Experte, sei der Gaffer «ein feiger Mensch».

Intuitiv möchte man ihm ja recht geben. Bis man selbst Zeuge eines Unfalls oder einer gewalttätigen Demonstration wird. Natürlich schaut man hin. Ich zumindest tue es. Fehlt es nicht gerade bei jenen, die einfach weitergehen, an Empathie und Einfühlungsvermögen? Neugier gilt bei jedem Bewerbungsgespräch als positive Eigenschaft, hier aber soll das anders sein? Wir reden hier nicht von unterlassener Hilfeleistung oder Behinderung von Hilfskräften durch Gaffer – selbstverständlich ist dies zu verurteilen – sondern von Leuten, die einfach Inter-

esse zeigen, die als Augenzeugen dabei sein wollen, wenn etwas Aussergewöhnliches passiert.

## Wer nicht gafft, verpasst etwas

Die reflexartige Medienempörung erstaunt vor allem deshalb, da wir Journalisten im Grunde Berufsgaffer sind. Wir gaffen und berichten für all jene, die nicht selbst gaffen konnten. Fühlen sich Journalisten von Gaffern mit gezückter Handy-Kamera bedroht? Vielleicht. Aber auch die Leser stimmen in die Empörung ein, wie den Kommentaren unter den Online-Artikeln zu entnehmen ist. Sie begaffen das Spektakel via Medien und schimpfen über die Gaffer vor Ort. Der Gaffer wird zum Blitzableiter, an ihm entladen sich Wut und Trauer, die eigentlich dem Unglücksgeschehen gelten.

Es sei pietätlos, zuzuschauen, wenn Menschen Leid erfahren, lautet ein vielgehörtes Argument. Das sei reine Sensationslust. Doch dieselben Leute, die das sagen, gehen dann mit dem Bild eines toten Flüchtlingsjungen am Strand auf Spendenjagd.

Nein, stolz bin ich nicht darauf, dass mich Unfälle neugierig machen, dass Menschenansammlungen mich wie ein Magnet anziehen, da ich wissen möchte, was dort los ist. Grund zum Schämen ist dies aber nicht. Wer nicht gafft, verpasst etwas. Denn das Leben schreibt bekanntlich die besten Geschichten. ○



«Emotionaler Kick»: Ausschreitungen am G-20-Gipfel in Hamburg.

# Alles ist CVP

Im heftig geführten Streit um einen fairen Milchpreis geben Vertreter der CVP hüben wie drüben den Ton an. Der bäuerliche Sektor wird von Filzokratie überwuchert.

Von Hubert Mooser

Als vor einigen Wochen die Schweizer Botschaft in Berlin ihr 150-Jahr-Jubiläum feierte, reiste auch der Direktor des Schweizer Milchproduzentenverbandes, Hanspeter Kern, in die deutsche Hauptstadt. Im Gepäck führte Kern eine künstlerisch gestaltete Kuh mit, die er Botschafterin Christine Schraner Burgener überreichte. Das Geschenk war als Symbol gedacht für Schweizer Spitzenprodukte aus der Milchproduktion wie Schokolade und Käse.

Aber inzwischen steht die Kuh auch als Symbol einen merkwürdigen Streit um die Milch und ihren Preis. Dieser Streit führt uns vom weissen Rohstoff tief in die schweizerische Politik und die Geheimnisse ihrer Parteien.

## Richtpreis als Zankapfel

Zur Sache: Die Bauern sind unzufrieden. Der Preis, den ihnen die vier grossen Verarbeiter in der Schweiz Elsa (Migros), Emmi, Hochdorf (beide Luzern) und Cremo (Freiburg) zahlen, sei zu niedrig. 65 Rappen pro Kilo Milch hat die Branchenorganisation BO Milch als Richtpreis festgelegt für Milch der Produktgruppe A. Das sind Milchprodukte mit hoher Wertschöpfung, die durch hohe Importzölle geschützt sind. Was die Verarbeiter dann tatsächlich für die Milch zahlen, weiss niemand so genau. Aber der Bauernverband hat durch Umfragen herausgefunden, dass sich die Milchbarone nicht an den Richtpreis halten.

Werden die Bauern über den Tisch gezogen? Während die Konzerne abkassieren? Zieht ein heimliches Kartell der Preisdrücker aus dem Hintergrund die Fäden gegen die Landwirte? Das bestreiten natürlich die Angeschuldigten. Auch der Verdacht, beim Milchpreis führe die Parteipolitik Regie, wird heftig zurückgewiesen. Der Zuger CVP-Ständerat Peter Hegglin, seit Frühjahr 2017 Präsident der BO Milch, betont: «Es sind die Marktakteure, die die Preise untereinander aushandeln.»

Das klingt gut, aber stimmt es auch? Was auffällt: Alle Hauptdarsteller des Milchkriegs sind, und zwar ausnahmslos, Spitzenpolitiker einer einzigen Partei – der CVP. Die Christdemokraten halten das absolute Milchmonopol. Sie kontrollieren im umkämpften Milchmarkt die Produktion, die Preisgestaltung, die Verarbeitung, den Handel – und am Ende auch den Widerstand. Wie konnte es nur soweit kommen?



CVPlern mit CVPlern gegen CVPlern: CVP-Mann Hegglin.

Als die alte Marktordnung und die staatliche Milchkontingentierung fielen, bildete sich die Branchenorganisation BO Milch. In diesem Organ sollen alle Kreise der Milchwirtschaft gemeinsam und periodisch einen gerechten Milchpreis definieren. Der ehemalige Aargauer CVP-Nationalrat Markus Zemp, der den Branchenverband jahrelang leitete, ist im Frühjahr zurückgetreten. Auf ihn folgte Parteikollege Peter Hegglin. Bevor Hegglin Regierungsrat und Ständerat wurde, war der Meisterland-

## Die CVP kontrolliert Produktion, Preisgestaltung, Verarbeitung, Handel – und Widerstand.

wirt selber Milchproduzent. Er sagt, es sei ihm ein Anliegen, der Milchwirtschaft in der Schweiz wieder den Stellenwert zu geben, den sie hatte.

Der erfolgreiche Milchverarbeiter Emmi AG ist, wenn es um die Preise geht, ein Schlüsselunternehmen. Emmi verarbeitet einen Drittel der Schweizer Milchmeng. An der Spitze des Verwaltungsrates thront mit dem Luzerner CVP-Ständerat Konrad Graber ein Parteikollege Hegglin. Der Emmi-Präsident findet, das Unternehmen halte sich an den Richtpreis der BO Milch und zahle insgesamt einen über

dem Durchschnitt liegenden Milchpreis.

Laut Graber gibt es ein weltweites Überangebot an Milch. Die Preise von Produzenten, Verarbeitern und Grossverteilern würden deswegen unter Druck geraten. Die Umsätze mit Milchprodukten im Schweizer Detailhandel seien in den ersten fünf Monaten des Jahres im Vergleich zum Vorjahr rückläufig. Emmi ist es trotzdem nicht schlecht ergangen. Der Aktienkurs zeigt steil nach oben. Innerhalb von fünf Jahren verdreifachte sich der Börsenwert des Milchunternehmens. Klar, wollen die Milchproduzenten von diesem Kuchen jetzt ein grösseres Stück.

## Bauern nehmen Emmi im Visier

Zuerst stand die Migros im Zentrum der Wut, nun rückt Emmi ins Visier. Die Zeitung *Schweizer Bauer* polterte vor gut drei Wochen, das Unternehmen halte sich nicht an den BO-Milch-Richtpreis.

Im Hintergrund mischt Bauernpräsident und Nationalrat Markus Ritter mit, CVPlern selbstverständlich auch er. Ritter macht öffentlich Druck. Mit Einzelschicksalen will er diesen Sommer auf die teils prekäre Situation hinweisen. Es tobt ein regelrechter Milchkrieg – in den Reihen der CVP.

Eigentlich müsste der umtriebige Bauernpräsident bei diesem Kampf für höhere Preise alle Milchproduzenten an seiner Seite wissen. Aber hat er das auch wirklich? Die grösste Aktionärin der Emmi AG, die Genossenschaft der Zentralschweizer Milchproduzenten (ZMP), sollte die Interessen der Milchbauern verteidigen. Sollte! Aber eben – als Hauptaktionärin der Emmi hat die ZMP gleichzeitig ein Interesse daran, so günstig wie möglich einzukaufen. Und wer sitzt an der Spitze dieser Genossenschaft und ist gleichzeitig Verwaltungsrat der Emmi? Richtig: Thomas Oehen-Bühlmann, diplomierter Meisterlandwirt und Lokalpolitiker der CVP.

Wir fassen zusammen: Die Milch wird allmählich sauer, und die CVP hat im Milchkrieg so viele Hüte auf, dass selbst Direktbeteiligte den Überblick verlieren können. CVPlern verhandeln mit CVPlern gegen CVPlern. Was immer dabei am Ende herauskommt: In der Schweiz weiss keine andere Partei besser Bescheid, wie man sich auf allen Seiten die wichtigen Posten sichert. ○



# Der Kampf wird härter

Das Schweizer Fernsehen SRF wehrt sich gegen den Vorwurf von 3+-Chef Dominik Kaiser, ihn bei «The Voice of Switzerland» mit Gebührengeldern überboten zu haben. Wer hat recht? *Von Rico Bandle*



Marktverzerrung: «The Voice»-Siegerin Gulino.

Das *Weltwoche*-Interview mit Privatfernsehkönig und 3+-Chef Dominik Kaiser vor zwei Wochen hat bei SRF für Aufregung gesorgt. Kaiser hatte erzählt, wie er von SRF beim Verfahren um die Übertragungsrechte für die Castingshow «The Voice of Switzerland» ausgebootet worden sei: Er habe SRF vorgeschlagen, das Erfolgsformat gemeinsam zu produzieren und alternierend auf SRF und seinem Sender 3+ auszustrahlen. «SRF wollte dies unter keinen Umständen, also kam es zu einem Wettbieten. SRF hat uns dabei überboten.»

Die Aussage ist hochbrisant: Sie besagt, dass SRF mit seinen jährlichen Gebühreneinnahmen von 1,2 Milliarden Franken private Anbieter bei Rechtevergaben aussticht. Entspricht dies der Wahrheit, so handelt es sich um einen klaren Fall von Marktverzerrung. Und auch im Sinne des Service public wäre das Vorgehen fragwürdig: Gebührengelder für Sendungen zu verwenden, die auch Private machen würden, ist nur schwer zu rechtfertigen.

Bereits einen Tag nach Veröffentlichung des Interviews erreichte die *Weltwoche* ein Schreiben der SRF-Rechtsabteilung. Darin wurde der Abdruck einer Richtigstellung gefordert. Darin heisst es unter anderem: «Diese Aussage [jene von Dominik Kaiser] ist falsch. Ein Wettbieten für die Vergabe der Rechte für die Cas-

tingsshow «The Voice of Switzerland» hat es nie gegeben. Demzufolge kann SRF auch niemanden «überboten» haben. Die Lizenzkosten wurden vom Lizenzgeber festgelegt. SRF war bereit, diese Lizenzkosten zu zahlen.»

Dominik Kaiser von 3+ hält an seiner Aussage fest. Ob und in welcher Form die *Weltwoche* die Richtigstellung abdrucken muss, ist noch unklar. Aber wer hat recht?

Der *Weltwoche* liegt ein Schreiben der niederländischen Talpa-Global-Gruppe vor, die die Rechte von «The Voice» weltweit vermarktet. Darin ist beschrieben, wie die Vergabe in der Schweiz gelaufen ist. Tatsächlich gab es kein Wettbieten im Sinne einer Auktion. Talpa Global stellte den beiden Schweizer Interessenten die Konditionen für die Rechteübernahme gleichzeitig zu. Dabei ging es nicht nur um Geld, sondern auch um Vorgaben zur Umsetzung. SRF akzeptierte die Bedingungen, 3+ hingegen wollte nachverhandeln. Also ging der Zuschlag an SRF.

## Private bedrängen SRF

Gemäss dieser Darstellung haben beide Seiten ein Stück weit recht: SRF, da es kein Wettbieten im wörtlichen Sinne gab, 3+, da gut möglich ist, dass der Privatsender den Zuschlag für die Sendung zu günstigeren Konditionen erhalten hätte, wäre SRF nicht gewesen.

Dass SRF bei dieser fünf Jahre zurückliegenden Angelegenheit noch immer derart gereizt reagiert, ist Ausdruck der gegenwärtigen Unsicherheit beim Gebührensender. Lange war der Fernsehmarkt in der Deutschschweiz statisch, SRF dominierte fast uneingeschränkt. Dies hat sich drastisch geändert. Private Anbieter machen der SRG die Rechte für Sportübertragungen streitig. Mehrere Aushängeschilder wie Steffi Buchli oder Urs Gredig haben SRF verlassen, um bei Privaten zu arbeiten. Im Unterhaltungsbereich spürt SRF den Druck der stetig wachsenden 3+-Gruppe von Dominik Kaiser. Für SRF bedeutet das: Der Kampf um Übertragungsrechte und Marktanteile wird zunehmend härter.

Unter dieser neuen Voraussetzung stellt sich vor allem die Frage: Wenn Private mittlerweile in so vielen Bereichen dasselbe Angebot liefern können, weshalb braucht es dann noch die SRG? Angesichts der bevorstehenden «No Billag»-Initiative, die die Streichung der Fernseh- und Radiogebühren vorsieht, ist diese Entwicklung für die SRG hochgefährlich. ○

## Islam

### Wegschauen

Wie linke Medien den Fall des muslimischen Schülers schönreden, der Schaffhausen terrorisiert.

Der «Fall Bachschulhaus» zieht weitere Kreise. Jetzt ist die journalistische Nachhut dran. Kürzlich sprangen das *Magazin des Tages-Anzeigers* und die *Wochenzeitung (Woz)*, beide aus Zürich, auf den Zug auf, nachdem zuvor die liberalen *Schaffhauser Nachrichten* und in ausgedehnten Recherchen die *Weltwoche* berichtet hatten. Längst sind die Ereignisse zu einer Realsatire des Journalismus geworden. An ihrem Beispiel lässt sich studieren, wie Medien etwas in sein Gegenteil verkehren.

Den Anfang macht das *Tagi-Magi* vor zehn Tagen. Die Story war sogar als Titel aufgemacht und wollte weismachen, es sei eigentlich gar nichts Aussergewöhnliches passiert («Eine Stadt sucht einen Skandal»). Über mehrere Seiten wurde über etwas berichtet, das angeblich gar nicht berichtenswert sei. Profilierungssüchtige Politiker und Journalisten hätten den Fall aufgebauscht.

## Neun Anzeigen

In dieselbe Kerbe schlug letzte Woche die *Woz*. Kernaussage dieses Artikels: Die Probleme mit Amir (Name geändert) seien schon fast gelöst gewesen, als der Fall zum Politikum und Medienskandal geworden sei – «mit fatalen Folgen für den Schüler». Schuld tragen laut *Woz* also nicht etwa der «Terror Schüler» selbst oder die verantwortlichen Schulbehörden, sondern die bösen rechten Medien.

Erinnern wir uns in diesem Thesengetümmel an die Fakten. Der 17-jährige Mazedonier Amir hatte gemäss Schulratsprotokoll gedroht, seine Klassenlehrerin «aufzuschlitzen» und einen Lehrer «abzustechen». Er hatte Mädchen ins Gesicht gespuckt und Kameraden geschlagen. Er hatte während des Unterrichts radikalislamische Propaganda im Internet konsumiert und war mit einem Messer in der Schule aufgetaucht. Trotzdem durfte er, bis Lehrer und Aufsichtsbehörde sich eines Besseren besannen, im Zimmer des Schulvorstehers nach muslimischem Ritus beten. Seinetwegen gab es schliesslich mehrere Polizeieinsätze in der Schule. Bei der Staatsanwaltschaft gingen neun Anzeigen gegen ihn ein.

Alles easy, alles ganz normal? Das wäre ja noch schöner.

P.S. Ko-Autor des *Woz*-Artikels ist ein Journalist der *Schaffhauser AZ*, eines SP-Parteiblatts. Diese hatte bisher zum Fall eisern geschwiegen. Die verantwortliche Schulratspräsidentin ist eine Genossin. *Philipp Gut*

# Die Einmann-Armee der Banken

Markus U. Diethelm ist schnell, brillant, selbstbewusst und Chefjurist der UBS. Niemand möchte diesen Mann zu seinem Gegner haben. Der journalistenscheue Top-Anwalt gehört zu den interessantesten Leistungsträgern auf dem Schweizer Finanzplatz. Von Florian Schwab (Text) und Tanja Demarmels (Bild)

Eine amerikanische Weisheit gibt Markus U. Diethelm bei jeder passenden Gelegenheit zum Besten: Ein Farmer ist sehr stolz auf seinen preisgekrönten Zucht-Truthahn. Eines Tages sieht er, wie das Tier reglos auf dem Feld liegt und über ihm bereits die Geier kreisen. Der bestürzte Bauer eilt zu seinem Lieblingstier. Der Truthahn, ganz lebendig, zwinkert neckisch seinem Herrn zu: «Wenn du es mit einem Geier aufnehmen willst, musst du das Spiel des Geiers spielen.»

Bekanntes sagen, das sei die Taktik des UBS-Chefjuristen: Steig in das Spiel des Gegners ein. Auch dank dieser Taktik ist Diethelm einer der interessantesten Köpfe der Schweizer Bankenwelt. Als Verhandlungspartner des amerikanischen Justizministeriums hat Diethelm im Jahr 2009 den heiss diskutierten UBS-Deal ausgehandelt. Wenn er in den Ring steigt, dann geht es meist um viel. Juristische Fehler auf dieser Flughöhe kosten Milliarden. Also: Wer ist der Mann, der weitgehend geräuschlos von Zürich aus die UBS seit zehn Jahren durch juristische Untiefen lenkt, wie aktuell gerade im Steuerstreit mit Frankreich?

## Mammutprozess nach 9/11

Blenden wir zurück. Der Terrorangriff vom 11. September 2001. Diethelm ist damals Chefjurist bei der Swiss Re. Für die Versicherung geht es darum, die Leistungspflicht gegenüber Larry Silverstein zu klären, dem Pächter der WTC-Gebäude. Diethelm, so schildern es Ex-Weggefährten, setzte intern gegen etliche Widerstände ein fast brutal offensives Vorgehen durch. Gemäss Schweizer Usanz hätte man abgewartet, bis Silverstein seine Versicherungsleistungen geltend macht. Diethelm hingegen ging als Erster vor Gericht, was ihm verschiedene prozessuale Vorteile verschaffte.

Mit einer Feststellungsklage, nur eineinhalb Monate nach 9/11, ersuchte Diethelm das Distriktgericht in New York City zu bestätigen, dass es sich bei den beiden Flugzeugeinschlägen um ein einziges Ereignis gehandelt habe – nicht um zwei. Im fünfjährigen Prozess siegte die Swiss Re durch alle Instanzen und musste die Versicherungsleistung von 875 Mio. US-Dollar nur einmal bezahlen.

Indem er selbst vor Gericht auftritt, verkörpert Diethelm ein Extrem unter den Chefjuristen grosser Konzerne. Die meisten befehligen ihre Leute vom Schreibtisch aus. Diethelm dagegen zieht es vor, in wichtigen Fällen selbst die Klinge zu führen, gerade in Amerika. Was



*Ins Spiel des Gegners einsteigen:* Top-Jurist Diethelm in seinem Zürcher Büro, Juli 2017.

auch mit seiner Biografie zusammenhängt. Der grossgewachsene, sportliche Markus Diethelm wirkt geradezu wie aus der Fernsehserie «Boston Legal» entlehnt: stets hervorragend gekleidet, mit einem leichten Hang zum Overstatement und einer tiefen und lauten Stimme.

## Diethelm zieht es vor, in wichtigen Fällen selbst die Klinge zu führen, gerade in Amerika.

Nach dem Jus-Studium an der Universität Zürich absolvierte er ein Doktorat in Stanford und praktizierte, bevor er 1998 zur Swiss Re ging, fast zehn Jahre lang als Wirtschaftsanwalt für amerikanische Top-Kanzleien in Los Angeles, New York und Paris.

Diethelms Fähigkeiten waren 2008 bei der UBS gefragt, als sich das Problem Amerika ab-

zuzeichnen begann. Über einen Headhunter warb die Bank Diethelm von der Swiss Re ab. Der Auftrag: ein Verfahren des amerikanischen Justizministeriums (Department of Justice, DOJ) gegen die UBS entschärfen, bevor es zur Anklage kommen konnte. In der heissen Phase zog Diethelm für mehrere Monate nach Washington und baute dort ein gutes Arbeitsverhältnis zum zuständigen Staatsanwalt im DOJ, Kevin M. Downing, auf. Allabendlich schickte er Rapporte an die Zentrale in Zürich, aber auch an die wichtigsten Behörden in der Schweiz, darunter die Nationalbank.

Der UBS-Mann verstand, dass das DOJ in dem bankenfeindlichen Politiklima nach der Subprime-Krise einen raschen Sieg brauchte. Indem die Grossbank ein Bussgeld von 780 Mio. US-Dollar auf den Tisch blätterte, gab sie der amerikanischen Behörde diesen Sieg. Im Gegenzug bekam die Schweizer Grossbank

einen gewaltigen finanziellen Kooperationsbonus. Zum Vergleich: Die Credit Suisse musste für ihre Einigung 2,5 Mrd. US-Dollar hinlegen.

Aus rechtsstaatlicher Sicht hatte die Einigung der UBS mit der US-Justiz den Makel, dass das DOJ ultimativ auf der Lieferung von Kundendaten bestand, was die Finanzmarktaufsicht (Finma) auf Weisung des Bundesrats auch ermöglichte. Es war der erste systematische Bruch des Bankgeheimnisses. War Diethelm also dessen Totengräber? Er selbst könnte darauf verweisen, dass die Zerstörungskräfte so stark waren, dass sie früher oder später ohnehin obsiegt hätten. Und nun kam der Todestoss halt etwas früher und öffnete der UBS einen finanziell glimpflichen Ausweg aus dem existenzbedrohenden Verfahren. Das Bundesgericht sollte später die Auffassung bestätigen, gemäss der im Fall einer Anklageerhebung höchste Gefahr im Verzug gewesen wäre und diese, wie das Gericht schrieb, «mutmasslich zum Konkurs» der UBS mit «gravierenden Konsequenzen» für die schweizerische Volkswirtschaft geführt hätte.

Früh drahtete Diethelm nach Bern, dass dies kein «Fall UBS» sei, sondern dass es für den ganzen Bankenplatz knüppeldick kommen werde. Er versuchte die Behörden davon zu überzeugen, dass der ganze Finanzplatz auf den UBS-Deal gewissermassen aufspringen sollte. Doch im Finanzdepartement zeigte man ihm die kalte Schulter, und es kam zu einem jahrelangen, quälenden Hin und Her, das in dem teuren DOJ-Programm mit den verschiedenen Kategorien von Banken mündete. Anders als bei der UBS, gab es im Finanzdepartement offenbar keine «Dealmaker», die die amerikanische Mentalität verstanden.

Diethelm hingegen erwarb sich den Respekt der amerikanischen Behörden, was sich auch in späteren Verfahren auszahlte, so etwa im Libor-Fall, wo die UBS von einer Art Kronzeugenregelung profitierte und einer Busse von über 2 Mrd. US-Dollar entging.

### Was macht Macron?

Derzeit rüstet sich Markus U. Diethelm für die nächste grosse Auseinandersetzung, diesmal in Paris. Es geht um ein Verfahren der französischen Steuerbehörden. In der Sache hatte Diethelm lange persönlich mit der zuständigen französischen *procureure* Eliane Houlette verhandelt, doch ohne Erfolg. Die Bank lehnte das Vergleichsangebot von über einer Milliarde Franken als zu teuer ab. Diethelm sagte dem französischen *Journal du Dimanche*, der Betrag sei «undenkbar im Verhältnis zu unseren Aktionären» und auch im Verhältnis zu anderen Ländern, mit denen sich die UBS geeinigt habe. Nun geht es darum, abzuwarten, wie die neue Regierung in Frankreich den Fall beurteilt. Je nach Entwicklung zöge Markus Diethelm für die Dauer des Prozesses wohl nach Paris. Eine Wohnung hat er dort schon. ○

## Medien

# Hauptsache, krass

«Blackpills» heisst der neue Fernseh-Ersatz fürs Smartphone. Der französische Netflix-Konkurrent setzt auf Tabubrüche. Die 15-minütigen Folgen sind gut gemacht und sogar interessant.

Lädt man «Blackpills», die App des neuen, mobilen Streaming-Dienstes, auf sein Smartphone, wird man zuerst von pulsierender Musik und einem flimmernden Trailer willkommengeheissen, dann poppt folgender (hier aus dem Englischen übersetzter) Gruss auf: «Die Sucht beginnt hier. Hol dir deine erste Pille» – klingt ja bedrohlich. Einen Klick weiter muss man seine Handynummer hinterlegen, um per SMS einen Zugangscode zu erhalten, den man wiederum bei Blackpills eingeben muss. Bei diesem Zugangsritual, das technisch unnötig ist, denn die App hat man bereits geladen, dürfte Teenager das erregende Gefühl heimsuchen, etwas Unartiges zu tun – während Erwachsenen eher die unwohle Frage durch den Kopf huscht, ob die Männer von Blackpills mit den hinterlegten Handynummern nicht vielleicht irgendwie Geld machen. Schliesslich stellt Blackpills seine Serien zumindest in der Lancierungsphase – anders als etwa Netflix – gratis zur Verfügung. Und diese sind – ähnlich wie bei Netflix – von höherem Raffinement als vieles, was im Fernsehen läuft. Blackpills spielt zwar mit dem Charme des Trashigen, scheint aber viel Geld in die Serien hineinzustecken.

### Eine neue Serie pro Woche

Nach dem Start in Frankreich und den USA ist «Blackpills» seit kurzem auch in Deutschland und der Schweiz erhältlich. Zu sehen sind Serien, die sich an Millennials richten. Für sein Programm konnte Blackpills grosse Namen der internationalen Filmbranche gewinnen: James Franco, Bryan Singer, Luc Besson. Die einzelnen Serienfolgen sind maximal fünfzehn Minuten lang – ideal für den schnellen Konsum in Tram oder Bus, auf dem Schulweg oder unterwegs zur Arbeit.

Das inhaltlich Neuartige: Jede Serie ist auf Provokation gebürstet. Die Bildsprache ist hart und auf heftige Effekte ausgelegt: Da kriecht plötzlich eine. Oder ein junger Mann, der total auf Drogen ist, verkehrt auf bereits recht brutale Weise mit einer Frau im Bett – als er ihr, plötzlich und für den Zuschauer wirklich unvorhergesehen, so heftig ins Gesicht schlägt, dass man danach unsicher ist, ob die Frau überleben wird. Willkommen in der Welt der Millennials: Hauptsache, krass! In den USA arbeitet Blackpills ex-

klusiv mit dem Medienkonzern Vice zusammen, was bestens passt, denn auch Vice ist auf die Zielgruppe der jungen Erwachsenen ausgelegt und dabei auf Tabubrüche und Provokationen spezialisiert. Was überrascht, ist, dass dieses neue Hardcore-Netflix aus Frankreich und nicht aus den USA kommt.

Die Macher sind Patrick Holzman, ehemals Manager von Canal Plus International und dem Videodienst Canalplay, und Daniel Marhely, der bereits den Musikstreaming-Dienst Deezer gegründet hat. Als Investor steht der Unternehmer Xavier Niel, unter anderem Salt-Besitzer, hinter den beiden. Er gründete Frankreichs ersten Internet-Provider Worldnet und ist laut Forbes neun Milliarden Dollar schwer. Hier wird geklotzt, nicht gekleckert: Blackpills will wöchentlich eine neue Serie an den



«Hol dir deine erste Pille.»

Start bringen.

Schaut man in die Serien rein, wird man auch als Erwachsener wieder ein bisschen Teenager: «Ooh», «Poah!», «Hä?», «Krass!», «Hahaha!», sind so die Reaktionen, die man beim Zusehen hat. «Ooh»: als sich eine junge Frau in «Surrogate» auf einer Party reicher Kinder durch eine Villa schlängelt, vorbei an schönen Menschen, die koksen und/oder es miteinander treiben. «Poah!»: als die Menschen in «Rounds» – in einer beklemmenden «Escape Room»-Atmosphäre sitzend, die offenbar ernst ist – die zynische Botschaft erhalten, dass sie entweder einen von ihnen opfern oder alle sterben müssen. «Hä?»: als dieser schräge Hipstervogel in «Pillow Talk» auf eigentümliche Weise Yoga macht und mit sich selbst redet.

«Krass!»: Eigentlich alles bei Blackpills, weil der nächste Blutspritzer nie weit weg ist und auch ständig irgendwas blinkt oder wummert und eben die totale Reizüberflutung herrscht. «Hahaha!»: bei der saulustigen Serie «Making a Scene» von James Franco, in der Musikvideos mit Filmen zu neuen Clips vermischt werden und Franco etwa als Beyoncé verkleidet mit einem riesigen Joint Autos einschlägt (muss man sehen, um zu verstehen). Blackpills schöpft aus der schrillen Komplexität der Jugendkultur – und das so gekonnt, dass seine Macher, ihrer Ansage folgend, tatsächlich Netflix bald ernste Konkurrenz machen könnten.

Claudia Schumacher

# Der Drogenboss war ein Sandwichkind

Sie dachten, Sie würden Ihre Berufswahl, Ihre Persönlichkeit und Ihr Sozialleben selbst bestimmen? Alles Einbildung. Was Sie sind und was Sie werden, hängt vor allem davon ab, wie Sie in Ihre Familie hineingeboren wurden. *Von Claudia Schumacher*

**Gestatten, Elite** — Sie sind das älteste Kind in Ihrer Familie? Dann haben Sie vermutlich nicht besonders viele Freunde, Pardon. Statistisch gesehen, ist Ihr IQ als Erstgeborener zwar höher als der Ihrer Geschwister – was Sie natürlich schon immer wussten –, aber Sie sind halt leider auch der Typ Mensch, der den ganzen Sauerstoff im Raum verbraucht. Das finden die wenigsten Anwesenden sympathisch. Klar, Sie mussten am Anfang Ihre Eltern nicht teilen und bekamen die volle Aufmerksamkeit. Deshalb ist Ihr Ego nun so unsäglich aufgepumpt, und auch wenn man es Ihnen nicht recht zugestehen will: Streng genommen, können Sie nicht einmal etwas dafür. Da Ihre Lieblingskrankheit das Magengeschwür ist und das wenig Spass macht, sollte man auch nicht ausschliesslich gegen Sie wettern.

Aufgrund Ihrer Prägung beanspruchen Sie auch als Erwachsener am Familientisch noch die längste Redezeit von allen «Kindern». Wussten Sie, dass von den ersten 23 Astronauten, die in den Weltraum geschossen wurden, 21 Erstgeborene oder Einzelkinder waren? «Forschungen haben erwiesen, dass Erstgeborene viel stärker leistungsorientiert sind als ihre jüngeren Geschwister», schreibt Kevin Leman, amerikanischer Psychologe und führender Experte für Geschwisterkonstellationen, in seinem Bestseller «The Birth Order Book. Why You Are the Way You Are». Der weitaus grössere Teil der Erstgeborenen lande in den Hochleistungsberufen im naturwissenschaftlichen, medizinischen oder juristischen Bereich. Auch unter Wirtschaftsprüfern, Chefsekretärinnen, Ingenieuren und Computer-Cracks finde man Erstgeborene in grösserer Zahl. «Die stürzen sich nämlich auf alles, was Genauigkeit, Konzentrationsfähigkeit und eiserne Disziplin erfordert», so Leman. Die Mehrzahl der Professoren sind Erstgeborene oder Einzelkinder. Aber bevor Ihr Ego jetzt noch aufgeblähter wird, lassen Sie es uns mit der Nadel piksen: Sie gehören zwar zur Leistungselite unserer Gesellschaft, aber ganz, ganz nach oben, dahin, wo die Luft so richtig dünn wird, dahin schaffen Sie es dann doch eher nicht. Dazu brauchte es mehr als Ihren sturen Hang zum linearen Denken. Aber wer, wenn nicht Sie, wird am Ende US-Präsident oder Hollywoodstar, fragen Sie jetzt? Es trifft Sie womöglich unvorbereitet, aber die Menschen, von denen man in den Zeitungen liest,



*Hang zur Herrschaft.*

sind in der Regel: kleinere Geschwister. Vielleicht bald auch Ihre eigenen! Irgendwer muss denen schliesslich die Aufmerksamkeit schenken, die der Erstgeborene ihnen von den Eltern gestohlen hat.

**Einsame Wölfe** — Da Sie, in psychologischen Kategorien gedacht, zur Untergruppe der Erstgeborenen gehören, brauchen Sie als Einzelkind keine lange Extra-Erklärung. Kurz gesagt: Einzelkinder sind unabhängig bis zur Soziopathie. Und da Sie nur mit Erwachsenen aufgewachsen sind, hat Ihre Frühreife die Gleichaltrigen oft genervt. Sie

## Die überwiegende Mehrzahl der bildenden Künstler sind Einzelkinder.

sind ein einsamer Wolf, ein Erstgeborener in Extremform. Beruflich und sozial betrachtet, verläuft ihr Leben ähnlich elitär wie das von ältesten Kindern in grösseren Familien, allerdings mit einer interessanten Ausnahme: Die überwiegende Mehrzahl der bildenden Künstler sind Einzelkinder – offenbar setzt die malerische Form der Selbstverwirklichung einen Hang zur Selbstversunkenheit und Einsamkeit voraus.

**Präsident oder Mafiaboss** — Als mittleres Kind gehören Sie zu den Berühmt-Berüchtigten. Aber bevor wir auf Ihre Schattenseiten zu sprechen kommen, betrachten wir Sie im Licht – schliesslich hatten Sie es schon ein Leben lang schwer genug zwischen ihrem älteren Geschwisterchen, das Sie immer dominieren wollte, und dem kleineren, das alle Narrenfreiheiten genoss.

Sie sind ein Streitschlichter, ein «Mittler» quasi. Ihr Ausgangspunkt ist die Mitte, in die Sie hineingeboren wurden. So verstehen Sie die Älteren, und Sie verstehen die Jüngeren, und das macht Sie zu einem verständnisvollen Kommunikator. Ausserdem haben Sie, anders als Ihr grosser Bruder oder Ihre grosse Schwester, viele Freunde – hundert Punkte für Sie! Stets verstanden Sie es, sich beliebt zu machen und Cliquen zu bilden. Da Sie ein grandioser Netzwerker sind, können Sie Grosses erreichen: Die Mehrheit der Firmen-CEOs sind Sandwichkinder. Natürlich nicht zuletzt deshalb, weil ihnen ihre mustergültige, ältere Schwester oder ihr grosser Streberbruder gehörig auf den Geist ging und es Sandwichkindern schon immer ein Anliegen war, die Erstgeborenen zu übertrumpfen. In ihrem Buch «Erstes Kind, zweites Kind», kommen die Psychologen Bradford Wilson und George Eddington zu dem Schluss, dass von allen Geschwisterpositionen die des



*Unabhängig bis zur Soziopathie.*



*Verständnisvoller Kommunikator.*

Sandwichkinder am wenigsten klar definierbar sei. «Die allgemeine Formel, die aus allen wissenschaftlichen Veröffentlichungen zum Thema Geburtenfolge gezogen werden kann, lautet: Zweitgeborene Kinder werden sich mit grosser Wahrscheinlichkeit zum Gegenteil des Erstgeborenen entwickeln», schreibt Leman in «The Birth Order Book». Gepaart mit dem Drang, die Erstgeborenen zu überflügeln, ergeben sich daraus zwei Optionen: Sofern sie besser sein können als das Erstgeborene, werden sie eventuell zur alles überragenden Figur. 52 Prozent der US-Präsidenten waren Sandwichkinder. Meist sind es dann Präsidenten mit einem Hang zur Exzentrizität wie das mittlere Kind Donald Trump; auch Grossbritanniens Winston Churchill teilte diese schwierige Position in der Geburtenfolge.

Wenn das Erstgeborene aber ein allzu perfekter Musterbürger ist, kann das dazu führen, dass Sie sich als zweites Kind auf die dunkle Seite schlagen. Aus der Clique, die Sie gerne um sich wissen, wird dann eine Gang. Der Hang zum Ausscheren und die kriminelle Gefährdung von Mittelkindern wird in Studien immer wieder erwähnt. Auch Drogenboss Pablo Escobar war ein Sandwichkind.

**Der Mittelpunkt der Party** — Als Nesthäkchen sind Sie derart verhätschelt und anmassend, dass wir keine Lust haben, es schönzureden: Sie sind nun einmal die Nervensäge der Familie. Besonders schwer zu ertragen sind Sie laut Forschung als kleine Schwester grösserer Brüder. Psychologe Leman nennt als Leitsatz der Nesthäkchen: «Ich gelte nur etwas, wenn man mich umsorgt.» Weibliche Küken, die es gewohnt seien, «verwöhnt, umsorgt und von den grossen Brüdern beschützt zu werden»,

verinnerlicht diesen Leitsatz in besonderem Mass. Lauter kleine Prinzessinnen, an denen die Männerwelt verzweifelt. Denn zu verführen, das wissen die Nesthäkchen. Mann will Sie also unbedingt – und nach drei Monaten unbedingt zurückgeben. Dass aber selbst ein Nesthäkchen-Mädchen trotz zwei grossen Brüdern die Welt erobern und sogar sympathisch wirken kann, zeigt die 26-jährige Oscar-Preisträgerin Jennifer Lawrence. Weitere prominente Küken: Johnny Depp und

---

### Bei den Kleinsten ist das Bedürfnis nach Sicherheit ähnlich stark ausgeprägt wie ihr Freiheitsdrang.

---

Janet Jackson. Anders als das Sandwichkind, das lebenslang um Aufmerksamkeit ringt, haben Nesthäkchen stets ähnlich viel Aufmerksamkeit bekommen wie das Erstgeborene, nur in einer anderen Form: Während das älteste Kind mit einer grossen elterlichen Erwartungshaltung konfrontiert wird und spüren muss, um anerkannt zu werden, sind Sie mitsamt Ihren Ambitionen einfach in Liebe ertränkt worden. Sie haben diese divenhafte Art, mit der Sie Aufmerksamkeit voraussetzen – und erhalten. Zudem verfügen Sie über mannigfaltige, manipulative Fähigkeiten, um den Scheinwerfer wieder auf sich zu richten, sollte er mal abschwenken.

Bevor Sie überhaupt mal einen Finger krümmen, machen Sie auf jeden Fall zuerst ein Selfie. Egal, ob Sie ein Mann oder eine Frau sind: In Beziehungen neigen Sie dazu, Ihren Partner zur Mutter zu machen. Die räumt Ihnen dann hinterher, kümmert sich um Sie – auch wenn diese Mutterfigur, die Sie kriecht haben, eigentlich ein Mann ist. Häufig paaren Sie sich mit Erstgeborenen oder Einzelkindern, was Experten übrigens auch für beide als ideale Kombination empfehlen. Die Gefahr dabei ist nur, dass Sie die oder den Erstgeborene/-n als Servicekraft missbrauchen, während Erstgeborene in Konstellation mit Nesthäkchen häufig ihren unschönen Hang zur Herrschsucht entfalten; immerhin besser als zwei Erstgeborene, die sich die Köpfe einschlagen, oder zwei Nesthäkchen, die im Leben einfach nichts gebacken kriegen – irgendwer muss doch die Rechnungen bezahlen! Nesthäkchen zieht es massenhaft in Kreativberufe, wo die Gefallsucht zum sinnvollen Antrieb werden kann. Sie werden Schauspieler, Autoren, Instagram-Stars, Komiker und Komponisten – aber auch Forscher mit Erfindungsgeist. Viele Nesthäkchen werden ausserdem Lehrer. Paradoxerweise ist bei den Kleinsten das Bedürfnis nach Sicherheit ähnlich stark ausgeprägt wie ihr Freiheitsdrang.

**Sonderformen** — Wie verhält sich ein Kind, wenn es als zweites geboren wurde und kein

weiteres mehr folgt? Und was ist, wenn zwischen zwei Kindern ein grosser Altersunterschied besteht? Das Schema vom Erstgeborenen, Mittelkind und Nesthäkchen kennt viele Ausnahmen und Variationen.

So gilt laut Leman etwa in Zwei-Kind-Haushalten: Das Erstgeborene ist ein typisches Erstgeborenes, beim zweiten Kind ist



*Nervensäge der Familie.*

die Ausprägung vom Geschlecht abhängig. Handelt es sich um einen Jungen und ein Mädchen, wird das Jüngere mit grosser Wahrscheinlichkeit Merkmale eines Nesthäkchens entwickeln. Sind beide vom gleichen Geschlecht und altersmässig nah beieinander, wird das Jüngere sich eher wie ein Mittelkind verhalten und in eine starke Konkurrenzbeziehung zum Älteren treten. Als idealer Altersabstand zwischen Kindern gelten in der Psychologie drei Jahre. Nur haut das in der Realität so fast nie hin. Besteht ein Altersunterschied von mehr als fünf Jahren zwischen Kindern, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass der Nachzügler sich wie ein Erstgeborenes oder wie ein Einzelkind verhalten wird – je nachdem ob die Familienplanung mit ihm abgeschlossen ist. In Familien mit mehr als drei Kindern kann sich das Schema auch wiederholen und nach einem grösseren Altersabstand eine Art zweite Familie entstehen, beispielsweise wenn zwei Kinder dicht nacheinander kommen und dann nach mehrjähriger Pause nochmals zwei folgen. Eine Variation ist auch, wenn zum Beispiel nach zwei Söhnen drei Töchter folgen oder umgekehrt: Das erste Kind des jeweiligen Geschlechts wird sich tendenziell wie ein erstes Kind verhalten, selbst wenn es als drittes geboren wurde. ○

# «Immer voll auf Angriff»

Newt Gingrich ist die mächtigste Legende der US-Republikaner. Er entfachte ihre Revolution und trieb Bill Clinton ins Amtsenthebungsverfahren. Heute ist er ein enger Verbündeter Donald Trumps. «Du kannst Trump nicht belehren», sagt er im Gespräch, «er lernt selbst. Und er lernt extrem schnell.» *Von Urs Gehrig*

Mit der Körperhaltung eines Metzgers und der Konzentration eines Tenniscracks lauert er auf der anderen Seite des Tisches und wartet darauf, dass man ihm die Fragen serviert. Es geht um Trump, sein Lieblingsthema.

Newt Gingrich, 74, zählt zu den engsten Verbündeten des US-Präsidenten. Eben hat er ein Buch mit dem Titel «Understanding Trump» veröffentlicht, das die Bestsellerliste stürmt. «Wir sind Brüder im Geist», sagt er über Trump. Er teilt Trumps Vision von Amerika, beide sind impulsiv, hartnäckig und ausgestattet mit einem überdimensionalen Ego. Trotzdem sind sie grundverschieden. Gingrich ist Professor der Geschichte und ein eiskalter Stratege. Als Trump noch Türme baute, pflügte Gingrich Amerikas Politik radikal um wie kein Zweiter seit dem Zweiten Weltkrieg.

Gingrichs Sternstunde schlug im November 1994. Erstmals nach vierzig Jahren eroberten die Republikaner beide Kongresskammern. Als «republikanische Revolution» ging dieser Triumph in die Geschichte ein. In Wirklichkeit war es Gingrichs Revolution. Er war ihr Architekt. Und er war ihr Robespierre. Als Mehrheitsführer im Unterhaus (Speaker) brachte Gingrich die Republikaner auf Linie. Und er lehrte die Demokraten mit Brachialrhetorik und politischem Sperrfeuer das Fürchten. Allen voran Präsident Bill Clinton, den er nach Auffliegen von dessen Affäre mit Monica Lewinsky ins Amtsenthebungsverfahren trieb.

Wie sich später herausstellte, hatte Gingrich damals – Ironie der Geschichte – selbst eine Affäre mit einer Angestellten. Die einstige Geheimgeliebte ist heute sein Boss. Callista, seit siebzehn Jahren Gingrichs dritte Ehefrau, leitet den Multimediakonzern Gingrich Productions. Doch nun ist sie auf dem Absprung. Trump hat die langjährige Chorsängerin als Botschafterin im Vatikan nominiert.

Callista Gingrich zeigt sich über den Besuch aus der Schweiz entzückt. Ihre Vorfahren mütterlicherseits stammen aus Chur. Ihr Vater war Pole. Entsprechend gespannt hat sie an diesem Morgen am TV Trumps Grundsatzrede in Warschau mitverfolgt, in welcher er zur Verteidigung der westlichen Zivilisation aufrief und Russland der «Destabilisierung der Ukraine» und anderer Staaten sowie der «Unterstützung feindseliger Regimes» bezichtigte.

«Eine grossartige Rede», kommentiert ihr Gatte Newt. «Ganz in der Tradition von Reagan.»

Als Donald Trump antrat, war er voller positiver Worte über Putin. Jetzt hat er diesen frontal angegriffen. Speaker Gingrich, ist es nicht überraschend, wie sich Ihr Präsident gewandelt hat?

Warum ist das überraschend?

Viele Politiker und Think-Tanks hier in Washington fürchteten, Trump könnte die USA in die Isolation zurückführen. Spätestens seit den Luftangriffen auf Syrien reiben sich die Experten die Augen.

Die Neigung des Washingtoner Establishments, sich von Trump verwirren zu lassen, nimmt kein Ende. Was Trump im Wahlkampf sinngemäss sagte: «Nirgendwo steht geschrieben, dass wir Feinde sein müssen.» Er schickte Aussenminister Rex Tillerson zu den Russen, denn der kennt diese ziemlich gut, schliesslich hat er mit ihnen im Namen



«Tief durchatmen»: Trump (M.), Ehepaar Gingrich.

von Exxon Mobil Multimillionendeals abgeschlossen. Er gab ihnen zu verstehen: «Wir werden keine Feinde sein, ausser ihr zwingt uns dazu. In diesem Fall vergesst aber nicht, dass wir sowohl militärisch als auch wirtschaftlich massiv viel grösser sind als ihr. Und am Schluss werdet ihr verlieren.» Als dann Putins Verbündeter Assad in Syrien Giftgas einsetzte, war Trump direkt mit einem existenziellen Problem konfrontiert: «Entweder du tust nichts und siehst aus wie Barack Obama. Oder du tust etwas Kraftvolles und Besonnenes, ohne das Leben von Amerikanern zu gefährden, und setzt ein deutliches Zeichen.» Trump tat Letzteres. Damit erinnert er mich an Ronald Reagan, der mit seiner Stärke Jimmy Carters Schwäche abgelöst hat. Was Russland betrifft, hat Trump mit dem Angriff in Syrien Moskau dazu gezwungen, seine Machtanalysen fundamental zu überdenken.

Viele Europäer fragen sich, welche Linie Trump künftig vertreten wird. Wird er von

nun an regelmässig intervenieren, wenn «schöne Babys» Opfer von Angriffen werden?

Wenn Assad wieder Giftgas einsetzt, bestimmt. Es war auch sehr aufschlussreich, dass die US-Regierung die Russen vor den Luftschlägen nicht konsultierte. Sie gab den Russen bloss eine Stunde im Voraus eine Warnung, damit diese ihre Leute vom Flugplatz evakuieren konnten. Das muss für Putin ernüchternd gewesen sein. Wir waren bereit, russische Opfer in Kauf zu nehmen.

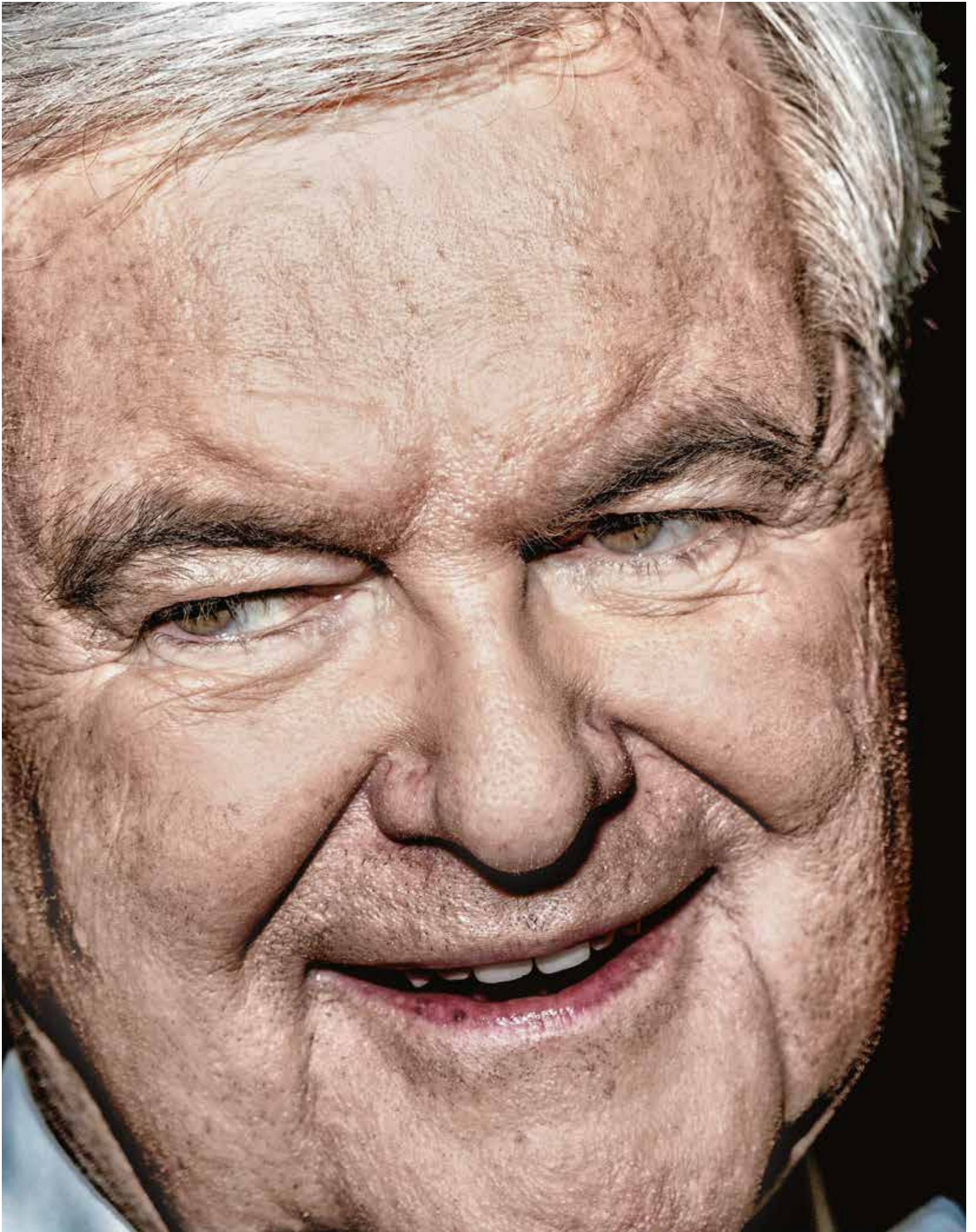
Welche aussenpolitische Doktrin zeichnet sich in dieser früheren Phase von Trumps Präsidentschaft ab?

Eine Politik, die auf amerikanische Interessen fokussiert. Trump versucht, die grösstmögliche Koalition mit Ländern der westlichen Zivilisation zu bilden, die sich für Freiheit einsetzen und im Interesse Amerikas handeln soll. Er mobilisiert die denkbar grösste internationale Militärschlagkraft gegen islamischen Terrorismus. Und er ist sehr vorsichtig darin, wie er amerikanische Militärgewalt einsetzt. Damit verhält er sich sehr ähnlich wie Reagan.

Trump's Regierung hatte einen holprigen Start. Kritiker sprechen von einer chaotischen Amtsübernahme. Wenn Sie mit dem Präsidenten zusammensitzen – was sagt er über seine ersten Monate im Amt?

Wir betreiben nicht viel Psychotherapie. Wir fragen nicht: «Hat sich das gut angefühlt für dich?» Wir arbeiten daran, das nächste Problem zu lösen. Was man nie vergessen darf: Als Reagan 1980 zum Präsidenten gewählt wurde, hatte er sechzehn Jahre politischer Erfahrung hinter sich. Bevor ich Speaker wurde, hatte ich sechzehn Jahre im Kongress gesessen. Trump hatte bloss fünfzehn Monate, um sich während des Wahlkampfes an seine neue Rolle als Politiker zu gewöhnen. Und er weigerte sich, über das Regieren nachzudenken, bis er gewonnen hatte. Denn er wusste: Solange er den Blick in die Ferne schweifen liesse und Gedanken an das Oval Office verschwendete, würde er dort nie ankommen. Trump wird wahrscheinlich bis 2019 brauchen, um an jenem Punkt zu sein, an dem Reagan bei Amtsantritt war. Er muss fortlaufend eruiieren, was funktioniert und wie er seine Ziele erreicht. Aber er ist extrem schlau. Das ist etwas, was die Europäer nicht begreifen.

Wie würden Sie seine Schlaueit beschreiben? Statt darauf bedacht zu sein, Fehler zu vermeiden, handelt er. Seine Schnelligkeit



«Wir betreiben nicht viel Psychotherapie»: republikanisches Urgestein Gingrich.

beruht auf der Fähigkeit, sich rascher von Fehlern zu erholen, als diese ihm schaden könnten. Damit entwickelt er dauerhaft Schwung. Beide haben einen sehr ähnlichen Stil: «Wenn du einen Fehler machst, beweg dich weiter. Zieh dich nie in die Verteidigung zurück. Immer voll auf Angriff.»

### **In Ihrem neuen Buch «Understanding Trump» vergleichen Sie Trumps Taktik mit jener von Kampffliegern.**

Trump hält dauernd Ausschau nach einer Gelegenheit zum nächsten Angriff, während er noch die Resultate der letzten Attacke studiert. Es ist eine Taktik, die von US-Air-Force-Oberst John Boyd, einem gefeierten Militärstrategen, während des Koreakriegs entwickelt wurde. Sie trägt den Namen OODA-Loop – «Observe, Orient, Decide, Attack». Der erste Schritt besteht darin, eine Lage rasch zu erfassen und sich über Optionen zu orientieren. Darauf folgt die Entscheidung zum Angriff, der sofort umzusetzen ist. Und dies in quasi null Zeit. Dann: Diesen Zyklus fortlaufend wiederholen, um Schwung zu erzeugen, der den Feind überfordert.

### **Man lässt den Gegner im Ungewissen.**

Nicht im Ungewissen. Man bewegt sich so schnell, dass der Gegner praktisch irrelevant ist. Du dringst in seinen Entscheidungskreis ein. Du handelst auf eine Art, wie sie dein Gegner nicht erwarten würde. Und du handelst schneller, als er reagieren kann. Das ist der Schlüssel zum Sieg.

### **Vieles an Trumps Regierungsstil wirkt, von aussen betrachtet, rätselhaft. Oft sieht man Ursache und Motiv einer Handlung nicht direkt.**

Es gibt Dinge, die auch ich nicht kapiere. Aber ich gehe davon aus, dass er weiss, was er tut; das ist meine Grundregel. Im Gegensatz dazu denkt die Washingtoner Elite: «Sein Handeln muss stupid sein, denn wir verstehen es nicht.» Schauen Sie mal, wie stark er die Medien ramponiert hat. Die Medien haben eine geringere Zustimmungsrate im Volk als Trump. Und diese wird weiter sinken, denn er wird nicht klein beigegeben.

### **Aber er macht bis heute erstaunlich viele Fehler. Das Einreisemoratorium für sechs muslimische Staaten, um nur ein Beispiel zu nennen, war unausgegoren und hat ihm viel Prestige gekostet.**

Natürlich macht er Fehler. Wie Franklin D. Roosevelt, wie Churchill, wie de Gaulle.

### **Gibt es Fehler, die Sie als ernsthaft schädlich erachten?**

Nein. Aber er macht viele Fehler, die wirklich ärgerlich sind.

### **Zum Beispiel?**

Viele seiner Tweets ergeben für die Leute keinen Sinn.

### **Könnten seine Tweets teilweise Ablenkungsmanöver sein? Damit sich Medien obsessiv damit beschäftigen und nicht bemerken, was Trump sonst noch tut?**

Im Ernst, manchmal muss man sich wirklich fragen: «Warum tut er das?» Jüngst der Tweet, in dem er bei einem Wrestlingmatch einen Mann mit CNN-Logo niederringt. Oder jener, in dem er MSNBC-Moderatorin Mika Brzezinski als «verrückte Mika mit dem niedrigen IQ» beschimpft und behauptet, sie habe vor einigen Monaten bei einem Besuch in seinem Golfklub Mar-a-Lago als Folge einer Schönheits-OP «schlimm» im Gesicht geblutet. Verschon mich!

### **Warum tut er das?**

Er ist ausserordentlich aggressiv.

### **Wer hat ihn das gelehrt?**

Seine Jugend, die New Yorker Medien. Trump ist in stetigem Kampf mit den Medien aufgewachsen.

### **Sie schreiben im Buch, dass Sie während des Wahlkampfs mit ihm über den «Gegenschlag» (counterpunch) gesprochen haben. Was haben Sie ihm geraten?**

Ich habe ihm zugehört. Er schlägt immer zurück, sofort, immer. Er schlägt lieber schnell als schlau zurück. Sein Ziel ist es, härter zurückzuschlagen, als er geschlagen worden ist. Wegen der Wirkung, die er damit auf den direkten Gegner hat. Und wegen der Wirkung, die es auf alle anderen hat.

### **Tut er das impulsiv?**

Nein, es ist ein erlerntes Verhalten. Viele scheinen vergessen zu haben, welchen Einfluss seine Reality-Show «The Apprentice» auf ihn selbst hatte – jener Typ, der während dreizehn Jahren in jeder Stube der Nation über den Bildschirm flimmerte. Trump begreift die Kamera. Er versteht, wie man das Publikum am Wickel nimmt. Niemand in dieser Stadt (Washington, D. C.), wo man vor lauter Elitismus und Isolationismus die Realität vergisst, hat einen blassen Schimmer, was zum Teufel er tut. Seine Theorie lautet: «Wenn ich sechs Tage in der Woche die Medien dominiere und lediglich an einem Tag gegen sie verliere und es von jetzt an bis zum Ende meiner Präsidentschaft so halte, werde ich eine erstaunlich dominante Figur sein.»

### **Sie stehen in engem Kontakt mit Trump.**

### **Wie kann man Donald Trump beeinflussen?**

Indem man ihm Informationen gibt. Man kann ihn nichts lehren. Er aber lernt. Er lernt sehr schnell. Und er lernt von allen. Nehmen Sie beispielsweise seine Telefonanrufe: Innert zweier Wochen hat er mit Dutzenden Staatschefs konferiert. Als er auf seiner ersten Auslandsreise in Rom Station machte, erzählte er mir am Telefon begeistert: «Nicht nur hat mich der saudische König persönlich am Flughafen abgeholt – was er mit Obama nicht gemacht hat –, er ist während zweieinhalb Tagen nicht von meiner Seite gewichen.» Das Signal, das anhand dieser symbolischen Geste in die gesamte islamische Region ausgesandt wurde, ist von enormem Wert. Es ist ein Signal der Unter-

stützung. Persönlich ebenso wichtig ist die Tatsache, dass Trump mit dem König die ganze Zeit im Gespräch war. Trump sagte mir: «Er ist in der Tat ein sehr weiser Mann. Ich habe ihn allerlei Sachen gefragt, und wir hatten eine grossartige Konversation.» Wir sind jetzt im siebten Monat von Trumps Präsidentschaft, und er lernt von allen. Er lernt von Merkel, selbst wenn er nicht mit ihr einig ist. Er lernt von Putin, wenn er ihm gegenüber sitzt. Und er nimmt all das in sich auf. Er hat ein sehr gutes Gedächtnis.

### **Frankreichs Präsident Macron hat Trump und Gattin Melania zur Parade am Quatorze Juillet eingeladen. Trump hat begeistert zugesagt. Kann man Trump für sich gewinnen, wenn man ihm symbolträchtig die Ehre erweist?**

Zuerst ist es für Macron ein netter Ausgleich. Denn nun da die Briten die EU verlassen, will



«Ein Löwe»: Reagan (l.), Gingrich, 1985.

niemand mit Deutschland allein gelassen sein. Kein französischer Präsident will die Deutschen als einzige Wahl. Ausserdem haben wir sehr viel gemeinsam. Ohne die Franzosen wären wir kein freies Land geworden. Und wir kamen zweimal zurück über den Atlantik und retteten sie. Es gibt also viele gute Gründe für Macron und Trump, im Gespräch zu bleiben. Ausserdem wird Macron als schlauer, junger Businessman feststellen, dass er eine gute Brücke zwischen Merkel und Trump sein kann, die nützlich ist für Europa. Und wenn Macron es ernst meint mit seinen Wirtschaftsreformen, kann Trump für ihn ein wichtiger Verbündeter werden.

### **Zurück zu Trump und seinem Regierungsstil. Wie fällt Trump Entscheide?**

Mit Hilfe von Information und Intuition. Alle grossen Entscheide sind Gegenstand von Debatten, bis er ein Machtwort spricht. Am Schluss entscheidet Trump immer allein. Und fast jeden Entscheid fällt er mittels Intuition, nicht aufgrund eines strukturierten Prozesses.

### **Gibt es Leute in seinem Umfeld, die besonderen Einfluss auf Trump haben? Tochter Ivanka, Schwiegersohn Jared Kushner oder Strategieberater Bannon?**

Nein. Trump wäre entsetzt über diese Vorstellung. Ivanka hat einen guten Einfluss auf den Präsidenten. Er ist froh, dass sie da ist. Er ist froh, dass sie positiv und hilfsbereit ist. Aber sie entscheidet nicht für



ihn. Er ist ein sehr reifer Typ, der sehr viele Dinge gemacht hat in seinem Leben. Einige gut. Andere schlecht. Aber er verfügt über eine grosse Erfahrung. Also hört er den Leuten zu.

**Manchmal gewinnt man den Eindruck, dass die Person, die zuletzt mit Trump gesprochen hat, den grössten Einfluss auf ihn habe. Steckt darin ein Körnchen Wahrheit?**

Nein. Auf lange Frist betrachtet, ist Trump bemerkenswert beständig. Und er hat eine generelle Vorstellung darüber, wo er hinwill.

**Wie lautet sein Führungsprinzip?**

Er hat ein paar alles überspannende, grosse Ideen, er fasst sie ins Auge und handelt entsprechend. Er pflegt eine Führung durch Kraftimpuls (*leadership by momentum*) und durch Wiederholung. Ich habe im Kongress Coca-Cola vertreten. Coke ist ein Produkt, das in den 1880er Jahren entwickelt wurde. Die Marke gilt längst als ewiger Wert. Trotzdem sind die Manager überzeugt, dass die Leute den Namen «Coca-Cola» sieben Mal pro Woche hören müssen, damit sie sich an Coke erinnern und dieses kaufen. Trump glaubt absolut an die Macht der Wiederholung. Wenn Sie seine Reden anhören, besonders jene, die er frei hält, stellen Sie fest, wie repetitiv sie sind. Er ist tief davon überzeugt, dass man eine Botschaft in die Köpfe einhämmert, indem man sie dauernd wiederholt. Und er ist auch ziemlich clever. Zu Beginn seiner Präsidentschaftskampagne war ich verblüfft, dass er keinen Slogan kreierte, der seinen Namen propagierte. Ausgerechnet Trump, der seinen Namen brillant zu vermarkten wusste! Er sagte sich: «Bei dieser Wahl geht es um Nationalismus.» Also wählte er den Slogan «Make America Great Again». Damit forderte er jeden Bürger auf, sich zu fragen: «Was tue ich persönlich, um Amerika wieder grossartig zu machen?»

**Sie haben Trump geraten, sich nicht in Details zu verlieren. Um dies auf bildhafte Weise verständlich zu machen, benutzten Sie die Metapher von den Antilopen und den Streifenhörnchen. Was meinen Sie damit?**

Die Metapher besagt: Der Präsident muss ein Löwe sein. Es hat für ihn keinen Zweck, Streifenhörnchen zu jagen. Selbst wenn er sie erwischt, kann er sich von ihnen nicht ernähren. Er muss Antilopen erlegen, grosse Tiere, wenn er überleben will. Die Metapher habe ich entwickelt, als ich Reagan als Präsidenten studierte. Reagan war ein Löwe. Er konzentrierte sich auf drei wesentliche Dinge: die Sowjetunion niederzuringen, die Wirtschaft aufzubauen und den amerikanischen Spirit neu zu entfachen.

**Bezogen auf Trump, heisst dies?**

Ein gutes Beispiel ist seine Rede in Polen. Dort fokussierte er auf die Verteidigung der westlichen Zivilisation und auf die Nation. Das war eine sehr grosse Rede, die er dort hielt. Er wird wahrscheinlich feststellen, dass sie seine Tweets der letzten drei Wochen überstrahlt. Seine Theorie lautet: «Du hast zwei, drei grosse Themen pro Monat. Kümmere dich nicht um Details». Zum Beispiel die Deregulierung. Da hat er wahnsinnig grosse Fortschritte gemacht, und praktisch nichts davon wurde von den Medien aufgegriffen. Weil es nicht in das Bild passt, das die Medien von Trump kultivieren. Oder Immigration. Wie General John F. Kelly das Heimatschutzministerium umkrempelt, ist beeindruckend. Die Behörden operieren heute viel härter, professioneller als noch vor sechs Monaten.

**Wo sehen Sie die grösste Gefahr für Trumps Präsidentschaft?**

Wir haben drei Arten von Gefahren. Nordkorea ist eine enorme Gefahr, es könnte unsere Zivilisation auslöschen. Wir müssen auch mit den Russen besonders sorgfältig umgehen, denn sie haben, abgesehen von den USA, am meisten Nuklearwaffen. Die zweite Gefahr ist die Wirtschaft. Werden wir von einem äusseren Ereignis erfasst, das verheerend genug ist, kann es uns erschüttern wie 2008. Das könnte einen ökonomischen Erfolg von Trumps Regierung zunichtemachen. Abgesehen von der Verhinderung eines grossen Krieges, ist die Beschäftigungssituation der wichtigste Richtwert für den Erfolg Trumps. Wenn er Jobs schafft, kann er seine Amtszeit vergolden. Wenn er das nicht schafft, ist er in grossen Schwierigkeiten. Und das dritte Problem ist der fortlaufende Versuch des «Deep State», des «Staats im Staat» [gemeint ist eine verborgene Kooperation von Bürokraten, Geheimdiensten und Militär, die Red.], Trump zu zerstören.

**Haben Sie in Ihrer langen Karriere jemals ein ähnliches Ausmass an Widerstand seitens der Behörden gegen einen Präsidenten erlebt?**

In einem gewissen Ausmass war Watergate mit den eben erwähnten Vorgängen vergleichbar. Wäre Präsident Lyndon B. Johnson [demokratischer Präsident 1963–69, die Red.] in Watergate involviert gewesen, wäre nichts geschehen. Aber Richard Nixon war eine tödliche Gefahr für die Linke, und diese ging mit ihm entsprechend um. Abgesehen davon, kann ich mich an nichts Vergleichbares in der amerikanischen Geschichte erinnern. Aber das erstaunt nicht weiter. Für die Bürokratie in Washington, D.C. stellt Trump eine enorme Gefahr dar. Wenn er überlebt, wird sich die bürokratische Struktur radikal verändern und die harte Linke wird zerschlagen werden. >>>



**Trumps Woche**

## «Lärm um nichts»

**Donald Jr. in Bedrängnis. Die First Lady glänzt. Aussenminister Tillerson spielt Feuerlöscher.**

Bei den Untersuchungen über eine russische Einmischung im US-Wahlkampf ist der älteste Sohn des Präsidenten, Donald Trump Jr., ins Visier geraten. Die *New York Times* berichtete, Trump Jr. habe eine russische Anwältin getroffen, die ihm angeblich belastende Informationen über Hillary Clinton in Aussicht gestellt habe.

Am Dienstag veröffentlichte Trump Jr. via Twitter einen E-Mail-Verkehr mit Informationen, die zum Treffen mit der russischen Anwältin geführt haben sollen. Er tue dies, um Transparenz zu schaffen. Im Mail-Wechsel erklärt ein Vermittler des Gesprächs, das Material über Clinton sei «Teil der Unterstützung der russischen Regierung für Herrn Trump». Darauf antwortete Trump Jr.: «Wenn es das ist, was Sie sagen, liebe ich das.» Das Material habe sich beim Treffen rasch als nichtig herausgestellt. Trump Jr.: «Es war viel Lärm um nichts, aber ich musste zuhören.»

US-Präsident Donald Trump schickte seinen Aussenminister in die Golfregion, um im Konflikt um Katar zu vermitteln. Saudi-Arabien, die Vereinigten Emirate, Bahrain und Ägypten beschuldigen Katar, Terrorgruppen zu unterstützen und sich in ihre inneren Angelegenheiten einzumischen. Die USA befürchten, die Spannungen könnten sich über Monate hinziehen. «Das Ziel dieser Reise ist es, die Kunst des Möglichen zu erkunden, mittels welcher eine Lösung gefunden werden kann», so ein Sprecher Tillersons.

Derweil sorgt die First Lady für einen Lichtblick. 51 Prozent der amerikanischen Wähler äussern sich positiv über Melania Trump. Die gebürtige Slowenin erhält Applaus für ihr diplomatisches Auftreten und ihren Kleidungsstil. Das 3000 Dollar teure *scuba-knit*-Delpozo-Pop-Art-Kleid, welches Melania letzte Woche in Warschau trug, ist offiziell ausverkauft. Die amerikanische «Vogue» schrieb, das ehemalige Model habe durch die «glänzende und doch halbseidene Qualität» seines Kleids einen «starken Eindruck» hinterlassen.

Wen in der politischen Arena von Washington betrachten Sie als Trumps grössten Feind?

Es ist keine einzelne Person. Es ist der anonyme Bürokrat. Aber wenn Sie schon nach einem Namen fragen, dann Mueller.

**Als Robert Mueller als spezieller Ermittler in der Russland-Affäre ernannt wurde, kommentierten Sie: eine «hervorragende Wahl». Sein Ruf sei «makellos bezüglich Ehrlichkeit und Integrität». Warum haben Sie Ihre Meinung so drastisch geändert?**

Als er ausgewählt wurde, dachte ich, er sei ein anständiger Typ. Dann schaute ich, wen er in seinem Team anstellte. Es sind eine ganze Reihe von linken Anwälten. Das ist verrückt.

**Denken Sie, Mueller verfolgt eine eigene Agenda?**

Fragen Sie Mueller. Wenn er für sein Untersuchungsteam eine Reihe von fünf linken Anwälten anheuert – einer davon arbeitete sogar für die Clinton Foundation –, dann ist das ein Zeichen, dass sie sich wahllos für die Posten gemeldet haben. Mueller selbst arbeitete vor seiner Ernennung zum Sonderermittler für eine Anwaltspraxis [Wilmer Hale Law Firm, die Red.], die 99,81 Prozent ihrer Spenden Hillary Clinton zukommen liess. Und aus ebendieser Firma hat er mehrere Anwälte in sein Team aufgenommen. Aber selbstverständlich sagt das rein gar nichts aus über Muellers persönliche Gesinnung. An einem gewissen Punkt muss man als Historiker einfach sagen: «Das ist nur Müll!»

**Wird die Russland-Affäre Trumps Präsidentschaft überschatten?**

Ich denke an Bill Clinton, der eine halbe Million Dollar für eine Rede in Russland kassiert. Ich denke an den Bruder von John Podesta [Hillary Clintons Wahlkampfchef, die Red.], der als Agent für eine russische Bank tätig ist. Ich denke an Hillary Clinton, die mit Russland einen Deal zur Beschaffung von Uran aushandelte, während dieselben Leute, die davon profitierten, der Clinton Foundation Millionen spendeten. Ich denke, es wäre gut, wenn wir Absprachen mit den Russen untersuchen würden, aber dann müssten wir uns mit den Demokraten befassen. Was Trump betrifft, gibt es keinen einzigen Beweis für eine Absprache mit den Russen.

**Täglich jagen sich Nachrichten zum sogenannten Russiagate und Negativberichte über Trump. Warum haben sich die Medien derart auf den 45. US-amerikanischen Präsidenten eingeschossen?**

Weil die Medien die extreme Linke sind. Die Medien sind «die anderen». Als Trump sich nach heftigen Attacken erstaunt und frustriert zeigte, sagte ich ihm: «Diese Leute sind deine Todfeinde. Du verkörperst das Ende ihrer Welt. Sie werden nie aufgeben, solange du Präsident bist.»

**Was Sie schildern, klingt wie eine Verschwörung. Nennen Sie mir ein paar Beispiele.**

Der «Deep State» handelt in totaler Absprache mit den «Deep Media». Ben Rhodes, der Bruder des Chefs von CBS News, war die Nummer zwei des Nationalen Sicherheitsrates unter Obama. Wenn Sie die Liste [der Journalisten, die Red.] durchgehen und schauen,

**«Aber er ist extrem schlau. Das ist etwas, was die Europäer nicht begreifen.»**

wer mit wem verheiratet ist, wer mit wem verwandt ist und so weiter, sind es immer dieselben Leute. George Stephanopoulos, Chefmoderator bei ABC News, spendete der Clinton Foundation 75 000 Dollar. Zuvor war er Bill Clintons Berater für Politik und Strategie. Aber natürlich ist er jetzt total neutral.

**Gibt es in der US-Geschichte Phasen, in welchen die Medien ähnlich aggressiv eingestellt waren?**

Die *New York Times* war zutiefst unehrlich in ihrer Berichterstattung über Stalin in den dreissiger Jahren und massiv unehrlich in jener über Castro in den frühen sechziger Jahren. Aber dass sich das Kollektiv der Medien derart als Herde bewegt wie heute, ist wirklich historisch einmalig.

**Ein Wort zur Republikanischen Partei. In den achtziger und neunziger Jahren waren Sie der «republikanische Revolutionär».**

**Wird Trump Ihr Nachfolger in dieser Rolle?**

Ja. Darum bin ich so glücklich über Trump. Ich denke, Trump verkörpert einen tiefen Bruch mit dem Establishment des republikanischen Systems. Es wird faszinierend sein, anzusehen, wie sich das entwickeln wird.

**Sehen Sie in Trump einen Bruder im Geiste?**

O ja, sehr sogar.

**Worin unterscheiden Sie sich von ihm?**

In vielem. Er bat mich während der Vorwahlen letztes Jahr zur Debattiertechnik um Rat, denn ich habe einen Ruf als guter Debattierer. Ich sagte: «Du hast einen hervorragenden Stil. Wenn du versuchen würdest, so zu debattieren wie ich, würdest du es total versemeln.» Ich bin im Wesentlichen ein Intellektueller, ein Historiker, eine Person, die rational und sehr methodisch denkt und vorgeht. Er ist ein aussergewöhnlich intuitiver Freigeist, der seine eigenen Fehler mit enormer Energie wettmacht.

**Wie wird Trump die Republikanische Partei verändern?**

Am 21. Juli werde ich vor 1400 Abgeordneten aus den Parlamenten der Bundesstaaten genau darüber eine Rede halten. Ich denke, wir werden uns viel stärker zu einer trumpschen Partei entwickeln, denn Trump ist eine Wiederauferstehung von Reagan und Thatcher.

Und wir werden wieder zu einer Partei des echten Wandels werden.

**Was wird mit den «Never Trumpers» geschehen und jenen Republikanern, die wenig oder keinen Willen zeigen, mit der Regierung zu kooperieren?**

Sie können gehen und schicken Klubs in Washington beitreten, Drinks schlürfen und einander vorklagen, wie schlimm alles sei und dass das Land vor die Hunde gehe.

**Aber Sie brauchen ihren Support.**

Warum?

**Weil Sie ihre Stimmen brauchen, um die republikanische Mehrheit im Kongress zu sichern.**

Wir finden eine Mehrheit mit anderen Leuten. Wir brauchen sie nicht. Wenn sie «Never Trumpers» sein wollen, sollen sie «Never Trumpers» sein. Sie sollen sich ein schönes Plätzchen suchen, wo sie niemandem schaden können. Wir versuchen nicht, Leute in unsere Reihen zurückzuholen, die unsere Todfeinde sind. Einige dieser Republikaner sind erbittertere Gegner Trumps als die meisten Demokraten.

**Bei den Zwischenwahlen 2018 bietet sich den Demokraten die grosse Gelegenheit, den Kongress zurückzuerobern. Wie werden Sie dieser Gefahr begegnen?**

Genau damit beschäftige ich mich gerade. Die Republikaner müssen tief durchatmen. Sie müssen die ersten sechs Monate anschauen und ein paar fundamentale Änderungen vornehmen. Sie können keine komplizierte Politik kommunizieren, und sie können keine komplizierten Gesetzesvorlagen durch den Kongress bringen. Also tun sie gut daran, herauszufinden, wie sie ihr Aktionsfeld dramatisch vereinfachen können. Und sie müssen ein für alle Mal kapieren, dass Arbeitsbeschaffung die *Conditio sine qua non* der Trump-Regierung ist. Das heisst, man muss das Steuergesetz vereinfachen. Die nächsten dreissig Tage werden sehr wichtig werden.

**Wen unter den Republikanern sehen Sie als Leitfigur, die diesen Wandel vorantreiben kann?**

Ich habe keine Ahnung. Bis jetzt gibt es keine solche Person, die aus dem Feld herausragt. Deshalb bin ich Historiker. Ich kann Ihnen in der Retrospektive erklären, warum General Lee in Gettysburg verloren hat. Aber wer meine Partei wieder flottmachen kann, vermag ich nicht vorauszusagen.



Newt Gingrich: Understanding Trump. Center Street. 368 S.



Türkei

## Unsere Demokratie siegte

Vor einem Jahr erlebte die Türkei den blutigsten Terroranschlag ihrer Geschichte. Der Putschversuch zeigte auf bittere Weise, dass die Gefahr lebendiger war, als wir vermutet hatten. Jetzt geben wir uns grösste Mühe, die schwierige Phase zu durchlaufen.

*Eine Standortbestimmung von Ministerpräsident Binali Yıldırım*

Die Ereignisse jener Nacht waren ein Angriff auf den türkischen Staat. Ein Angriff von Verrätern, die die Streitkräfte infiltriert hatten und die von einem Verwirrten abhängig waren, der sich als «Imam des Universums» betrachtet. Wir hatten es mit Verbrechern zu tun, die ihr eigenes Parlament bombardierten, die den Sitz der Sondereinheit der Polizei dem Erdboden gleichmachten, die mit Panzern auf Zivilisten losgingen und aus Kampfflugzeugen und Angriffshubschraubern schossen. Wir haben noch nie in unserer Geschichte eine solche Brutalität erlebt. Dieses Terrornetzwerk hat 250 unserer Bürger getötet und mehr als 2000 verletzt.

Rückblickend betrachtet, sind aus dieser äusserst bitteren Erfahrung zwei Dinge hervorgegangen, die Anlass zu Stolz geben. Erstens der Mut und die Entschlossenheit des türkischen Volkes. Bürger aus allen Teilen der Gesellschaft und des politischen Spektrums gingen gegen die Putschisten auf die Strasse. Unsere Fernsehsender haben trotz der Drohungen der Putschisten ihre Sendungen fortgesetzt. Das türkische Volk wurde eins.

Zweitens zeigte das türkische Volk der ganzen Welt, dass es für die Demokratie eintritt und eintreten wird. Mein Volk hat bewiesen, dass nicht bewaffnete Gruppen, sondern nur demokratisch gewählte Regierungen und der nationale Wille die Türkei dominieren können. Die stärkste Legitimität ist die demokratische Rechtmässigkeit. Diese schwierige demokratische Prüfung haben wir mit Ehre bestanden.

Jedoch wird sich die kindliche Frage meines Enkels in mein Gedächtnis einprägen: «Opa, sind das nicht unsere Soldaten?» In der Tat: Was für eine Geisteshaltung kann es einem Menschen ermöglichen, seine eigenen Landsleute, seine eigenen Einrichtungen, seine eigenen Symbole und seine eigene politische Führung auf diese brutale Weise anzugreifen?

Die Antwort liegt in der Natur des verräterischen Netzwerks, mit dem wir es zu tun haben. In dieser Nacht waren wir mit einem kriminellen Netzwerk konfrontiert, das die Anweisungen seines Anführers Fethullah Gülen blind befolgte. Wir sprechen von einer verräterischen Bande, die von der tausendjährigen glorreichen Vergangenheit der türkischen Streitkräfte nichts weiss.

Im Grunde genommen erkannte unsere Regierung das wahre Gesicht von Fethullah Gülen bereits vor dem 15. Juli. Wir bemühten uns, die Ausweitung dieser Struktur innerhalb des Staates aufzudecken. Wir hatten bereits Erfolge erzielt, aber der Putschversuch zeigte auf bittere Weise, dass die Gefahr grösser und lebendiger war, als wir vermutet hatten. Der ganze Umfang des Komplotts, das Fethullah Gülen zur Übernahme des türkischen Staats seit vierzig Jahren geschmiedet hatte, kam zum Vorschein.



*Angriff abgewehrt:* Nach dem Putschversuch.

Fetö-Mitglieder haben sich gemäss der Anweisung von Fethullah Gülen «in den Kapillaren des Systems bewegt, ohne jemand ihre Anwesenheit spüren zu lassen». Sie sind wie eine Virusinfektion schrittweise in fast «alle Machtzentren» eingedrungen. Im vergangenen Jahr führten wir umfangreiche administrative, strafrechtliche und gerichtliche Ermittlungen durch. Es wurden umfassende Befunde bezüglich dieser Struktur, die den Putschplan geschmiedet und umgesetzt hatte, ermittelt.

Sie zeigen Folgendes: Wir sind einer Struktur ausgesetzt, die ein abweichendes, esoterisches Glaubenssystem mit Fethullah Gülen an

der Spitze gebildet hat. Die Schulen und Heime der Organisation dienten als Zentren für Gehirnwäsche und als Sammelstellen für Militante. Mitglieder dieser Organisation, die hier ausgebildet wurden und ihrem Anführer, den sie als «Messias» betrachten, treu ergeben sind, gelangten in wichtige staatliche Positionen. Hier konnten sie im Sinne der Organisation Aktionen gegen Recht und Moral ausführen. Diese Personen haben Verschwörungen – Regelwidrigkeiten, illegales Abhören, Erpressung und erfundene Prozesse – geschmiedet.

Kann es eine «Bildungsbewegung» geben, die zellenähnlich und unter Decknamen arbeitet, verschlüsselt kommuniziert und ihre Mitglieder Methoden zum Widerstand gegen den Geheimdienst und Taktiken zur Verheimlichung lehrt? Sie hat nicht nur versucht, die Regierung zu übernehmen, sondern auch den Staat der Republik Türkei. Es waren diese abweichenden und gefährlichen Bestrebungen, die das türkische Volk am 15. Juli besiegt hat.

### Samen des Verrats

Ich kann sagen, dass wir mit den Massnahmen, die wir ergriffen haben, das Rückgrat der Organisation in der Türkei gebrochen haben. Jedoch beschränkt sich die Gefahr nicht nur auf die Türkei. In vielen Ländern gibt es ähnliche Organisationen, die Samen des Verrats säen. Um am Leben zu bleiben, streben sie noch aktiver wirtschaftlichen und politischen Einfluss auf globaler Ebene an. Ich möchte all unsere Freunde bei dieser Gelegenheit erneut warnen.

Das türkische Volk hat der ganzen Welt gezeigt, dass die Demokratie nicht einfach erkämpft wird. Aber sie ist ein derart wertvoller Besitz, für den man selbst das Leben opfert. Unsere erste Aufgabe ist es, die erforderlichen Massnahmen zu ergreifen, dass wir nie wieder einer ähnlichen Gefahr ausgesetzt sind. Wir geben uns grösste Mühe, diese schwierige Phase zu durchlaufen. Die türkische Demokratie wurde angegriffen, aber unsere Demokratie obsiegte. Folglich beabsichtigen wir und bemühen wir uns, allmählich die erforderlichen Schritte zu unternehmen, um nun die Demokratie absolut zu sichern.

Der Autor ist Ministerpräsident der Republik Türkei. Den vorliegenden Text hat er exklusiv für die *Weltwoche* verfasst.

# Gewalttäter und Fabulisten

Von *Hansrudolf Kamer* — Unter den Trümmern in Hamburg verbergen sich kaum Resultate des G-20-Treffens. Der Gipfel und die Zerstörungswut der Linksextremisten waren völlig sinnentleert.



Wer die Bilder der Krawalle in Hamburg und die «Ergebnisse» des G-20-Gipfels aufeinanderlegt, müsste zum Schluss kommen, dass die Welt nun komplett ver-

rückt geworden ist. Ohne das Schaulaufen der Politiker keine Krawalle und keine Zerstörungen – für die Anwohner im Schanzenviertel und in andern Wohngebieten der Hansestadt ist diese Erkenntnis so simpel wie offensichtlich.

Doch für andere ist sie es nicht. Denn das alte Schlagwort der Grossdiplomatie feierte auch danach fröhliche Urständ: Gerade in diesen schwierigen Zeiten sei es wichtig, dass sich die «Weltführer» persönlich begegneten. Nun haben sie es getan und eine Spur der Verwüstung hinterlassen. Wie kann die Welt davon profitieren?

Die ungeliebten Präsidenten Trump (USA) und Putin (Russland) fanden Zeit für ein längeres Gespräch. In romantisierenden Darstellungen war zu lesen, sie hätten beieinander Mass genommen. Nichts geht über einen persönlichen Live-Eindruck. Er ist besser als das Schattenbild, das die Profiler zu Hause jeweils in mühsamer Kleinarbeit mit Hilfe von Videos zeichnen.

## Weltpolitische Psychoanalyse

Wer erinnert sich nicht daran, dass der gewiefte Sowjetführer Nikita Chruschtschow den jungen John Kennedy 1961 beim Rendezvous in Wien gewogen und für zu leicht befunden hatte? Die Folgen waren der Bau der Mauer in Berlin und später die Raketenkrise um Kuba.

Übersetzt auf die Gegenwart und Putin: Wird Russland künftig, wenn es seine globalen Interessen aggressiv wahrnimmt, auf amerikanischen Widerstand stossen? Unter Trumps Vorgänger Obama hatte Putin offenbar den Eindruck, dass das nicht der Fall sein werde – ergo die Annexion der Krim, die militärische Infiltration in der Ostukraine, die Intervention in Syrien. Welche Schlüsse der Kremlchef von seinem Treffen mit Trump nach Hause trägt, werden demnach die nächsten Monate zeigen.

Wer dieser weltpolitischen Psychoanalyse wenig abgewinnen kann, verweist darauf, dass die Zusammenkunft immerhin das einzig fassbare Resultat des ganzen G-20-Tohuwabohus abwarf – die Abmachung über eine Feuer-

einstellung im südwestlichen Zipfel Syriens. Das ist zwar mehr als nichts, aber eigentlich sehr wenig.

Kurz nach dem Hamburger Rencontre erklärte der amerikanische Aussenminister Tillerson, die Vereinbarung sei das erste Zeichen, dass die beiden Mächte in Syrien zusammenarbeiten können. Natürlich gebe es Differenzen, aber auch Gemeinsamkeiten, und diese seien grösser.

Während die russische Zielsetzung in Syrien gut erkennbar ist, bleibt die amerikanische unklar. Moskau will, dass das Assad-Regime die Kontrolle über ganz Syrien zurückgewinnt und dann die russischen Militärbasen sanktioniert. Washington will den Islamischen Staat besiegen, aber was danach geschehen soll, weiss es nicht oder hält es geheim.

Und sonst? Da war noch ein Trump-Tweet des Inhalts, man habe über eine neue gemeinsame Truppe im Bereich der Cyber-Sicherheit gesprochen, doch Stunden später kam der Rückzug – was die westlichen Verbündeten aufatmen liess. Der republikanische Senator Marco Rubio («Little Marco») meinte dazu maliziös, dies wäre das Gleiche wie eine Zusammenarbeit mit Assad hinsichtlich chemischer Waffen.

Trump ärgerte jene Europäer, die das Pariser Klimaabkommen für den Gipfel menschlicher Errungenschaften halten, und liess sich nicht

vom Kurs abbringen. Beim Freihandel liess er mit sich reden, aber auch verlauten, er werde sich für ein schnelles bilaterales Abkommen mit Post-Brexit-Britannien einsetzen. Hart blieb er auch – wieder als Einziger! – gegenüber der Forderung, am Revers seines Vestons einen G-20-Pin zu befestigen anstelle seines kleinen Sternbanners.

Vor dem Wetterleuchten an der Elbe hatte der amerikanische Präsident in Warschau eine Rede gehalten, die seine politische Lernkurve weiterzog. Er pries die Stärke der polnischen Nation, erinnerte an die Freundschaft mit den Vereinigten Staaten und die polnischen Kämpfer im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Er brach eine Lanze für die westlichen Wertvorstellungen und die gemeinsame Verteidigung im Rahmen der Nato und forderte Russland auf, sich endlich normal zu benehmen wie andere auch.

In den «progressiv-liberalen» Kreisen Amerikas war das Echo ungnädig. Die Rede spiegelte rassistischen und religiösen Verfolgungswahn. Wenn Trump von der westlichen Zivilisation spreche – von den Polen Kopernikus und Chopin –, verstünden seine weissen nationalistischen Supporter zu Hause sehr wohl, was er damit meine.

Nicht nur die Bedauernswerten, die das Licht des Fortschritts nicht sehen, auch die Politiker, die das G-20-Papier unterzeichneten, wollen «Hamburg» so schnell wie möglich vergessen. Für Angela Merkel ist der Event kein Wahlkampfschlager mehr. Die Suppe wurde versalzen. Sie muss sich vielmehr neue Fragen nach ihrer Kompetenz gefallen lassen. Die Musik der Weltpolitik spielt anderswo: etwa in Nordostasien, wo die Krise um Nordkorea einem Kulminationspunkt zutreibt.



Die Suppe wurde versalzen: Putin (l.) und Trump in Hamburg, 7. Juli 2017.



Brief aus ...

## Hamburg

Wir lagen letzten Freitag im Gras an der «Alsterperle», einem Stehhaus-schank, als Donald Trump mit seiner Chevy-Number-one-Panzerlimousine heranraste, begleitet von insgesamt 61 Polizeiautos (inklusive Krankenwagen) – aber zu spät, wir hatten das Sushi schon gegessen, und wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Diese kurze Hektik und der Helikopterlärm störten unseren rosenfarbenen Blick auf die andere Alsterseite, auf die Kirchtürme und die Elbphilharmonie und die Rauchschwaden. Was genau auf der anderen Seite passierte, wurde auf N-TV ohne Pause berichtet. Mein Sohn hatte, auf der anderen Seite, Putin und seine Bodyguards und den koreanischen Präsidenten samt Tross zu bedienen im «Park Hyatt», musste also in der Sperrzone ackern und hielt sich über sein Samsung auf dem Laufenden.

Das draussen war der Krieg von verummumten Friedensfreunden, das war der düstere Aufmarsch von schwarz Uniformierten, die den Faschismus und das Weltkapital bekämpften, indem sie Drogeriemärkte plünderten

### Die Netzsensoren müssten eigentlich auch die Fake News über linke Gewalt bekämpfen.

und die Autos von kleinen Leuten abfackelten, und ein Anführer des Autonomie-zentrums Rote Flora war empört, dass die – wie sagt man jetzt – «Aktivisten» oder «Krawalltouristen» oder «Internationale der Linksradi-kalen», wie mein Freund Alexander sie verharmlosend nennt, sich nicht unser Viertel auf der anderen Alsterseite vorgenommen, sondern eben das

Heimatviertel Schanze in Schutt und Asche gelegt haben.

Wir sahen junge Polizeibeamte in Tag- und-Nacht-Einsätzen randalierende Gewaltverbrecher bekämpfen, die, laut der «Linken»-Chefin Katja Kipping, «einfach nur da an Tischen sassen und sich mal ein Bier gönnen» wollten, also Friedensfreunde in eben der virtuellen Realität, in der die «Linke» und die «Grünen» leben, und im einstigen SED-Parteiblatt *Neues Deutschland*, dem Altmeister in der Fabrikation fiktiver Welten, stand, dass «der Angriff auf den Nationalfetisch Auto» ein Angriff auf die kleinbürgerliche Aufstiegsideologie darstelle: «Wer Autos anzündet, stellt exakt die Lebensentwürfe in Frage, in denen der Besitz des Autos einst ist mit Erfolg, Dazugehören und Glück im Winkel ...»

Nun ist es auch mit diesen Fake News über linke Gewalt so, dass sie die Netzsensoren um Justizminister Maas eigentlich bekämpfen müssten. Er machte aber immerhin deutlich, in einem Interview mit



«Traut euch»: Hamburg, 7. Juli 2017.

der *Bild-Zeitung*, dass er sich den «Extremismus insgesamt» anschauen werde, und sich, geschickt in diese Frage gelockt, durchaus ein Konzert «Rock gegen links» vorstellen könne, «warum nicht», und davon kommt er jetzt nicht mehr runter. Also überleg' ich mir jetzt gerade das *line-up*, aber wer will sich schon mit der linksliberalen Presse anlegen, dem Produzenten radikaler Parolen. «Traut euch», titelte der *Spiegel*.

Möglich, dass dieses brennende antifaschistische Hochamt die angestrengte Rasterfahndung nach «rechtem Gedankengut», das die Feuilletons seit Jahren betreiben, kurz unterbricht. Etwa die nach sogenannten «Stellen» in dem Büchlein von Sieferles «Finis Germania» im totgeschwiegenen Antaios-Verlag. Aber grosse Hoffnung habe ich nicht. *Matthias Matussek*

## Terror

### Mossul und danach

Selbst wenn der Islamische Staat tatsächlich zerfällt: Der Frieden wird kaum einkehren.



Irakische Soldaten in Siegerpose, Mossul, 10.7.17.

Der Islamische Staat (IS) muss zum Rückzug blasen. Anfang Woche haben irakische Truppen nach neun Monaten die Stadt Mossul zurückerobert, und die «Hauptstadt» des IS, das syrische Raqqa, dürfte von den Dschihadisten demnächst ebenfalls geräumt werden. Passend zur Endzeitstimmung zirkulierten am Dienstag (wieder einmal) Gerüchte, laut denen der Führer des IS, Abu Bakr al-Baghdadi, nicht mehr am Leben ist.

Selbst wenn das Imperium des Islamischen Staates tatsächlich zerfallen sollte: Der Frieden wird nicht einkehren. Im Mittleren Osten werden die Spannungen eher noch zunehmen, und in Europa darf man an der Terrorfront keine Entwarnung erwarten.

Der selbsternannte Kalif und sein Regime haben der dschihadistischen Salafisten-Bewegung weit über den Mittleren Osten hinaus neues Leben eingehaucht. In Asien, in Afrika und in Europa hat al-Baghdadi junge Muslime für den heiligen Krieg begeistern können. Die mörderische Ideologie des IS wird deshalb überleben, selbst wenn der IS zerstört werden sollte.

### Neue Konfrontation

Dass in Teheran die Meldungen vom bevorstehenden Ende des IS mit Freude zur Kenntnis genommen werden, ist zudem ein Zeichen neuer Konfrontation, die im Nahen Osten auszubrechen droht. Mit dem Vormarsch irakischer Truppen hofft der Iran auf eine Stärkung des schiitischen Einflusses. Teheran ist zuversichtlich, damit seinem Ziel eines direkten Zugangs zum Mittelmeer einen Schritt näher zu kommen. Die Ausweitung des iranischen Einflusses wird in Riad ebenso wie in Jerusalem mit grösster Sorge zur Kenntnis genommen. Und sie wird zur Stärkung der entstehenden israelisch-saudischen Allianz beitragen.

*Pierre Heumann*

# Russlands Atommüllmann

Einst befuhr er mit der stolzen sowjetischen U-Boot-Flotte die Weltmeere, dann bezichtigte man ihn des Verrats, heute entsorgt er das nukleare Erbe Russlands. Das erstaunliche Leben des Kapitäns Alexander Nikitin. Von Wolfgang Koydl (Text) und Ilja C. Hendel (Bild)

Wenn man sich mit Alexander Nikitin unterhält, kommt einem ziemlich rasch das Gleichnis von dem Vögelchen in den Sinn, das alle hundert Jahre seinen Schnabel an einem Berg aus Kristall wetzt. Wenn der ganze Berg abgetragen ist, so heisst es, sei eine Sekunde der Ewigkeit verstrichen.

So viel Zeit hat der 65-jährige Nikitin nicht, obschon seine Aufgabe ähnlich entmutigend wirkt. Auch er muss einen Berg abtragen, nur dass der nicht kristallklar, sondern schmutzig und vor allem hochgiftig ist: die gesammelten radioaktiven Abfälle Russlands und der Sowjetunion, aus Kraftwerken, Sprengköpfen und Kliniken. Alles in allem 500 Millionen Kubikmeter toxischer Müll.

Ziemlich viel, vor allem, wenn man bedenkt, dass Nikitin für diese Herkulesarbeit nicht mehr als fünfzehn Mitarbeiter in zwei Büros in St. Petersburg und in der Nordmeerhafenstadt Murmansk zur Verfügung stehen. Mit anderen Worten: Gut ein Dutzend Leute machen sich daran, die Masse von zweihundert Cheops-Pyramiden abzutragen, mit – bildlich gesprochen – wenig mehr als ein paar Sand-schäufelchen in den Händen.

## Wie ein gepflegter Schweizer Wertstoffhof

Wenn man nun glaubt, dass sich Nikitin von der Aufgabe einschüchtern liesse, täuscht man sich. Er strahlt die Ruhe und Unerschütterlichkeit eines gelernten Sowjetbürgers aus, den nichts überraschen kann, weil auch im sowjetischen Alltag immer alles anders als erwartet kommen konnte und man auf alles vorbereitet sein musste. Mit Optimismus habe das nichts zu tun, winkt Nikitin ab: «Ich bin Realist.»

«Schag sa schagom» lautet seine Lieblingsfloskel, «Schritt für Schritt». Mit diesem Motto hat er in seinem Leben schon einiges bewegt, was undurchführbar schien. Erst drei Wochen ist es her, dass zehn Jahre harte Vorarbeit endlich Früchte trugen: Der erste Transport von Kernbrennstäben ausgemusterter russischer Atom-U-Boote verliess das ungesicherte Endlager in der Andrejewa-Bucht im Norden der Kola-Halbinsel.

Seit Anfang der sechziger Jahre waren hier in drei maroden, von Salzwasser zerfressenen Betonbehältern Zehntausende von Brennstäben gelagert. Gut zwanzig Jahre lang ging das eher schlecht als recht, doch dann sackte ein Teil des Gebäudes mit den Abklingbecken ab. Radioaktiv verseuchtes Wasser gelangte in die Bucht, Brennstäbe sanken auf den Meeresgrund.



«Schritt für Schritt»: Ingenieur Nikitin.

BildervoneinemgespenstischenU-Boot-Friedhof gingen damals um die Welt, wo neben den abgesoffenen Containern Hunderte von Schiffsrümpfen rostend im seichten Wasser dümpelten. Inzwischen ist die maritime Müllkippe geräumt. In einem neu errichteten Zwi-

---

«Damals glaubten die Gerichte noch an die Demokratie und urteilten unabhängig.»

---

schenlager in der unweit der Andrejewa-Bucht gelegenen Sajda-Bucht sind die fein säuberlich herausgetrennten Reaktorsegmente der Boote ordentlich gestapelt. Die Anlage sieht aus wie ein gepflegter Schweizer Wertstoffhof. Auch

dies war ein Verdienst von Alexander Nikitin. Mit der Andrejewa-Bucht hatte sein Leben eine Wendung genommen, die niemand für möglich gehalten hätte. Am wenigsten er selbst. Aus dem Kapitän ersten Ranges der sowjetischen Nordmeerflotte wurde ein Whistleblower, der deswegen Mitte der neunziger Jahre prompt wegen Spionage und Hochverrats vom russischen Geheimdienst FSB vor Gericht gezerrt wurde. Doch die Staatsmacht steckte eine böse Schlappe ein: Nikitin wurde in allen Instanzen freigesprochen. Keine grosse Sache, winkt Nikitin ab: «Damals glaubten die Gerichte noch an die Demokratie und urteilten unabhängig.» Und heute? Waagrecht durchschneidet seine Hand die Luft vor seinem Gesicht, als wolle er einen Schlussstrich ziehen: «Zwölf Jahre Gefängnis.»

Viele Jahre hatte Nikitin mit dem Stolz der sowjetischen Flotte, den Atom-U-Booten, die Weltmeere befahren. Als Chefindingenieur war er für den Schutz vor radioaktiver Strahlung auf seinem Schiff zuständig. Das war keine leichte Aufgabe, denn immer wieder gab es grauenvolle Zwischenfälle, bei denen Matrosen tödlich verstrahlt wurden. «Sie verbrannten innerlich und äusserlich, eingesperrt in ihre Kabinen», dokumentierte ein Bericht der 1986 gegründeten, global tätigen norwegischen Umweltorganisation Bellona. «Verzweifelte Ausbruchversuche der Todeskandidaten verhinderte 1972 die Crew des U-Bootes K-16, indem sie die Ausgänge verkeilte. Es starben 28 Matrosen, ein Dutzend ihrer hochverstrahlten Kameraden hielt sich am Leben, indem sie das Kondenswasser von den Wänden wischten und tranken.»

### Ein Hilferuf

«Ich habe Glück, dass ich noch am Leben bin», antwortet Nikitin lapidar auf die Frage nach solchen Unfällen. Ja, natürlich habe es die gegeben, aber Unfälle kämen überall vor, auch Züge und Busse verunglückten. «Aber wenn sie auf einem U-Boot passieren, stehen sie nicht in der Zeitung. Nur das Wort Atom-U-Boot war ja schon ein Staatsgeheimnis.» Er bleibt wortkarg, wenn er um Auskünfte über den Dienst in der «Red October»-Flotte gebeten wird. «Der Mensch gewöhnt sich an alles, auch an zehn Jahre U-Boot-Fahren», lässt er sich endlich entlocken. «Wenn er zehn Jahre im Gefängnis ist, gewöhnt er sich auch daran.»

Nikitin sitzt im Büro von Bellona im Osloer Szeneviertel Grünerlökka. Im Jahr 1995 hatte er der Stiftung erstmals zusätzliche Informationen geliefert für einen Bericht über die Umweltkatastrophe in der Andrejewabucht, das potenzielle «Tschernobyl am Polarmeer». Norwegen, dessen Grenze mit Russland nur 45 Kilometer entfernt liegt, hatte sowjetische und russische Umweltsünden schon immer mit besonderer Sorge verfolgt. Bei Ostwind wehen die Pestschwaden der Nickelwerke in der russischen Industriestadt Nikel herüber.

Nach dem Ende der Sowjetunion hatte Nikitin den Dienst auf dem U-Boot quittiert und war als Inspektor für die Nuklearsicherheit der gesamten Flotte zuständig. In dieser Funktion reiste er durchs ganze Land, vom Nordmeer bis zur Pazifikflotte in Wladiwostok. «Ich war über die gesamte Lage recht gut informiert, und die Lage war katastrophal», erinnert er sich. Sehr schnell habe er allerdings erkennen müssen, dass es «nutzlos» gewesen wäre, nur die russischen Behörden über die möglichen Gefahren zu informieren.

«Vergessen Sie nicht, das waren die Jahre, in denen Russland andere Sorgen hatte. Alles war im Umbruch, es gab kein Geld. Lehrer, Ärzte – sie bekamen monatelang kein Gehalt.» Dieser geschwächte Staat habe ausserdem das «Erbe des Kalten Krieges» übernehmen müs-



«Einfach irgendwohin geworfen»: schrottreifes Reaktorsegment im russischen Sajda-Guba.

sen, konkret die Verschrottung von mehr als hundert Atom-U-Booten, schildert Nikitin die damalige Situation. «Mir war klar, dass dieses Problem zu gross war für Russland allein. Ich wollte meinem Land helfen, eine Umweltkatastrophe zu vermeiden. Helfen konnte uns nur das Ausland. Es war eigentlich ein Hilferuf.»

### «Da gibt es Seen, in die jahrelang radioaktiv verseuchte Flüssigkeiten geleitet wurden.»

Das sah man freilich nicht überall so. Mehr als 5000 Seiten stark war die Anklageschrift, die der Inlandsgeheimdienst FSB gegen den «Spion und Verräter» vorbereitet hatte. Zehn Monate lang verschwand er in Untersuchungshaft, und wenn er irgendwelche Illusionen über die Fairness des Verfahrens gehegt haben sollte, so zerstörte sie Untersuchungsrichter Maximenkow: «Du hast keine Chance», eröffnete er Nikitin gleich zu Beginn in einem Verhör. «Der Prozess wird geheim sein, mit unseren Anwälten, unserem Staatsanwalt, unserem Kriegsgericht.»

Doch die Richter hatte der Geheimdienst nicht in der Tasche. Sie sprachen Nikitin frei. «Sogar die Präsidialkanzlei in Moskau stand hinter mir», erinnert er sich. Auch sein Schwiegervater, ein in der Sowjetunion hochangesehener Admiral, habe zu ihm gehalten und ihn in der U-Haft besucht. Dennoch habe er «sehr viel Glück» gehabt, wie ihm sein Anwalt Juri Schmidt erklärte. Der vor wenigen Jahren gestorbene Petersburger Starjurist hatte auch den Oligarchen Michail Chodorkowski verteidigt. «Nach dem Urteil beklagte sich der Staatsanwalt beim Richter, warum er ihm nicht von Anfang an gesagt habe, dass es einen

Freispruch geben werde», grinst Nikitin. Die Aufmerksamkeit, die sein Fall erzeugte, trug Nikitin diverse ausländische Umwelt- und Menschenrechtspreise, aber auch genügend Prominenz daheim ein, die ihm seine jetzige Aufgabe erleichtert: die Entsorgung des atomaren Erbes der Sowjetunion. Derzeit gibt es dafür 804 Lagerstätten im ganzen Land, wobei – so der Umweltschützer – in Russland unterschieden werde zwischen Atommüll und alten Brennstäben. Letztere gälten als potenzieller Rohstoff, den man wiederaufbereiten könne.

### Sichere Methoden nur vorübergehend

Nikitin, der Endlager im Ausland besucht hat, darunter auch den Salzstock im deutschen Gorleben, ist überzeugt davon, dass es keine «absolut sicheren Einrichtungen» gibt, in denen radioaktiver Abfall verwahrt werden kann. Man könne nur vorübergehend sichere Methoden entwickeln und darauf hoffen, dass Forschung und Technologie in Zukunft neue, bessere Lagerstätten hervorbrächten.

Russische Lagerstätten indes, meint Nikitin kopfschüttelnd, seien nicht einmal annähernd sicher. «Das Zeug wurde einfach irgendwohin geworfen, da gibt es Seen, in die jahrelang radioaktiv verseuchte Flüssigkeiten geleitet wurden. Keiner fühlte sich verantwortlich, es gab keine Strafen, es kostete ja nichts.» Vor sechs Jahren wurde erstmals ein Umweltgesetz verabschiedet, das die Verursacher in die Pflicht nimmt – zumindest grundsätzlich. «Ich mache mir keine Illusionen», gibt Nikitin zu. «Das geht nicht über Nacht. Aber die Säuberung der Andrejewabucht schien auch aussichtslos. Wie ich immer sage: «Schag sa schagom» – Schritt für Schritt.» ○

# Warum ich mich schlagen liess

Jede fünfte Schweizerin erlebt Gewalt durch ihren Partner. Warum Frauen bei solchen Männern bleiben, versteht niemand. Unsere Autorin schon. Sie selbst liess sich in zwei aufeinanderfolgenden Beziehungen jahrelang von ihren Partnern prügeln. *Von Anna Bischoff*



*Der gefährlichste Ort für Frauen ist die Familie.*

Dies ist eine Geschichte alltäglicher Gewalt. Meine. Und überhaupt. Es ist die Geschichte, wie ich mich von einem Mann (und später von einem anderen) erniedrigen liess. Mit Blicken, Worten, Fäusten. Er war nicht irgendein Mann. Es war «meiner». Ich war sechzehn, als ich ihn kennenlernte, in einer Cafébar. Er war sechsundzwanzig. Es war jene Liebe auf den ersten Blick. Er hatte nie zuvor eine getroffen wie mich. Nie zuvor so gefühlt. Für keine! Ich war die Frau seines Lebens. Er spürte es gleich, mit aller Macht. Wann erzählte er mir das? Am

ersten Tag oder erst am zweiten? Wenn ich gewusst hätte, was ich heute weiss, dass solches Gequatsche nicht nur lachhaft, sondern lebensgefährlich ist, vielleicht wäre ich gegangen. Stattdessen wohnten wir sechs Monate später zusammen. Er schlug mich da schon. Und selbstverständlich schlug er mich weiter. Durch unsere ganze grosse, einzigartige Liebe hindurch. Während der ich ihn heiratete und zwei Kinder von ihm bekam. Als es vorbei war, war ich zweiundzwanzig. Vier Jahre, das ist keine sehr lange Beziehung. Es war nur, unter

den Umständen, eine Ewigkeit. Und es gibt Frauen, die ertragen (auch) solch eine Ehe viel länger. Fünfundzwanzig, dreissig Jahre sind keine Seltenheit.

## **Die einzige tolle Frau der Welt**

Nach einer Studie der Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (FRA) in Wien, für die in 28 EU-Staaten 42 000 Frauen im Alter zwischen 14 und 74 Jahren befragt wurden, erlebt jede dritte Frau in Europa körperliche und/oder sexuelle Gewalt – insgesamt 62



Millionen Frauen. In der Schweiz erlebt jede fünfte Frau sexuelle oder andere körperliche Gewalt durch ihren Partner. Zwei von fünf Schweizer Frauen erleben in ihren Beziehungen psychische Gewalt. Drei Viertel aller Übergriffe auf sie werden zu Hause verübt. Und jedes Jahr werden schweizweit etwa 24 Frauen von ihren Partnern ermordet. Von anderen westlichen Ländern gibt es ähnliche Zahlen. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) nennt Gewalt gegen Frauen eines der grössten Gesundheitsrisiken für Frauen weltweit. 38 Prozent aller Morde an Frauen weltweit werden von ihren Partnern verübt. Nach Einschätzung der WHO sind nicht dunkle Gassen der gefährlichste Ort für Frauen. Es ist die Familie.

Die Autoren der britischen Internetseite *Hidden Hurt*, versteckter Schmerz, zählen zwanzig Verhaltensmuster des gewalttätigen Mannes auf. Zwanzig frühe Warnhinweise, dass der neue Freund mit ziemlicher Sicherheit zuschlagen wird oder anders gewalttätig ist. Manche sind eindeutig. Andere von tückischer Mehrdeutigkeit. Beide Männer, mit denen ich verheiratet war, erfüllten jedes einzelne dieser Kriterien. Eines davon ist, das wird kaum überraschen, «eine negative Einstellung gegenüber Frauen». Meine Männer sprachen beide respektlos und negativ über ihre früheren Frauen. Sie taten es auf eine Art, die ich als Frau als positiv empfand. Für mich. Auf *Hiddenhurt.co.uk* heisst es: «Die Männer erzählen Ihnen viel-

---

«Ich glaube nicht mal, dass dieser Mann mich mochte.» – «Wie kommen Sie darauf?», fragte der Therapeut.

---

leicht, dass Sie etwas Besonderes sind, nicht wie die anderen, und dass sie sich als den glücklichsten Mann der Welt schätzen, weil sie die einzig tolle Frau gefunden haben.» Dass ich auch darauf hereinfliege, finde ich besonders beschämend. Für mich. Und für die vielen Mitfrauen, die sich, ähnlich wie ich, mit dem eigenen Selbsthass an der Nase herumführen und führen lassen. Ich schäme mich, weil ich weiss: Wir tragen so nicht nur zu unserem eigenen Unglück bei.

Während des US-Wahlkampfes im vergangenen Jahr wurde bekannt, dass der Kandidat Donald Trump sich wiederholt aggressiv gegenüber Frauen verhalten habe. Das heisst: Bekannt war es schon vor dem Wahlkampf. Seiner Kandidatur hatte es nicht im Weg gestanden. Später wurde eine Tonaufnahme öffentlich, in der Trump gegenüber einem Reporter beim Anblick einer Schauspielerin unter anderem Folgendes äussert: «Ich schmeiss' besser ein paar Tic Tac ein, für den Fall, dass ich anfangs, sie zu küssen... Einfach küssen. Ich warte gar nicht ab. Wenn du ein Star bist, machen die (Frauen) das mit. Da kannst du dir alles erlau-

ben.» Dieser Reporter fragt kichernd: «Was immer man will?» Und der Kandidat: «Grabsch sie an die Muschi, du kannst dir alles erlauben.» Der Mann ist heute Präsident. Gewählt auch von vielen Frauen, die sich anderen Frauen dadurch überlegen fühlten: Sie waren keine Mimosen. Keine «hässlichen Feministinnen». Sie konnten «Spas verstehen». Und Männer.

Die Universität Michigan hat in einer Studie mit dem Titel «Ich habe das nur getan, weil ich nie aufgehört habe, dich zu lieben» festgestellt: Frauen, die gern romantische Komödien schauen – Beispiele sind die Kassenknüller «Verrückt nach Mary» und «Tatsächlich... Liebe» – seien eher bereit, aggressives männliches Verhalten zu tolerieren und als «romantisch» zu werten. Die Forscher fanden dafür den Begriff «Stalking Mythos»: «Er bezeichnet falsche oder übertriebene Ansichten bezüglich Stalking. Sie verharmlosen seinen bedrohlichen, gefährlichen Charakter und führen dazu, dass Frauen solches Verhalten nicht angemessen ernst nehmen, sondern als normal ansehen.»

### Das Muster durchbrechen

Meine Geschichte ist keine Opfergeschichte. Das Opfersein überlasse ich meinen Exmännern. Sie füllen die Rolle ausgezeichnet. Auch das ist typisch für gewalttätige Männer. Die Leidtragenden sind stets sie. Sie sind in ihrer Beziehung die Unschuldigen und die einzig Gesunden. Sie brauchen keine Therapie. Was sie brauchen, ist eine neue Frau. Die «Richtige». Die sie versteht. Die sie zu nehmen weiss. Die sie nicht «zum Äussersten treibt». Und sie brauchen sie möglichst schnell. Gewalttätige Männer sind nicht gern allein. Sie brauchen eine Frau, die sie «glücklich macht». Und an der sie, wenn sie darin versagt – und das wird sie –, ihr Unglück auslassen können.

Die ganz grosse, einzigartige Liebe und noch dazu auf den ersten Blick, also: die augenblickliche, absolute «Gewissheit», dass dieser Mann der «Richtige» ist, und seine Beteuerungen, dass es ihm umgekehrt ganz genauso geht, sind eines der zwanzig Alarmzeichen. Ich dachte bei beiden Männern, dass es das sei, was ich fühlte. Beim zweiten nicht mehr augenblicklich, was meine Chance gewesen wäre, rechtzeitig zu entkommen. Stattdessen brachte ich mich selber zu dem Gefühl hin. Ich dachte, das müsse so sein. Man müsse genau so und nicht anders empfinden, wenn man sicher sein wolle, dass einer «der Richtige» sei. Wahr ist: Beide Männer waren richtig für mich. Auf schrecklich falsche Weise.

Um dieses Muster zu ändern, begann ich eine Therapie. Das fiel mir nicht leicht. Ich bin niemand, der eine Therapie braucht. Ich bin nicht bekloppt. Oder schwach oder hilflos. Oder anderswie klein. Therapien sind für andere Menschen. Für solche, die's nötig haben. So bin ich aufgewachsen. Und ich denke nicht, dass dafür allein meine Eltern verantwortlich

sind. Therapiebedürftig zu sein, ist in Westeuropa auch heute nicht cool. Es bleibt eine Art Schimpfwort: «Du brauchst echt einen Psychologen!» – «Die gehört auf die Couch!» Ich denke: Wir sind nicht sehr gut mit Emotionen. Nicht mit denen, die wir als «negativ» abgestempelt haben. Wie Schwäche. Und Angst.

Von meiner zweiten Scheidung bis zu meiner Therapie brauchte ich fünf Jahre. Und einen Umzug – ins Ausland. Vielleicht hat es geholfen, dass ich über mich und meine Schwächen in einer anderen Sprache sprechen konnte. Vielleicht war ich so von mir selber weiter entfernt. Gott sei Dank liess sich diese Distanz nicht aufrechterhalten. Dafür dauerte die Therapie zu lange. Damit ich sie begann, brauchte es ausserdem eine nächste Beinahe-Beziehungskatastrophe. Dass ich der entkam, lag nicht daran, dass ich in letzter Sekunde das Ruder herumriss. Ich suchte den Therapeuten nicht auf, um mich gerade so eben noch vor diesem Mann zu bewahren. Ich ging erstmals zur Therapie, tränenüberströmt, weil der Mann mich früh fallengelassen hatte.

Ich weinte: «Ich glaube nicht mal, dass dieser Mann mich mochte.» – «Wie kommen Sie darauf?», fragte der Therapeut. «Er kritisierte mich ständig, er suchte geradezu nach Fehlern. Sosehr ich mich auch bemühte, ich konnte einfach nichts richtig machen.» Der Therapeut schaute amüsiert. «Aber Sie wollten trotzdem mit ihm zusammen sein?» Ich rief: «Nicht trotzdem. Sondern deswegen!» Und dann lachten wir beide. Obwohl das natürlich alles andere als lustig war.

Ich sass in dieser Dachstube einmal wöchentlich während sechs Jahren. Ich sprach dort nicht nur über meine Männer. Sie waren nur das Thema am Rande. Hauptthema war, immer wieder: ich. Wer ich bin. Wie ich zu dem wurde, was ich bin. Unter welchen Umständen und mit welchen Vorbildern und Wertvorstellungen ich aufgewachsen bin. Und wie das meine Beziehungen, nicht nur zu Männern, prägte. Ich sah mir die Ehe meine Mutter und meines Stiefvaters an, die ich lange für perfekt gehalten hatte. Für erstrebenswert. So wie meine Mutter und mein Stiefvater ihre Ehe für perfekt halten. Für ein gutes Beispiel. «Von uns hast du das nicht gelernt, Mädchen!» So sagen sie es. Und man kann ihnen das nicht zum Vorwurf machen. Denn sie glauben das tatsächlich.

### Dem Schläger bettelnd zu Füssen

Ich erzähle diese Geschichte, die nicht nur die meine ist, hier auch, weil jede zweite Frau über den häuslichen Terror, den sie erleidet, schweigt. Gegenüber der Polizei. Gegenüber Verwandten, Freunden, Arbeitskollegen.

Ich selbst schwieg die längste Zeit, aus verschiedenen Gründen. Einer war Scham. Ich schämte mich für meine Erbärmlichkeit, so empfand ich es. Ich wollte nicht diese Frau sein. Klein, hilflos, kläglich. In meinem Selbstbild

war ich eine ganz andere Frau. Vielleicht hätte ich mich als Geschlagene noch ertragen. Die Schläge waren nicht das Schlimmste. Der schlimmste, ausschlaggebende Teil in einer Gewaltbeziehung ist die Abhängigkeit. Das Gefühl, dass, wie sehr die Schläge auch schmerzen, es mehr schmerzen würde, wenn der Mann geht. Auf keinen Fall wollte ich diese Frau sein, die, statt gegen ihn aufzubegehren, sich ihrem Schläger bettelnd zu Füssen wirft. Die, statt ihre Koffer zu packen und zu gehen, ihn anfleht, sie nicht zu verlassen. Aber ich war genau diese Frau.

Ich schwieg, weil ich mich fürchtete. Vor meinen Eltern, Freunden, Arbeitskollegen. Vor Stirnrunzeln und Kommentaren. Ich fürchtete mich vor der immergleichen Frage: «Warum?» So, als könnte es ein Darum geben. Einen Grund für die Schläge. Und, wenn es den nicht gab, warum liess ich mir das gefallen? Warum glaubte ich mich von diesem Mann abhängig? Ich war doch nicht so. Ich präsentierte mich doch als eine ganz andere Frau: kühl, clever, selbstbewusst. Ich präsentierte mich so, nicht um mein Umfeld zu täuschen. Ich glaubte, dass ich diese andere Frau sei. Und ich war die Frau auch. Ganz sicher gab es, damals schon, diesen Teil von mir. Irgendwo in mir drinnen. Hätte es ihn nicht gegeben, wäre ich vielleicht nicht mehr hier.

«Ich schlage nur dich», hat mein erster Mann zu mir gesagt, wenn er mich wieder grün und blau geprügelt hatte und wir, ein paar Stunden darauf, einander in den Armen lagen. Es war seine Liebeserklärung an mich. Das Versprechen meiner Einzigartigkeit und der Einzigartigkeit unserer «Liebe». Ich konnte es mir nicht leisten, es zu hinterfragen. Auch darin, das weiss ich heute, war ich nicht allein.

## DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

### «Alter Säntis»

**Andrea Caroni, Ständerat**

Mein schönster Ort liegt auf 2500 m ü. M. am Schnittpunkt der Kantone Appenzell Ausserrhoden und Innerrhoden sowie St. Gallen: der «Alte Säntis». Der Blick vom Säntis reicht von der Zugspitze über den Ortler zum Piz Bernina und zur Jungfrau bis in den Schwarzwald, hinunter in die Ostschweiz und ins eigene Land. Zürich ist von hier aus so gross wie Hundwil. Man wird gewahr, wie klein Menschen im grossen Orchester der Natur sind. Wenn gegen Abend die Touristen heimgehen, kehrt zauberhafte Stille ein – so dass wir bei Appenzeller Südworscht mit Chähörnli und Öpfelmues im Berggasthaus in die Nacht hinein jassen können.



Es ist ein Merkmal vieler gewalttätiger Beziehungen, dass die Partner sie «gewöhnlichen», «langweiligen» Beziehungen für überlegen halten. Hätte ich das damals gewusst, hätte das etwas geändert?

### Anfälliger als je zuvor

Meinen zweiten Mann, der mich (anfangs) nicht schlug, hielt ich bereitwillig für den «Mann meines Lebens». Für die subtilere Art seiner Gewalt war ich blind. Ich nehme an, einerseits, weil es eine Form der Gewalt war, der ich mich schon während meiner Kindheit ausgesetzt gesehen hatte und die mir darum vertraut war. Also: gefährlich normal erschien. Andererseits war ich überzeugt, die Mechanismen der Gewalt durchschaut und mich aus ihrem Hexenkreislauf befreit zu haben. Ich hatte unter anderem Robin Norwoods Klassiker «Wenn Frauen zu sehr lieben: Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden» gelesen und fühlte mich auf blöde Weise gewappnet.

Was ich nicht sah, war, dass ich mich nicht wirklich verändert hatte. Ich war noch immer dieselbe, die ich in meiner Ehe (und vorher) ge-

### «Ich schlage nur dich», hat mein erster Mann zu mir gesagt, wenn er mich wieder einmal verprügelt hatte.

wesen war. Innen drin. Kein Mensch ändert sich innerhalb von anderthalb Jahren. Schon gar nicht ohne Therapie. Mein angelesenes Begreifen war nach aussen gerichtet. Ich verstand auf einer Metaebene die Zusammenhänge häuslicher Gewalt. Ich wusste, warum «Frauen» auf «bestimmte Typen» hereinfließen. Mit mir hatte das noch immer nicht wirklich etwas zu tun. Wenn überhaupt, dann betraf es mich nur als «Überlebende». Ich hielt für unmöglich, dass ich noch einmal an einen Schläger gerate. Oder, wäre mir bewusst gewesen, dass es das gibt, an einen sonstwie gewalttätigen Mann.

Tatsächlich war ich anfälliger als je zuvor. Ich war dreiundzwanzig und geschieden. Ich hatte zwei Kinder, drei und anderthalb Jahre alt. Mein Exmann war gleich, nachdem ich ihn verlassen hatte, verschwunden. Ich hatte keine Ausbildung, keine Arbeit. Was, wie ich von meinen Arbeitereltern gelernt hatte und jetzt wiederholt von ihnen zu hören bekam, beschämend war. Ich fürchtete mich davor, finanziell nie «auf die Beine» zu kommen. Ich wollte studieren. Was eine gute Sache war; nur die Aussicht, das ohne Unterstützung, mit zwei kleinen Kindern schaffen zu müssen, machte mir Angst. Ich sah mich oft an meinen Grenzen und – schlimmer – ausgeschlossen von der scheinbar allgegenwärtigen Familienglückseligkeit. Ich ging mit meinen Kindern zum Bastelnachmittag der katholischen Kirche und heulte, wenn ich am Abend mit ihnen

allein in meiner Altbauwohnung sass. Ich fürchtete, auch sozial nie wieder auf die Beine zu kommen. Ich dachte: Wer nimmt schon eine 23-jährige Geschiedene mit zwei Kindern? Ich schätzte meinen Wert artig gleich null ein. Und war mir dessen nicht mal bewusst. Ich kann die Erleichterung kaum in Worte fassen, die ich empfand, als noch mal einer kam, der mich wollte.

### Schuld ist immer die Frau

Beinahe dreissig Jahre her. Und nichts hat sich geändert. Jedenfalls nicht zum Besseren. In Russland haben sie im Februar ein neues Gesetz erlassen. Die Misshandlung eines Partners oder Familienmitgliedes ist dort nicht länger «eine kriminelle Handlung». Ausgenommen, einer schlägt derart zu, dass der andere ins Krankenhaus muss. Die Putin-Regierung erklärte, sich damit von «westlichen Werten» absetzen zu wollen. Ich lese das und denke: Von welchen westlichen Werten? Als Donald Trumps «Grabsch sie an die Muschi»-Aufnahme öffentlich wurde, machte sein früherer Wahlkampfmanager Corey Lewandowski sich um Trumps Popularität keine Sorgen: «Die Menschen wissen zu schätzen, dass er aus dem Herzen spricht.»

Der Wert einer Frau wird – von Männern wie Frauen – weiter zu einem grossen Teil daran bemessen, wie «liebenswert» sie ist. In erster Linie: für Männer. Auch die Vorurteile sind geblieben – und mit ihnen das Stigma. Von Frauen, die von ihrem Partner geschlagen werden, wird weiterhin Unsägliches gedacht: klein, dumm, ungebildet. Oder masochistisch: «Die müssen doch daran Gefallen finden!» «Fifty Shades of Grey» lässt grüssen. Auch so kommt es, dass Frauen schweigen. Dass Frauen sich selbst (und andere Frauen) im Stich lassen, indem sie schweigen.

Kürzlich stand ich in einem Laden, und ein betrunkenere Mann kam hereingetorkelt. Rempelte Kundinnen an, grölte: «Fickt euch, ihr Fotzen.» Die Ladenbesitzerin sah auf und ab, hin und her. Frauen senkten den Blick. Ich starrte ihm ins besoffene Gesicht. Zittrig, zornig. Ich sagte: «Sie müssen gehen!» Er drängte sich grob an mir vorbei, schmiss einen Damenhut auf den Tresen, fragte: «Wie viel für den Scheiss?» – «Fünf Euro», sagte die Ladenbesitzerin schnell. Ich sagte drängend, jetzt zu ihr: «Er muss raus!» Sie schnappte zurück: «Ich bediene ihn eben, damit er geht. Das werden Sie verstehen!» Anschliessend würdigte sie mich keines Blicks mehr, keines einzigen Worts. Was ich verstand, war, dass nicht er, sondern ich der Störenfried war. Und ich fühlte mich wieder mal sehr allein.

Die Autorin ist Verfasserin mehrerer Bücher. Sie schreibt hier unter Pseudonym.

# Der Klügere kippt nach

Es mehren sich die Hinweise, dass das «Nervengift» Alkohol, in mässigen Mengen genossen, das Gehirn vor Verfall schützt.

Von Rolf Degen

«Wie viele Nervenzellen richtet ein Glas Wein zugrunde?», gehört zu den häufigsten Suchanfragen im (englischsprachigen) Internet. Ein Indiz dafür, dass ein zu Zeiten der Prohibition von der amerikanischen Abstinenzbewegung gestreutes Gerücht bis heute in den Köpfen der Menschen spukt – obwohl ihm 1993 durch eine systematische Neuronenzählung im *Lancet* der Boden entzogen wurde. Jetzt auf einmal nähren die von Neurologen und Statistiker gesammelten Daten sogar die Zuversicht, dass die mässige, aber regelmässige Zufuhr von Spiritus unsere grauen Zellen vor dem Niedergang und Senioren vor Erscheinungen des geistigen Abbaus schützt.

In einer aktuellen Übersicht, die sich auf über hundert Einzelstudien und Gesamtdarstellungen stützt, stellen die beiden US-amerikanischen Mediziner Brian Downer und Julie B. Boron die liebgewordenen Glaubenssätze von Gesundheitsaposteln in Frage: Das gleiche «Genussgift» – Äthylalkohol –, das bei chronischer Überdosierung Körper und Gehirn zerrüttet, hält bei vorsichtiger Einnahme dem Sitz des Geistes Ungemach vom Hals. «Epidemiologische Studien haben gezeigt, dass leichter und mässiger Alkoholkonsum mit einem grösseren Hippocampus, einer geringeren Zahl von Gehirnläsionen und einem selteneren Schwund von Gehirnmasse verbunden ist», deklarieren die beiden Wissenschaftler. Beobachtungen aus Tierversuchen liessen sogar den überraschenden Schluss zu, dass die chronische, sanfte alkoholische «Berieselung» im erwachsenen Gehirn die dort eher seltene Neubildung von Nervenzellen (Neurogenese) begünstigt. Quintessenz: «Ältere Erwachsene, die leichte bis mässige Mengen Alkohol konsumieren, verfügen über eine grössere geistige Leistungsfähigkeit und leiden seltener an Demenzen, darunter die Alzheimer-Krankheit, als Nichttrinker.»

Die feuchtfröhliche Verkündigung aus den USA reiht sich ein in eine grössere Zahl von «Prospektivstudien», die dem Zusammenhang zwischen Alkoholkonsum und Lebenserwartung nachgingen. Menschen mit unterschiedlich ausgeprägter Neigung zum Zechen wurden über längere Zeiträume beobachtet und medizinisch unter die Lupe genommen. Es gibt zahlreiche Wissenschaftler, die aus den gesammelten Daten



«Die wissenschaftliche Diskussion ist beigelegt.»

ein Plädoyer für einen (regel)mässigen Blick ins Glas ableiten. Nach dieser Interpretation haben zurückhaltende Gewohnheitstrinker den Abstinenzlern eine erhöhte Lebenserwartung voraus, die vor allen Dingen wegen einer deutlich verringerten Sterblichkeit durch Herz-Kreislauf-Erkrankungen zustande kommt.

Ihre Kritiker verdammen die dionysische Deutung in Bausch und Bogen: Die Daten seien rein korrelativ und erlaubten gar keinen Schluss auf Ursache und Wirkung. Bei den «Abstinenzlern» habe es sich um kranke und ehemalige Trinker gehandelt, die wegen einer Vorschädigung die Finger vom Alkohol gelassen hätten. Doch der Lausanner Suchtforscher Gerhard Gmel will diese Einwände nicht gelten lassen. «Einige dieser störenden Faktoren – wie der Abstinenzler-Effekt – werden seit Jahrzehnten diskutiert und in neueren Studien auch sorgfältig kontrolliert.» Trotzdem seien die segensreichen Effekte des Alkohols nicht widerlegt worden. In einer neuen, grossangelegten Studie über den Herzinfarkt hatte der Ausschluss aller nur erdenklichen Variablen nahezu keine Wirkung auf den therapeutischen Nutzen des Trinkens, «welcher stark blieb», so Gmel. Schliesslich gebe es auch objektive Biomarker, welche die Krankheitsanfälligkeit einer Person signali-

sieren. Und kontrollierte Experimente – der Goldstandard der Wissenschaft – liessen keinen Zweifel daran, dass diese sich bei moderatem Alkoholkonsum zum Besseren wenden.

Auch unser Wissen darüber, wie Rauchen die menschliche Gesundheit schädigt, basiert im Kern auf korrelativen Daten und erhielt erst durch Tierversuche methodisches Gewicht. Nach Ansicht des US-amerikanischen Biologen Robert Dudley wird in der Diskussion viel zu selten beachtet, dass dazu in der «Alkoholfrage» eine Parallele existiert: Alle Tierarten, die je das «Privileg» hatten, über längere Zeit mit moderaten Alkoholmengen bewirtet zu werden, kamen in den Genuss einer verlängerten Lebenszeit. Bis jetzt haben demnach Fruchtfliegen, Fadenwürmer, Hühner sowie in Käfigen gehaltene Ratten von den Wohltaten geistiger Getränke profitiert.

## Bindemittel für Gemeinschaftssinn

Die Frage bleibt, auf welchen Wegen der Alkohol seine konservierende Wirkung auf Körper und Gehirn ausübt. Ein Stichwort, das zunächst Verwunderung auslöst, erfreut sich zunehmender Beliebtheit: Hormesis – die These, dass geringe Dosen schädlicher Stoffe eine positive Wirkung auf den Organismus haben können und latente körpereigene Reparaturprozesse anstossen. Die These, nach der Alkoholika meist im sozialen Rahmen flössen und sozial aktive Menschen schlicht gesünder seien, hat der renommierte britische Psychologe Robin Dunbar kürzlich auf den Kopf gestellt: Er vertritt den Standpunkt, dass sich überhaupt so viele menschliche Kulturen auf Trinkfreuden besannen, weil sie merkten, dass das «Bindemittel» Alkohol den Gemeinschaftssinn stärke. Menschen, die sich häufig in Gemeinschaft (oder in Bars) zuprosteten, haben nach seinen Studien einen grösseren Freundeskreis und fühlen sich sozial besser aufgehoben. Ähnlich wie Lachen, Singen und Tanzen fungiere die Berausung als sozialer Katalysator, der Menschen in gehobener Stimmung zusammenschweisst.

PS: Charles Murray, Mitautor des Soziologieklassikers «The Bell Curve», quittierte die Veröffentlichung von Downer und Boron vor ein paar Tagen mit einem ironischen Tweet: «Hiermit erkläre ich die wissenschaftliche Diskussion für beigelegt.» ○



«Zeitloser Wiedererkennungswert»: «Spider-Man: Homecoming».



Ikone der Woche

## Der Super-Antiheld

In Spider-Man, der zwischen Selbstübersteigerung und Unsicherheit pendelt, findet sich jeder Teenager wieder. Die *Weltwoche* hat seinen einzigen Schweizer Zeichner getroffen. Von Anton Beck

Zum dritten Mal innert kürzester Zeit hat Peter Parker alias Spider-Man ein neues Gesicht: Nach Tobey Maguire (2002) und Andrew Garfield (2012) hat sich jetzt der Brite Tom Holland für «Spider-Man: Homecoming» in das rot-blaue Kostüm gezwängt. Während die Comics immer neue Geschichten aus dem Leben der Super-Spinne erzählen, sind im Kino stets wieder ihre Anfänge zu sehen. Nur Parkers Fotokamera ist im Jahr 2017 einem Smartphone gewichen. «Als Highschool-Schüler bietet Spider-Man natürlich die ideale Identifikationsfläche für Teenager», sagt der Schweizer Comic-Künstler David Boller. «So war er etwa auch der erste Superheld mit finanziellen Sorgen», weiss Boller, der in den neunziger Jahren in den USA lebte und dort für Marvel unter anderem «Die freundliche Spinne aus der Nachbarschaft» zeichnete.

Die Neunziger waren eine goldene Zeit für Comic-Enthusiasten. «Da Marvel damals etwa doppelt so viele Hefte wie heute produzierte, waren Zeichner dringend gefragt», so Boller, den die Faszination für Spider-Man schon als Kind gepackt hat. «Es gibt kaum einen Superhelden mit einem solch zeitlosen Wiedererkennungswert. Zudem ist er ein Einzelkämpfer, der sich auch dem Scheitern stellen muss, etwa, wenn er es nicht schafft, seine Freundin Gwen Stacy vor dem Tod zu retten.» Ein Superheld, der auch ein Antiheld ist – da sieht sich jeder Teenager gespiegelt: zwischen Hybris und Selbstzweifeln.

### «Sisyphusarbeit des Neuanfangs»

Dass die bisher erschienenen Filme von Spider-Man-Kennern kritisch beurteilt werden, kann Boller verstehen. Laut ihm verzeichnet Spider-Mans Werdegang in den Comics eine klare chronologische Abfolge, die von den Filmen allerdings nur willkürlich und fragmentarisch wiedergegeben wird. «Es ist, als würde man die verschiedenen Bücher der Bibel durcheinandermischen und neu zusammensetzen. Da ginge auch viel verloren», so Boller. Worin sich

Filme und Comics allerdings gleichen, ist, dass Spider-Man nie ein politischer Held war. Und anders als etwa Wonder Woman, die der feministischen und der lesbischen Bewegung als Symbolfigur dient, wurde Spider-Man auch ideologisch nicht vereinnahmt – vielleicht war er dafür stets zu sehr Teenager.

Boller wagte sich erst später an politische Stoffe, so etwa an eine Adaption von Karl Kraus' «Die letzten Tage der Menschheit», ein satirisches Werk über die Grausamkeit des Ersten Weltkriegs. Und wenn auch – trotz Brexit – noch kein Captain Europe von einem Werbeplakat herabgrinse, gebe es viele alternative und auch europäische Superhelden jenseits des Marvel- und DC-Universums. «Aus Bayern stammt etwa «Trachtman», aus Frankreich «Le Garde Républicain», aus Österreich «Ash» und aus Deutschland die «Liga deutscher Helden», erzählt Boller, der mit «Tell» selber eine apokalyptische Superheldenversion der Wilhelm-Tell-Legende auf den Markt brachte. Der Trend geht also hin zum lokalen Superhelden, auch wenn die grossen Klassiker aus den USA weiterhin – und selbst in Filmen von mangelnder Originalität – die Kassen klingeln lassen.

Eines muss man der neuen Verfilmung allerdings auch als grösster Comic-Purist lassen: In «Spider-Man: Homecoming» gelingt die Rückbesinnung auf die Kernbotschaft der Spider-Man-Saga gut. Tom Holland verkörpert als bislang jüngster Spinnen-Mann einen Superhelden mit einem Rucksack voller Teenie-Probleme. Die Einbettung von Holland in weitere Marvel-Filme – etwa «Captain America: Civil War» – erlaubt zudem eine allmähliche Entfaltung des Charakters. «In den Comics selbst hat Spider-Man – anders als Figuren wie etwa Lucky Luke – sich immer weiterentwickelt, eine gewisse Progression durchlaufen und ist auch älter und erwachsener geworden», findet Boller. «Spider-Man: Homecoming» böte also die Möglichkeit, mit der «Sisyphusarbeit des ständigen Neuanfangs», wie Boller es nennt, zu brechen.



Spider-Man-Zeichner Boller.



Boller-Zeichnung, Anfang 90er.



## Die Bibel

# Einspruch erheben!

Von Peter Ruch

**F**ügt euch nicht ins Schema dieser Welt, sondern verwandelt euch durch die Erneuerung eures Sinnes, dass ihr zu prüfen vermögt, was der Wille Gottes ist (Römer 12,2). – Sollen wir ins Kloster eintreten? Oder uns in ein frommes Privatleben verkriechen? Die Abkehr von der Welt kennen viele Religionen. Hinduistische Männer ziehen sich im Alter zurück und widmen sich den Schriften und der Meditation. Juden und Muslime halten Regeln ein, um die Religion von der gewöhnlichen Welt abzuheben. Im Christentum waren die Klöster über viele Jahrhunderte die beispielhafte Lebensform. Die Reformation hat dann die Nähe von Glauben und Alltag neu entdeckt, und Luther stufte die Handwerksberufe ebenso als Gottesdienst ein wie den Beruf des Pfarrers. Dennoch betrieb auch der spätere Protestantismus den Rückzug aus der Welt.

Die christliche Gemeinde in Rom, an die Paulus schreibt, lebte im Brennpunkt von Macht und Reichtum. Rom war ein Schmelztiegel aus Menschen, die grossenteils auf ihren Vorteil bedacht waren. Deshalb schrieb Paulus den Christen ins Stammbuch, sie sollten sich nicht ins Schema der Welt fügen. Die Christen sollten gegen die Zustände im alten Rom Kontrapunkte setzen.

Als Paulus seinen Brief schrieb – rund dreissig Jahre nach der Auferstehung Jesu Christi –, konnte er nicht wissen, wie sehr ihm die Geschichte recht geben würde. Das Römerreich brach ein, nachdem es seine Inhalte und Tugenden verloren hatte. Sich nicht ins Schema dieser Welt zu fügen, ist kein Aufruf zur Weltflucht. Es ist die Ermütigung, inmitten von mächtigen Meinungsströmen seine Überzeugung zu pflegen und wenn nötig zur Geltung zu bringen.

Kulturelle Dekadenz taucht periodisch auf. Vielleicht auch hier und jetzt. Doch selbst wenn wir vom Niedergang weit entfernt wären, ist die Ermütigung des Paulus gesund und heilsam. Füge dich nicht ins Schema dieser Welt! Eigene, selbsterworbene Gesichtspunkte und zuweilen Proteste (von *protestari*, öffentlich bezeugen) bringen mehr Wahrheit zutage als das Plantschen im Trend.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

## Geschichte

# Eigennützig Barmherzigkeit

Die katholische Kirche setzte sich in der Spätantike gegen alle anderen Glaubensrichtungen durch. Der Erfolg hatte ökonomische Gründe, schreibt der Historiker Peter Brown in seinem monumentalen neuen Werk. Von Rolf Hürzeler

**A**m Anfang war eine Vision. «Als ich das Landhaus betrat, schien mir durch die Macht des Teufels der Saal von der Menge des Golds hell erleuchtet, als ob er in Flammen stünde.» So kam angeblich der superreichen Melania in den frühen Jahren des 5. Jahrhunderts die Erleuchtung, sich von ihrem weltlichen Besitz zu trennen. Sie galt zusammen mit ihrem Mann Pinianus aus dem gleichen Clan als eine der reichsten Frauen des untergehenden Römischen Reichs. Da das Paar gerade dabei war, edlen Verzicht zu üben, entschieden die beiden, fortan zum Gefallen Gottes keusch zu leben.

Wir Nachgeborenen dürfen annehmen, dass dieser Vorschlag eher von ihr als von ihm kam; Pinianus war bei aller Frömmigkeit vielleicht etwas weniger begeistert davon. Wie auch immer, die beiden lebten fortan wie Bruder und Schwester, zumindest in der bis heute gültigen Darstellung der katholischen Kirche. Die materiellen und fleischlichen Entsagungen Melanias und des Pinianus gefielen den späteren Kirchenleuten in Rom jedenfalls so sehr, dass die beiden heiliggesprochen wurden.

Der emeritierte amerikanische Hochschullehrer Peter Brown schildert diese Episode in seinem soeben in Deutsch erschienenen Werk «Der Schatz im Himmel». Der Historiker schildert darin die letzte Phase der römischen Antike, als nach und nach die christliche Kirche die zerfallenen imperialen Strukturen wenigstens teilweise ersetzte. Mit den veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen ging



«Unvernünftiger Schritt»: heilige Melania.

ein fundamentales Umdenken einher: «Der Untergang Roms» stand, so Browns These, im Zeichen eines grundlegenden Wertewandels: Das antike Ideal der Reichen, ihre Heimat mit Gaben zu überhäufen, wich der christlichen Vorstellung, dass einzig Geschenke an die Kirche und die Armen zu einem ewigen Leben im Himmel führen. Das war eine Voraussetzung für den Erfolg des Christentums gegenüber anderen religiösen Bewegungen jener Zeit: Die Christen boten ein besseres Leben im Jenseits an; die Gläubigen konnten bereits im Diesseits das Ihre dazu beitragen.

### Sklaven wollten nicht befreit werden

Praktischerweise spendeten die reichen Christen am liebsten für ihre Glaubensgenossen, so dass die *solidi*, wie die römisch-byzantinischen Goldmünzen hiessen, in der religiösen Familie blieben. Das ergab Sinn, denn die Christen hielten sich ohnehin für die besseren Menschen als die Heiden, wie etwa der radikal-fromme heilige Ambrosius in seinen Schriften erkannte. Der Bischof von Mailand prägte die Vorstellung der «*misericordia*», der Barmherzigkeit, die bis heute zum Bekenntnis der katholischen Kirche gehört. Die fromme Melania und ihr gottesfürchtiger Pinianus

## Literatur-Spezial

- 54 **Aufstieg des Christentums**
- 56 «Gegenkultur der Upperclass»  
Gespräch mit Peter Brown
- 57 **Schweizer Klassiker**  
Peter Bichsel
- 58 **Jane Austen**
- 59 **Giuseppe Gracia**
- 60 **Thomas Bernhard**
- 61 **Kaspar Villiger**
- 62 **Lektüre für Sommerabende**
- 64 **David Grann**
- 65 **Rote Linien**



*Besseres Leben im Jenseits:* Jules Lenepveu «Les martyrs aux catacombes».

standen mit ihrem Verzicht exemplarisch für die damalige christliche Wohltätigkeit auf Erden. Allerdings verscherbelten sie ihr Vermögen nicht einfach an die Bedürftigen. Sie verkauften vielmehr zuerst einen Teil ihrer Besitztümer für möglichst viel Geld, um damit Gutes zu tun. Denn der Erlös diente dem Freikauf von 8000 Sklaven, eine auf den ersten Blick edle Tat, auf den zweiten jedoch eine denkbar schlechte Idee, wie Brown schreibt: «Ein ebenso selbstherrlicher wie extremer und äusserst unvernünftiger Schritt.» Die Sklaven hätten sich nämlich über ihre Freiheit keinesfalls gefreut. Denn: «Als grausames System der Zwangsarbeit bot die Sklaverei wenigstens die Chance, zu Kriegszeiten von den Sklavenbesitzern ernährt zu werden.»

Tatsächlich herrschte Krieg. Im Jahr 408 fiel der Westgote Alarich in Rom ein und liess die Stadt von seinen Leuten plündern. Er zog mit seinen Soldaten aus dem Südwesten Frankreichs durch Italien und erkannte mit strategischem Weitblick, wie leicht die Ewige Stadt in jener Endphase des Reichs einzunehmen war: «Die westgotische Plünderung war ganz sicher kein Blutbad, sondern ein eiskalter, gut strukturierter Raubzug», schreibt Brown. «Gewaltige Mengen Bargeld sowie Gold- und Silberge-

schirr verliessen mit den abziehenden Westgoten drei Tage später die Stadt.» Viele von Alarichs Soldaten schlossen sich seinen Truppen erst kurz vor dem Einmarsch an. Sie gehörten zu den 8000 freigelassenen Sklaven von Melania und Pinianus. Die grossmütige Geste der beiden Gottesfürchtigen war zwar gut gemeint, aber der Herrgott honorierte sie schlecht.

Gutes Tun wollte gelernt sein; das mussten nicht nur die frommen Christen erfahren. Auch der ungetaufte Politiker Symmachus hatte damit im 4. Jahrhundert seine Nöte. Der Noble verstand sich als heidnischer Gegenspieler der neuen Gläubigen, auch wenn er sich mit ihnen arrangierte. Er spendete ebenfalls, aber nicht für ein besseres Jenseits. Ihm lag vielmehr sein Einfluss im Diesseits am Herzen, so dass er gerne als Mäzen grossartiger Spiele auftrat, die nicht blutrünstig genug sein konnten.

Sehr beliebt waren etwa Kämpfe zwischen Tieren und Menschen: Dazu gehörten Löwen aus Nordafrika oder irische Wolfshunde, die in Käfigen von Britannien nach Rom gebracht wurden. Diese Tiere waren nach der langen Reise gerade so recht in Stimmung, die *venatores* zu zerfleischen, die bewaffneten Tierkämpfer in den Arenen der klassischen Welt. Im Ein-

zelfall konnte diese Form des Mäzenatentums allerdings ziemlich schiefgehen, wie Symmachus bei Spielen seines Sohnes im Jahr 401 erfahren musste: Die Bären aus dem Balkan kamen halbverhungert an, und es verendeten Krokodile aus Ägypten auf der Meeresreise, wie Symmachus in einem bis heute erhaltenen Brief klagte. Aber am gemeinsten trieben es aus seiner Sicht 29 sächsische Sklaven, die sich zum Gaudi des Volkes in der Arena hätten gegenseitig meucheln müssen. Noch vor der Vorstellung waren alle tot; sie hatten sich mit blossen Händen im Verlies erwürgt. Symmachus und sein Filius schäumten vor Wut, dass auf Sklaven in dieser Zeit des Umbruchs kein Verlass mehr war. «So viel zu jener rebellischen <Sklavenbande>, schlimmer als jeder Spartacus», zitiert Brown den Bürger Symmachus, der doch nur das Beste für sein Volk wollte, um dessen Gunst zu gewinnen.

### Besessen von der Armut

In diesem Fall liessen sich die Götter der Antike nicht mehr umstimmen, die Spiele für das Volk waren futsch. Die christliche Vorsehung war dem frommen Paar Melania und Pinianus indes wohl gesinnt. Die Westgoten konnten sich ihres Vermögens in Rom wie durch ein

## «Gegenkultur der Upperclass»

**Der Historiker Peter Brown sagt, wie man sich das frühe Christentum heute vorstellen sollte.**

**Was würde ein Christ aus dem 5. Jahrhundert denken, wenn er heute eine Kirche betritt?**

Das frage ich mich auch immer wieder. Wahrscheinlich würde ihm die Liturgie eines katholischen Gottesdienstes bekannt vorkommen. Aber er könnte nicht verstehen, dass er nach dem Gottesdienst die Kirche verlassen muss. Er hätte zudem gestaunt, dass heute kein Besucher bewaffnet ist. Aber er hätte sich nicht gewundert, dass die Messe in der ortsüblichen Landessprache gelesen wurde. Denn der Gläubige in der Spätantike hielt die damalige Form des Lateinischen für eine Umgangssprache.

**Würde dieser antike Christ die Hierarchie noch erkennen?**

Die war damals völlig anders. Wir reden über selbstbewusste Bürgergemeinschaften in Nordafrika und Italien. Die Kirchen waren im 4. und 5. Jahrhundert lokal organisiert. Die Menschen unterstützten ihre Kirchen so intensiv wie heute die Fussballfans ihre Teams. Darum spendeten sie ihr Geld lokal, um die eigene sakrale Gemeinschaft zu stärken.

**Was hatte das Christentum anderen religiösen Bewegungen ökonomisch voraus, dass es so erfolgreich war?**

Für die lokalen Honorationen lohnte es sich zusehends, andere Christen finanziell zu unterstützen und nicht mehr einfach eine ganze Stadt. Christen hielten zu Christen.

**Was trugen die grossen sozialen Gegensätze zu diesem schnellen Erfolg bei?**

Wir dürfen die damaligen Klassenunterschiede keinesfalls überschätzen. Die Mediokres waren eine Klasse dazwischen, auch wenn ich sie nicht als Bourgeoisie im heutigen Sinn verstehen würde.

**Warum nicht?**

Heute zählen sich fast alle zur Mittelklasse, das heisst, man kann auf eine gewisse soziale Sicherheit zählen. Das kannte man damals nicht; es sei denn, jemand stand im Dienst der Kirche.

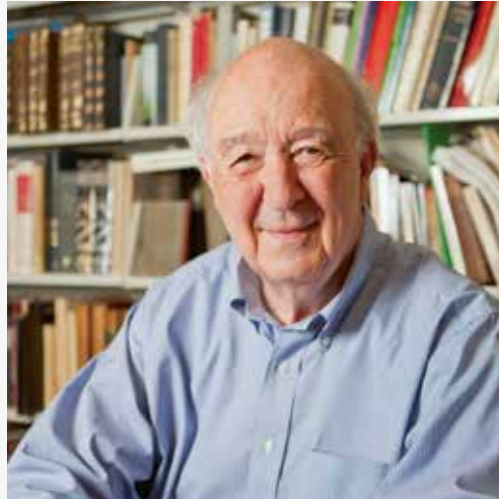
**Das ausgebaute römische Steuersystem war erstaunlich akzeptiert.**

Ja, das erstaunt uns Historiker auch immer wieder. Es gibt keine einfache Erklärung dafür. Man muss sich das so vorstellen, dass Menschen in Südtunesien

Steuern entrichteten für Herrscher, die im 3. und 4. Jahrhundert zeitweilig in Trier residierten. Diese Steuern wurden lokal erhoben und blieben zu einem grossen Teil in der Gegend oder sogar in der heimatlichen Stadt.

**Was hatten die Steuerzahler davon, dass sie bezahlten?**

Man bezahlte für die eigene Sicherheit. Das Geld ging an die römische Armee, dieses System fiel später in sich zusammen. Die Steuern waren nicht zu hoch, nicht höher jedenfalls als in jeder Agrarwirtschaft im



«Wie Fussballfans»: Wissenschaftler Brown.

vorindustriellen Zeitalter. Die fiskalischen Abgaben vermittelten den Bürgern eine Vorstellung der Zusammengehörigkeit, auch wenn wir das heute fast nicht mehr verstehen können. Aber soziale Sicherheit wurde mit diesen Steuern nicht finanziert, diese gehörte allenfalls in den familiären Bereich oder eben in die Kirche.

**Wichtig war die christliche Vorstellung der Barmherzigkeit aus Eigennutz, weil sie dem Spender ein besseres Leben nach dem Tod versprach. Ein Paradox?**

Ja, das ist so aus heutiger Sicht. Aber viel Geld wurde nicht aus religiösem Kalkül gespendet. Man setzte einfach auf gute Nachbarschaft und half dort, wo Not herrschte. Neben dem Glauben kannten die Menschen damals wie heute einen vernünftigen Pragmatismus.

**Wie wichtig war die Religiosität im Alltag?**

Eine wichtige Frage. Ich glaube, es war ähnlich wie heute, die Leute waren in den Augen der Kirche zu wenig fromm. Aber diese

vermochte ein soziales Netz aufzubauen, das sie nicht zu knapp mit Spenden ihrer Anhängerschaft alimentierte. Die Wohlhabenden waren oftmals sehr grosszügig.

**Aberglaube und Spiritualismus waren sich damals sehr nahe.**

Ja, wobei sich die Frage stellt, was genau Aberglaube ist. In Nordafrika richteten sich die Menschen parallel nach dem Christentum und den Vorstellungen ihrer Vorfahren. Natürlich mahnte die Kirche zur Reinheit der Lehre; aber die meisten Menschen glaubten, was sie wollten.

**Materieller Verzicht und sexuelle Enthaltsamkeit erschienen damals vielen attraktiv.**

Das ist ein grosses psychologisches Rätsel; ich kenne keine einfache Antwort darauf. Jesus Christus litt selbst, daraus lässt sich eine Sensibilisierung der Christen für das Leiden ableiten. Viele Reiche wollten damit eine Upperclass-Gegenkultur bilden. Sie kleideten sich wie die Armen oder gründeten Spitäler für die Pflege Bedürftiger.

**Sie schreiben von einer «Designer-Armut» als Modeerscheinung.**

Ja, ich zitiere diesen Begriff. Aber ich bin überzeugt, dass sich viele wohlhabende Christen ernsthaft zur Armut hingezogen fühlten; das war eine ehrliche Gegenkultur. Die wollten anderen helfen.

**Der Lebensstandard der meisten Leute war bescheiden, früher Tod war weitverbreitet.**

Sie waren arm, aber sie lebten in einer Agrarwirtschaft. Die Armut war nicht allgegenwärtig, viele Mittellose lebten weit abgelegen. In Rom oder in Antiochia hausten etwa 10 Prozent Arme. Das entspricht dem Wert im viktorianischen England im 19. Jahrhundert. Damals glaubten Leute wie William Booth, der Gründer der Heilsarmee, die Armut werde eines Tages verschwinden. Die Römer kannten diese Vorstellung nicht. Die Lebenserwartung war damals sehr tief, besonders für Leute, die in den grossen Städten lebten. Das waren die Todesfallen. Nur schon der Besuch einer Badeanstalt war viel gefährlicher, als wir heute denken, da lauerten unzählige Stämme von gefährlichen Bakterien.

Peter Brown ist weltweit führender Spezialist der Spätantike. Der Ire lebt seit fast 40 Jahren in den USA und lehrte in Princeton (New Jersey), wo er bis heute lebt. Brown hat zahlreiche Werke über die griechische und römische Antike geschrieben und sich intensiv mit den Anfängen des Christentums beschäftigt.

Die Fragen stellte Rolf Hürzeler.



Wunder nicht bemächtigen. Zwar reklamieren die Stadtoberen den Reichtum für sich, doch gleichzeitig erhob sich ein Volksaufstand, und der römische Präfekt fiel dem Mob in die Hände, der ihn gleich lynchte. Melania und Pinianus verteilten in der Folge ihre Güter weiterhin breit und gezielt an zahlreiche Mönche oder Eremiten. Sie reisten nach Sizilien und über Nordafrika nach Jerusalem, dem Sehnsuchtsort aller Gläubigen. Dort liessen sie sich selbst auf die Armenliste der Kirche setzen. Nicht weil sie unterdessen tatsächlich arm geworden wären, wie Brown schreibt: «Sie waren vielmehr besessen von der Armut der ersten Christen.» Die beiden waren damit nicht allein, viele Reiche entsagten damals ihren irdischen Gütern.

Christliche Zeloten lieferten ihnen dafür die religiöse Rechtfertigung: Ein besonders radikaler Prediger war der gottesfürchtige Pelagius mit seinem Werk «De divitiis» (Über die Reichen), der Wohlhabende mit Verbrechen gleichsetzte. Der Mann war so radikal, dass ihn Papst Innozenz I. exkommunizierte. Dabei wollte der Mönch nur der Behauptung von Christus Nachdruck verschaffen: «Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.» Die Reichen «widerlegten» dies durch materielle Entsagung.



**Peter Brown:** Der Schatz im Himmel – Der Aufstieg des Christentums und der Untergang des römischen Weltreichs. Klett-Cotta. 957 S., Fr. 55.90

## DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

### Frégate

**Julia Faulhaber, Hotelexpertin**

Eine Insel, ein Resort und sonst nichts. Meine persönliche Fernreise-Traumdestination ist das Luxusresort auf der Privatinsel Frégate der Seychellen. Es ist für den gehobenen Geldbeutel, aber zahlt sich aus. Inselgefühle berauschen, und man kann herrlich abschalten – dies in absolut privater Atmosphäre. Auf Frégate gibt es sieben Sandstrände, von denen einer zum schönsten Strand der Welt gewählt wurde. Zudem gibt es einen geschützten Binnenhafen mit Jachtclub, sechzehn herrliche Residenzen mit bis zu 700 Quadratmetern, eigenem Infinity-Pool, sowie einer innovativen Küche – ab 3250 Euro pro Villa und Nacht.



## Schweizer Klassiker

# Provokateur der Pausen

**Sind es Geschichten? Notizen? Bemerkungen? 1964 veröffentlichte Peter Bichsel 21 Prosastücke unter dem Titel «Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen». Von Christoph Mörgeli**

**E**twas gönnerhaft begann Werner Weber seine Kritik des dünnen Buches in der NZZ: «Es ist schön, junge Autoren an der Arbeit zu sehen.» Man dürfe bei Peter Bichsel vertrauensvolle Hoffnung auch auf künftige künstlerische Leistungen setzen, fuhr er in der Würdigung des Erstlings fort. Zwar finde man bei Geschichten wie «Stockwerke», «Blumen», «Musikdosen» oder «Holzwolle» auf den ersten Blick fast keinen Inhalt. Doch das banale Wortmaterial, das Bichsel verwendete, faszinierte, war neu und interessant, kurz: sein Eigenstes.

Besonders gelungen ist ihm das Stück «Die Männer»: Es handelt sich darin um Beobachtungen einer jungen, schönen Frau, die im Bahnhofbuffet auf ihren Zug wartet. Sie pausiert zwischen Arbeitsschluss und Zugsabfahrt. Sie trinkt einen Kaffee, raucht eine Zigarette. Ständig belagert von lüsternen Blicken. Wie immer. Heute und in alle Zukunft: «Sie ist ein Mädchen. Wenn man sie fragt, ist sie schon eine Frau.» Der ganze Bichsel.

### Reich-Ranicki jubelte

Mit seinen scheinbaren Wortbanalitäten, die so vieles weg- und offenliessen und oft an Wortlosigkeit grenzten, traf der Zuchwiler Primarlehrer den Zeitgeist. Denn Peter Bichsels Sprache war dem Sachverhalt angemessen: Knappe, ja schale Form, Begrenzung, blosser Andeutung, Weglassung allen Schnickschnacks – das war in jenen mittleren sechziger Jahren auch die Tendenz von Mode, Architektur, Design oder Film. Man erlebt die Melancholie des Alltags, die manchmal auch satirisch, sogar böse daherkommt. Das biedere, kleinbürgerlich Heimliche klafft plötzlich auf ins Unheimliche.

Der deutsche Grosskritiker Marcel Reich-Ranicki jubelte nach dem Erscheinen von «Frau Blum» und ihrem Milchmann über die «Entdeckung eines jungen, bisher gänzlich unbekanntem und zugleich hochbegabten Schriftstellers». Er mochte den Schweizer genauso wie die Schweiz und ortete in den Miniaturen Idyllen ohne Idyllik, Anekdoten ohne Pointen: «Nicht die Worte dieses Autors wirken provozierend, sondern seine Pausen.»

Bei so knappen Texten musste jedes einzelne Wort sitzen. Peter Bichsel unterzog sein Wortmaterial einer strengen, mühevollen Prüfung. Er setzte erbarmungslose, ihn ermüdende Massstäbe. Später trat Bichsel auch als Gesellschaftskritiker («Des Schweizers Schweiz», 1969) und als Kolumnist an die Öff-



*Sympathisch unmodern:* Autor Bichsel, 1969.

fentlichkeit. Sein schriftstellerisches Werk ist vergleichsweise schmal geblieben. Er lebt eine aufreizende Langsamkeit, steht zu den Lücken und setzt das Gemeinte oft nicht in Worte um. Am liebsten ist ihm ein Leben, in dem wenig bis nichts passiert. Bichsel mag das Anregende, aber nicht das Aufregende. Zu seinen Freunden zählten so bedeutende Zeitgenossen wie Max Frisch und Willi Ritschard.

Der sympathisch unmoderne Jurasüdfüssler schreibt einsilbig, bündig und wortkarg, vor allem aber solid, einfach und klar. Peter Bichsel muss Zeit haben, muss warten und seinem Stoff aufbauern können – ausdauernd und gelassen, hartnäckig prüfend auf das Entscheidende haltend. Solches Künstlertum ist schwerlich mit Brotberuf und vollem Terminkalender zu vereinen. Es ist der *Schweizer Illustrierten* hoch anzurechnen, dass sie Bichsels Kunst einem breiten Publikum nahebrachte. Und dass sie dem ungewöhnlichen Sprachvirtuosen das Überleben in der gewöhnlichen Welt erleichterte.

Peter Bichsel  
Eigentlich möchte  
Frau Blum  
den Milchmann  
kennenlernen



**Peter Bichsel:** Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen. Suhrkamp, 73 S., Fr. 9.90.

# Das Wunder von Chawton

Jane Austen verwandelte den Alltag der englischen Provinz in Weltliteratur. Die Schriftstellerin, die so feinfühlig und wissend über Liebe und Ehe schrieb, schritt selbst nie zum Traualtar. Berühmt wurde sie erst nach ihrem Tod vor genau 200 Jahren. *Von Marcus Tschudin*

Am frühen Morgen des 18. Juli 1817 schliesst in einem Haus an der College Street in Winchester eine grosse Autorin für immer die Augen. Ihr Name – Jane Austen – ist zu dieser Zeit ausserhalb ihrer Familie nur wenigen bekannt, denn ihre zu Lebzeiten publizierten Romane sind anonym erschienen. Erst nach ihrem Tod wird das Geheimnis ihrer Identität gelüftet.

Immer wieder kämpft sie im Lauf ihres kurzen Lebens mit gesundheitlichen Problemen, schreibt aber unverdrossen weiter. Von 1815 an verschlechtert sich ihr Zustand rasch; im März 1817 legt sie die Feder endgültig weg. Sie vermutet Gallenfieber und begibt sich im Mai des gleichen Jahres nach Winchester, um sich ärztlich versorgen zu lassen. Die Behandlung schlägt jedoch nicht an; Jane stirbt im Alter von 41 Jahren und sieben Monaten an einem Krebsleiden. Sechs Tage später wird sie in der Kathedrale der südenglischen Stadt beigesetzt.

Jane Austen wird am 16. Dezember 1775 in Steventon geboren, einem Dorf in der Grafschaft Hampshire, wo ihr Vater als Pfarrer amtiert. Sie ist das siebte Kind in einer Familie mit sechs Söhnen und zwei Töchtern. Unterrichtet wird sie zunächst von einer Privatlehrerin in Oxford; anschliessend besucht sie eine Schule in Reading. Ihr Neffe James Edward schildert sie in seinen Memoiren als gutmütige Tante, die ein ruhiges Leben im Kreis ihrer Lieben geführt habe und nur in den Pausen zwischen ihren häuslichen Pflichten schriftstellerisch tätig gewesen sei, ohne jede Ambition.

## Kreativschub in Hampshire

Früh beginnt sie zu schreiben, gefördert von ihrem Vater. Schon ihre ersten Texte zeichnen sich durch einen präzisen und eleganten Stil aus, und bereits hier ist ihr Interesse an der Darstellung farbiger Charaktere in realistischen Situationen erkennbar. In Steventon, wo Jane die ersten 25 Jahre ihres Lebens verbringt, entstehen auch die Urfassungen der Romane «Die Abtei von Northanger», «Verstand und Gefühl» und «Stolz und Vorurteil». Jane tanzt und scherzt gern und ist einem Glas Wein nicht abgeneigt. Sie weigert sich zu heiraten, obwohl sie gern flirtet und mehrere Freier sich um sie bemühen. 1801 zieht die Familie nach Bath; 1806, nach dem Tod des Vaters, nach Southampton. Der Auszug aus ihrem geliebten Steventon deprimiert sie, zerstört ihre tägliche Routine und macht es ihr unmöglich, zu schreiben.



Heiratswillige Töchter, eitle Gecken: Salongesellschaft im 19. Jahrhundert.

1809 schliesslich lassen sich Jane, ihre Mutter und ihre Schwester Cassandra in Chawton nieder, einem Flecken in Hampshire, wo ihnen der wohlhabende Bruder Edward ein Cottage zur Verfügung stellt. Hier verbringt Jane Austen die letzten acht Jahre ihres Lebens, gleichzeitig ihre fruchtbarsten als Auto-

## Jane tanzt und scherzt gern und ist einem Glas Wein nicht abgeneigt.

rin. Das Bewusstsein, wieder ein festes Heim zu haben und ihren Arbeitsrhythmus selber bestimmen zu können, führt zu einem kreativen Schub. Sie nimmt ihre alten Manuskripte hervor und beginnt, die Entwürfe ihrer Romane zur Publikationsreife zu bringen. Und das mit unglaublicher Schaffenskraft: «Verstand und Gefühl» wird 1811 veröffentlicht, «Stolz und Vorurteil», eine der sprühendsten Liebesgeschichten der englischen Literatur, folgt 1813, «Mansfield Park» 1814 und «Emma» 1815.

Ihre Verleger behandeln sie oft schäbig: Thomas Egerton, der die ersten drei Romane herausgibt, verlangt Zuschüsse an die Druckkosten und zahlt mickrige Honorare; John Murray, der «Emma» verlegt, wird von Jane spöttisch als «höflicher Gauner» bezeichnet. Immerhin publiziert er nach dem Tod der Autorin auch «Die Abtei von Northanger» und «Überredung». Erst jetzt wird ihr Name dank ihres Bruders Henry, der als literarischer Nachlassverwalter fungiert, einer breiten Öffentlichkeit bekannt.

## Scharfgezeichnete Charaktere

Es ist eine beschauliche kleine Welt, die Jane Austen in ihren Büchern heraufbeschwört, bevölkert von einer Galerie scharfgezeichneter Charaktere: standesbewusste Gutsbesitzer, würdige Pfarrerherren, heiratswillige Töchter, eitle Gecken und boshafte Frauenzimmer. Vorbilder liefert die Nachbarschaft von Steventon zur Genüge; sie bietet ein reiches Rohmaterial für Austens kunstvoll konstruierte und brillant formulierte Sittenkomödien, die sich wie Ausschnitte aus der Wirklichkeit lesen.

Bewusst beschränkt sie sich auf den Mikrokosmos ihrer dörflichen Umgebung und bekennt sich selbstironisch zu dieser Beschränkung, die ihren Blick schärft und es ihr erlaubt, sich auf subtilste seelische Nuancen und die Durchleuchtung menschlicher Verhaltensweisen zu konzentrieren. Sie ist eine Meisterin spritziger und kratzbürstiger Dialoge, in denen sich das Wesen der Protagonisten schonungslos offenbart. Die grossen Ereignisse der Weltgeschichte, die politischen Unruhen ihrer Zeit und die industrielle Revolution interessieren sie nicht, dafür umso mehr das komplexe Geflecht sozialer Beziehungen in einem eng begrenzten Lebensraum: «Drei oder vier Familien in einem ländlichen Dorf – das ist genau das, worüber zu schreiben sich lohnt», formuliert sie ihr Credo in einem Brief vom 9. September 1814.

Eigentlich geht es in Jane Austens Romanen immer um das Gleiche: Die jungen Frauen in ihren Geschichten möchten alle eine glückliche Ehe eingehen, möchten lieben und geliebt werden; gleichzeitig ist es kein Nachteil, wenn der Ehemann vermögend und gesellschaftlich vorzeigbar ist. Im Hintergrund agieren und intrigieren jedoch ehrgeizige Mütter, besserwisserische Freundinnen und dünnhäutige Väter, die den Liebenden Schirme und Stöcke zwischen die Beine werfen. Das tönt noch nicht aussergewöhnlich. Aber mit welcher Menschenkenntnis und welchem Einfühlungsvermögen erzählt Austen diese Liebesgeschichten!

### Moralistin, ohne zu moralisieren

Ein grosses Thema, das alle Werke Jane Austens durchzieht, ist der Gegensatz von Verstand und Gefühl, der ihrem ersten Roman den Titel gibt. Die Autorin hegt zwar durchaus Sympathie für Gefühle und Ideale, diese sind aber unter Kontrolle zu halten, müssen sich vor dem gesunden Menschenverstand bewähren und sollen, wenn immer möglich, mit den familiären Erwartungen in Einklang gebracht werden. Gleichzeitig erkennt sie das Dilemma sensibler Frauen, die mit der oft zweifelhaften Moral eines gesellschaftlichen Umfelds zurechtkommen müssen, von dem sie abhängig sind.

Auf der Suche nach dem Glück geraten ihre Heldinnen nicht selten in Konflikt mit herrschenden Gepflogenheiten und ökonomischen Zwängen, sind aber nicht ohne weiteres bereit, sich starren Konventionen und den Ratschlägen anderer zu unterwerfen. «Hör auf dein Herz und entscheide mit dem Kopf», so

Austens Botschaft. Sie ist eine Moralistin, ohne zu moralisieren; sie geißelt Snobismus und Affektiertheit und besteht auf simplen Tugenden wie Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit. Männer und Frauen sollen sich in gegenseitigem Respekt begegnen; Ehen, die aufgrund von Profitgier und sozialem Prestige geschlossen werden und nicht aus Liebe, sind in ihren Augen verwerflich.

### Bewusst beschränkt sie sich auf den Mikrokosmos ihrer dörflichen Umgebung.

Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, dass die Frau, die so feinfühlig und kenntnisreich über Liebe und Ehe geschrieben hat, selbst nie zum Traualtar geschritten ist. Zu erwähnen ist allerdings eine schmerzliche Liebesgeschichte: 1796 lernt die 20-jährige Tom Lefroy kennen, den attraktiven Neffen des Pfarrers im Nachbardorf Ashe. Familiäre Zwänge machen das sich anbahnende Verhältnis zunichte. Der Bruch mit Lefroy trifft Jane im Innersten; die bittere Erfahrung unerfüllter Liebe dringt immer wieder durch die heitere Oberfläche ihrer Werke.

Belegt ist, dass sie im Dezember 1802 den Heiratsantrag eines reichen Erben des nahe Steventon gelegenen Landsitzes Manydown annimmt; sie widerruft ihre Zusage jedoch nach einer schlaflosen Nacht am nächsten Morgen und reist überstürzt ab. Warum sie im letzten Moment zurückschreckt, wissen wir nicht. Das männliche Ideal eines Darcy oder Wentworth hat sie im wirklichen Leben nicht gefunden.

### Wahrer Kult

Der Ruhm Jane Austens ist nach ihrem Tod zwar langsam gewachsen, hat sich aber im Lauf der folgenden Jahrzehnte zu einem wahren Kult entwickelt; inzwischen ist sie dank zahlreicher Verfilmungen und TV-Serien gar zum Big Business geworden. Es ist und bleibt ein Phänomen: Da sitzt vor mehr als 200 Jahren eine Pfarrerstochter in einem verschlafenen Nest an einem Mahagonitischchen und schreibt mit scharfem Auge, zärtlichem Herzen und spitzer Feder sechs Romane, die uns noch heute berühren und bezaubern; Romane, welche die Tragikomödie menschlicher Existenz in fein ziselierten Szenen aufleuchten lassen: Jane Austen hat aus dem Alltag der englischen Provinz Weltliteratur destilliert.



Kontrollierte Gefühle: Jane Austen.

## Zivilisation

# Selbstentfremdung

Indem der Westen seine christliche Seele verliert, zerstört er sich selber.



Autor Gracia.

Beim Lesen des Buches «Der Abschied» des St. Galler Autors Giuseppe Gracia, Pressesprecher des Bischofs von Chur, denkt man an die «Sternenfreundschaft», einen kurzen Abschnitt aus Nietzsches «Fröhlicher Wissenschaft». Darin geht es um zwei Schiffe, die

stets nebeneinander segelten, dann aber trieben sie verschiedene Winde und Wetter auseinander, sie liegen in verschiedenen Häfen, treiben auf anderen Meeren, vielleicht sehen sie sich einmal wieder, vielleicht erkennen sie sich dann aber auch nicht mehr, vielleicht werden sie Feinde. Um Entfremdung und Traurigkeit geht es auch Gracia: Selbstentfremdung, Entfremdung zwischen Menschen, zwischen Religionen, des Westens von sich selbst.

Mit seinem Freund, einem Regisseur, und dem Bruder seiner verstorbenen Frau, die Selbstmord beging, indem sie sich vor einen Zug warf, besucht der Ich-Erzähler ein Kulturfest intellektueller Eliten in Berlin. Er verachtet den dortigen Karrierismus und Bildungsdünkel, an einem bestimmten Punkt meint er, seine verstorbene Frau in der Menge verschwinden zu sehen. Dann wird das Fest von islamistischen Terroristen gestürmt. Die Gäste werden in einem medialen Live-Spektakel splatterfilmartig hingerichtet, und der Erzähler schaut erstaunt und angewidert zu, ohne dass es klar ist, ob es um real Erlebtes oder um einen Traum geht. Das ist aber auch nicht wichtig. Der Selbstmord der Frau Veronika – sie ist von Leistung und Erfolg besessen und geht mit dem Freitod, so deutet der Autor es an, ihrem beruflichen Versagen aus dem Weg – wird im Buch zur Allegorie des Westens, der, so Gracia, mit der «Totalverwertung des Menschen im Kapitalismus» und zunehmender Gleichgültigkeit gegenüber dem christlichen Glauben in die Selbstzerstörung schlittert. Peter Keller



Giuseppe Gracia: Der Abschied. Bucher. 112 S., Fr. 19.90

# Von einem, der um sein Leben schrieb

Wenn ich nach meinem Lieblingsautor gefragt werde, ist meine Antwort klar: Thomas Bernhard. Sein Stil ist einzigartig: Literarisch ist er schlicht nicht zu toppen. *Von Zoë Jenny*

«Das Wesen der Krankheit ist so dunkel als das Wesen des Lebens.»

Dieses Motto, welches Thomas Bernhard seinem Roman «Amras» voranstellt, könnte für sein ganzes Leben gelten. Schon seine Geburt beginnt mit einem Geheimnis. Herta Bernhard flüchtet von Österreich in die Niederlande und bringt dort am 9. Februar 1931 ihren Sohn in einem Heim für ledige Mütter zur Welt. Um der Schande eines unehelichen Kindes zu entkommen, reist sie erst ein halbes Jahr später nach Wien zurück, wo das Kind bei seinen Grosseltern aufwächst.

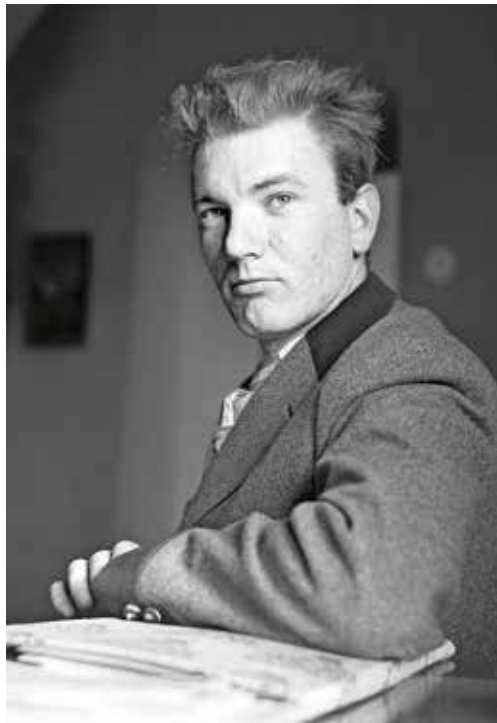
Bernhards Grossvater, Johannes Freumbichler, ein Schriftsteller für Heimat- und Bauernromane, wird zu seiner wichtigsten Bezugsperson. «Er war mein grosser Erklärer, der erste, der wichtigste, im Grunde der einzige», schrieb Bernhard in seinem Roman «Ein Kind». Er übernimmt die Erziehung und unterstützt seinen Neffen in seinem Wunsch, Sänger zu werden.

Doch dieser Traum wird jäh zerschmettert, als Bernhard 18-jährig mit einer schweren Rippenfellentzündung ins Krankenhaus eingeliefert wird. Sein Zustand ist so schlecht, dass er in das sogenannte Sterbezimmer kommt. Die Erfahrungen, die Bernhard dort sammelt, beschreibt er in dem Roman «Der Atem. Eine Entscheidung» mit einer Präzision und Mitleidlosigkeit, die erschütternd ist. Nicht das Sterben, nicht der Tod ist es, den er als Skandal empfindet, sondern der Umgang der Lebenden mit den Sterbenden: «Die Patienten wurden, wie ich schon sehr bald hatte feststellen können, nicht nur täglich, sondern stündlich und ohne dass diese Prozedur für das Personal erschreckend gewesen wäre, ausgewechselt, weil sie in dieser Jahreszeit in kurzen und in immer kürzeren Abständen starben und nicht schnell genug starben, wie ich dachte, um ihre Betten für ihre Nachfolger freizumachen.»

Als er in das Badezimmer geschoben wird, weil die Ärzte ihn aufgegeben haben, und nasse Wäsche von der Leine auf sein Gesicht fällt, woran er fast erstickt, entscheidet er sich, im Todeskampf, nach Luft ringend, weiterzuatmen und nicht aufzugeben.

## Der Minister verliess den Raum

Es ist dieser unerschütterliche Wille zum Leben, der nicht nur die Themen, sondern auch Bernhards einzigartige Schreibweise be-



Unfehlbarer Humor: Schriftsteller Bernhard, 1957.

stimmt. Atemlos wirken seine kunstvoll verschachtelten Sätze, jeder Satz ist ein tiefer Atemzug, bei dem ein Peitschenhieb auf den nächsten folgt. Seine Prosa ist so virtuos wie musikalisch, die typischen bernhardschen Wiederholungssätze so originell, dass es keinerlei Vergleichsmöglichkeiten gibt, kurz: Bernhard ist literarisch nicht zu toppen. Sein Werk steht einzigartig und einsam in der deutschsprachigen Literaturlandschaft.

Dieses Werk, das immerhin 22 Bücher umfasst, von Bernhard-Fans verehrt, wird oft auch missverstanden bis offen gehasst.

2009 erschien in der *Zeit* ein Artikel mit dem Titel «Die Lüge Bernhard», in dem er mehrmals als «Arschloch» beschimpft wird. Stein des Anstosses war das Buch «Meine Preise», in dem Bernhard sich auf amüsante, aber auch selbstkritische Weise mit der mitunter unglücklichen Verquickung von Geld, Macht und Literatur beschäftigt. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend, war er in jungen Jahren auf Unterstützung angewiesen. Wie kein anderer durchleuchtet er den Literaturzirkus, in dem er selbst den traurigen Clown zelebriert, changierend zwischen Tragödie und Komödie.

Er legt die Verlogenheit staatlicher Kulturinstitutionen bloss, für die Preisträger in erster Linie eine Art Mittel zu dem Zweck sind,

ihre eigene machtvoll Existenz zu legitimieren. Als er dies bei der Preisrede für den österreichischen Staatspreis ausspricht, verlässt der Kulturminister, den er als «Futtergott» bezeichnet, ostentativ den Saal und mit ihm, wie eine Herde von Schafen, seine gesamte Gefolgschaft. «Der Minister hatte meine Sätze nicht verstanden, und weil ich nicht in einem untertänigen, sondern in einem zuhöchst kritischen Zusammenhang das Wort «Staat» gebraucht hatte, war er aufgesprungen und hatte mich attackiert und war aus dem Audienzsaal hinausgelaufen und die Freitreppe hinunter.»

Mit sich selbst geht Bernhard nicht weniger unzweifelhaft ins Gericht und bezeichnet sich selbst als «Schwein», weil er das Geld für den österreichischen Staatspreis annimmt, obwohl er sich durch den Preis nicht geehrt fühlt, sondern das Ganze eher für eine Perversion hält.

## Lebensbejahende Tonart

Doch als Bernhard durch seinen literarischen und internationalen Erfolg ein wohlhabender Mann geworden ist, nimmt er konsequent keine Preise mehr an.

Erstaunlicherweise ist er immer in Österreich wohnhaft geblieben, dessen Bewohner er als «Geschöpfe der Agonie» bezeichnet hat. Seinem Land stand er lebenslänglich in explosiver Konfrontation gegenüber. Aber vielleicht ist ja gerade derjenige, der seine Heimat am schärfsten unter die Lupe nimmt, der eigentliche Patriot.

Das vielleicht Erstaunlichste an Bernhards Werk aber ist der unfehlbare Humor, der selbst düsterste Passagen wie Lichtblitze durchzuckt und den Leser dankbar und erleichtert auf-lachen lässt. An diesem unerschütterlichen Humor erkennt man Bernhards lebensbejahende Grundhaltung und die Tonart, die durchaus heiter ist. Es sind die Gelassenheit und die Dankbarkeit des Überlebenden, die ihn nicht verbittern lassen.

Er hätte sicherlich auch die Tatsache lustig gefunden, dass es in Wien – wie wohl in keiner anderen Stadt – unzählige Strassen gibt, die nach Persönlichkeiten benannt sind; selbst nach Politikern und ehemalige Gemeindepräsidenten, die kein Mensch mehr kennt. Alle schafften sie es ins Strassenverkehrsverzeichnis. Nur einen Thomas-Bernhard-Weg sucht man vergeblich.



Die Schweizer Schriftstellerin lebt in Wien.

# Kompass in der Durcheinanderwelt

Viele Politiker scheinen die Orientierung verloren zu haben. Sie sollten das neue Buch von alt Bundesrat Kaspar Villiger lesen. Seine Thesen liefern Denkansätze zu Themen wie Regulierung, Einwanderung oder Euro-Krise. Von *Christoph A. Schaltegger*

Wer Verantwortung in der Gesellschaft trägt, tut gut daran, einen Kompass bei sich zu tragen. Der Kompass bietet Orientierung in unübersichtlichem Gelände. Dies gilt für Politiker im Besonderen. Sie bewegen sich in einer komplexen Welt vielschichtiger und weitreichender Zielkonflikte. Mächtige, aber sich widersprechende Interessen prallen nicht selten mit einem moralischen Anspruch auf die Verantwortungsträger. Wer in einer solchen Welt knapper Ressourcen die Entscheidungen zu fällen hat, hinterlässt zwangsläufig Enttäuschungen, Empörung und Entmutigte. Da braucht es einen soliden Kompass, um politisch den Kurs zu halten und seinem Tun einen tieferen Sinn zu geben. Denn Politik sollte mehr sein als ein Spiel von Macht und Interessen. Politik bedarf der grundlegenden Orientierung.

Wer Kaspar Villigers Buch «Die Durcheinanderwelt» liest, erhält ein eindrückliches Zeugnis eines soliden Werte-Kompasses. Es lässt sich gut erahnen, auf welcher verlässlicher Basis der frühere Verteidigungsminister, Finanzminister und UBS-Verwaltungsratspräsident seine Entscheidungen in einem ordnungspolitisch geprägten Rahmen getroffen hat. Eines seiner wichtigsten Vermächtnisse in diesem Zusammenhang ist die Schuldenbremse – eine ordnungspolitisch entscheidende Vorgabe. Villiger beschreibt, dass die eigentliche Knochenarbeit eines Magistraten aber erst mit deren Umsetzung beginnt. Dann werden die Zielkonflikte offenbar; es geht um Fiskaldisziplin, um Masshalten beim Budgetieren, um das Mahnen bei den Regierungskollegen, um das Schnüren von Sparpaketen.

Im Zentrum steht die These, dass in verschiedenen Politikbereichen der Zeitgeist einer gefährlichen Mischung aus Glauben an die politische Machbarkeit und Ablehnung freiheitlicher Marktkräfte folgt. Das mündet nach Villigers Diagnose in einer von situativer Hektik geprägten «Durcheinanderwelt» mit wenig Vertrauen in liberale Prinzipien und das föderale Labor aus Versuch und Irrtum. Im Austausch dafür haben wir einen Regulierungseifer entwickelt, dessen Ursache eher in vorangehender Regulierung als in klar belegtem Marktversagen begründet liegt. Der Politik scheint der Kompass abhandengekommen zu sein.

Villiger scheut sich nicht, kontrovers diskutierte Themen wie die Migration anzugehen. Beeinflusst durch die Schriften des Entwicklungsökonom Paul Collier, bleibt er in dieser moralisch aufgeheizten Debatte nüchtern. Seinem liberalen Staatsverständnis treu, sieht er zwar durchaus das Positive in der Ein-



*Knochenarbeit:* alt Bundesrat Villiger.

wanderung, insbesondere durch die Stärkung von Vielfalt. Das darf aber nicht zum Fehlschluss verleiten, dass eine offene Gesellschaft offener Grenzen bedürfe. Es geht um den legitimen Schutz der Eigentumsrechte an unserem Sozialmodell, das unsere Gesellschaft über Generationen geschaffen hat und das unser Leben in vielfältiger Weise bereichert. Eine Gesellschaft, die ihre Eigentumsrechte nicht zu schützen weiss, gräbt am Fundament, auf dem das erfolgreiche Sozialmodell entstanden ist. Politischen Entscheidungsträgern seien daher Villigers sechs Thesen ans Herz gelegt – ein liberaler Kompass für all jene, die in der Migrationsdebatte weder hartherzig noch naiv sein wollen.

Vertieft beschäftigt sich Villiger mit der Krise der Marktwirtschaft. Kritisch bewertet er die

Geld- und Arbeitsmarktpolitik in vielen Ländern der EU. Insbesondere mit der Europäischen Zentralbank (EZB) geht er hart ins Gericht. Villiger würde aber falsch verstanden, wollte man in ihm den Anarcho-Marktwirtschaftler sehen, der unreflektiert das Hohelied der freien Marktkräfte singt. Er steht vielmehr in der Tradition von Ordnungspolitikern und -ökonomien wie Ludwig Erhard oder Walter Eucken, die sich der Frage zuwenden, wie eine Gesellschaft ihr kollektives Handeln organisieren sollte, um eine Balance zwischen Verhinderung von Marktversagen und Vermeidung von Staatsversagen zu finden. Für Villiger sind denn auch viele der gegenwärtigen Probleme auf ein Auseinanderbrechen von Risiko, Haftung und Verantwortung zurückzuführen.

## Präzise Diagnosen

In Villigers Buch wird klar, was ihn immer schon auszeichnete. Zunächst geht er von eng definierten und «handfesten» wirtschaftspolitischen Problemstellungen aus: so wie sich die Probleme dem Politiker konkret stellen – Rentenreform, Einwanderung, Euro-Krise. Dafür braucht es viel Sachkenntnis und präzise Diagnosen der Ursachen der Probleme. Schnell stellt man allerdings fest, dass seine Antworten weit mehr als nur die engen wirtschaftspolitischen Sachfragen betreffen, sondern generell auch Verfahrensregeln demokratischer Gesellschaften berühren. Wie muss eine Gesellschaft ihr kollektives Handeln organisieren, wenn sie ein freies und selbstbestimmtes Gemeinwesen sein möchte? Wie kann eine Gesellschaft den latenten Konflikt zwischen staatlichem und privatem Bereich bewältigen, und wie muss sie ihre Institutionen darauf ausrichten?

Villiger stellt konsequent die Frage, welche Entscheidungsstrukturen das Haftungsprinzip öffentlichen Handelns als zentrales Legitimationskriterium sichern. Dies wird besonders im Kapitel

deutlich, das sich mit der Revitalisierung von Europa beschäftigt. Im Zehn-Punkte-Programm nehmen institutionelle Vorschläge einen zentralen Platz ein: Subsidiarität, Freihandel, fiskalische Äquivalenz, gebändigte Migration, Wettbewerb, Rechtsstaat, regelbasierter Finanzausgleich, Strukturreformen, direkte Demokratie und Schuldenrestrukturierung. Es bleibt zu hoffen, dass die politischen Akteure der «Durcheinanderwelt» Villigers Kompass zur Hand nehmen.



Christoph A. Schaltegger ist Professor für Politische Ökonomie an der Universität Luzern.

Kaspar Villiger:  
Die Durcheinanderwelt.  
NZZ Libro. 96 S., Fr. 31.90

# Lektüre für warme Sommerabende

Welche Bücher gehören in den Ferienkoffer?  
Eine Hilfestellung in vier Kategorien.

Von Rolf Hürzeler



## 1. Schweizer Literatur

### Irrwitz des Alltags

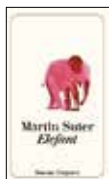


Nullachtfünfzehn-Bürger Felix Steingruber vernichtet als Kammerjäger beruflich Ungeziefer. Seine Katze, Frau Obermüller, versüsst ihm die einsamen Abende. Ein langweiliges Leben, bis Steingruber eines Nachts träumt, er habe nur noch ein Jahr zu leben, denn er sei todkrank. Das ist der Anlass für ihn, ein Tagebuch zu schreiben, um sein Dasein festzuhalten. Der Zürcher Schriftsteller Ralf Schlatter lässt den Leser in die Seele eines Normalos blicken, der innerlich mehr erlebt, als man glauben könnte. Steingruber erkennt das Groteske im Alltag messerscharf. Eine Novelle, die das wahre Leben mit Witz illustriert.

Ralf Schlatter: Steingrubers Jahr. Limbus. 152 S., Fr. 26.90

### Elefant in Rosa

Ein rosaleuchtender Kleinelefant steht im Mittelpunkt dieser irrwitzigen Geschichte.



Sie führt den Leser zu einem Alkoholiker in der Zürcher Obdachlosenszene, wo das Tier plötzlich auf einem Schlafplatz auftaucht. Es stammt aus den Reagenzgläsern eines Genforschers, der sein Zufallsprodukt als geniales Spielzeug für die Kleinen versteht. Die turbulente Reise führt mit einem burmesischen Elefantenflüsterer über einen Zirkus im Zürcher Oberland und eine Villa weiter bis nach Myanmar, wo diese Tiere eine besondere Wertschätzung der Bevölkerung geniessen.

Martin Suter: Elefant. Diogenes. 352 S., Fr. 33.90

### Frischs Worte

Wenn sich Max Frisch dem Gespräch zuwandte, tat er dies aus schierer Not oder aber, weil er darum gebeten wurde. Das mochte er allerdings wenig, denn der Mann war eher introvertiert. Dieser neue Band enthält Interviews und Gespräche des 1990 verstorbenen Schrift-



stellers, darunter zwei Erstabdrücke. Der Titel erinnert an die Empörung Frischs gegenüber dem deutschen Publizisten Fritz J. Radatz, als ihn dieser zu intensiv nach Privatem befragte. Mit fundierten Einführungen des Germanisten Thomas Strässle.

Max Frisch: Wie Sie mir auf den Leib rücken! Suhrkamp. 237 S., Fr. 31.90

### Sog des Kapitalismus



Richard Kraft, Rhetorikprofessor in Tübingen, ist unglücklich verheiratet und finanziell gebeutelt. Da erhält er von einem alten Weggefährten die Einladung, an einem wissenschaftlichen Ausschreiben im Silicon Valley teilzunehmen. Kraft soll in einem achtzehnminütigen Vortrag begründen, weshalb sich alles, was gut ist, auch verbessern lässt. Eine Million Dollar locken für die beste Antwort. Jonas Lüscher berichtet in diesem Roman von einem Mann, der vor den Trümmern seines Lebens steht, und einer korrupten Machtelite.

Jonas Lüscher: Kraft. C. H. Beck. 237 S., Fr. 28.90

## 2. Krimis und Thriller

### Filmklassiker



Der Engländer Rollo Martins kommt in der Tristesse von Wien im Winter 1945 an, um seinen Jugendfreund Harry Lime zu treffen. Doch dieser sei kurz vor der Ankunft Martins' bei einem Auto-unfall ums Leben gekommen, wie Martins allorts versichert wird. Er will den Unfallhergang klären und stösst auf zahlreiche Widersprüche. Das ist die Ausgangslage des kurzen Romans «Der dritte Mann» des britischen Schriftstellers Graham Greene (1904–1991), den er ursprünglich als Drehbuch für den berühmten Film geschrieben hatte. Die Büchergilde gibt die Romanversion nun in einer neuen Übersetzung von Nikolaus Stingl heraus; die renommierte Hamburger Illustratorin Annika Siems hat die packenden Tuschi-Illustrationen dazu entworfen.

Graham Greene: Der dritte Mann. Edition Büchergilde. 200 S., Fr. 35.90

### Verschörung



Im Dezember 1926 verschwand die britische Krimi-Schriftstellerin Agatha Christie während zehn Tagen. Die damals junge Frau war bereits eine gefeierte Autorin und hatte von der Untreue ihres ersten Ehemanns erfahren. Sie flüchtete in ihrer Verzweiflung in die Einsamkeit einer abgelegenen Pension. Die Geschichte animiert bis heute zahlreiche Verschwörungstheoretiker zu den kühnsten

Hypothesen. Der *Guardian*-Journalist und Biograf Andrew Wilson hat nun eine eigene, sehr unterhaltsame Version in Romanform geschrieben.

Andrew Wilson: Agathas Alibi. Pendo. 379 S., Fr. 28.90

### Frühlingsgefühle



Die Zürcher Autorin Petra Ivanov erzählt in ihrem neuen Krimi, wie sich ihr bekanntes Ermittler-Duo Flint und Cavalli kennengelernt hat: Die Staatsanwältin Regina Flint trifft in einer New Yorker Gefängniszelle den Zürcher Kantonspolizisten Bruno Cavalli. Sein fremdländisches Aussehen fasziniert sie, sein kraftstrotzendes Auftreten wecken in ihr Frühlingsgefühle. Der Polizist macht sich durch sein eigenmächtiges Verhalten und seine unorthodoxen, auf einem ausgeprägten Geruchssinn beruhenden Methoden beim FBI unbeliebt.

Petra Ivanov: Erster Funke. Unionsverlag. 256 S., Fr. 27.90

### Toter Basler



Die markante Richard-Serra-Plastik vor dem Basler Theater war die letzte Station für einen Regierungsrat. Er wurde dort erstochen; kurz darauf findet ein Jogger das gleiche Ende. Detektiv Melchior Fischer unterstützt Kommissar Gsöllpointer bei den Recherchen und ist ihm stets einen Schritt voraus. Allein das Motiv bleibt unklar: Der gutaussehende Sozialdemokrat hatte eine reges Liebesleben. Oder steckte doch Korruption dahinter? Vielleicht sogar die in der Stadt omnipräsente Pharmaindustrie? Bortlik hat einen munter-makabren Krimi geschrieben mit viel Lokalkolorit.

Wolfgang Bortlik: Blutrhein. Gmeiner. 224 S., Fr. 17.90

### Blütenduft



Kommissar Brunetti landet nach einem Schwächeanfall im Ospedale Civile. Nachdem er nun krankgeschrieben ist, will er sich in der Villa von Verwandten erholen, um seine Gedanken mit den Wolken ziehen zu lassen. Es kommt, wie es kommen muss: Zwischen dem Summen der Bienen und dem Duft der Blüten stösst er auf einen merkwürdigen Fall. Ein Bienenstock mit toten Insekten weckt seine Neugierde. Ist der Jagdinstinkt von Brunetti einmal geweckt, sind die guten Vorsätze sehr schnell vergessen.

Donna Leon: Stille Wasser. DTV. 336 S., Fr. 27.90

## 3. Sachbücher und Biografien

### Hemingway

Diese Biografie zeichnet ein wunderbares Charakterbild des grossartigen amerikanischen Schriftstellers im letzten Jahrhundert.



Der ehrgeizige Ernest Hemingway zog mit seiner jungen Ehefrau Hadley in den frühen zwanziger Jahren aus der Provinz nach Paris. Sie verfügte über einen kleinen finanziellen Fundus, er über keinerlei Einkommen. Hemingway kümmerten die misslichen Umstände nicht: Zielgerichtet suchte er in Paris nützliche Kontakte, um seinen Lebenstraum zu verwirklichen, ein berühmter Schriftsteller zu werden. Seine Gefährtin unterstützte ihn dabei bis zur Selbstaufgabe. Diese Biografie wirft einen Blick auf die heute verklärte Zeit in Paris, als die Bohème von Montmartre bis Montparnasse die kulturelle Welt veränderte.

Lesley M. M. Blume: Und alle benehmen sich daneben. dtv. 511 S., Fr. 35.90

### Flüchtlingsstrom



Im September 2015 öffnete Deutschland für eine Weile seine Grenzen. Tausende von Flüchtlingen strömten ins Land: Der Journalist Robin Alexander belegt, wie Politiker damals nicht in der Lage waren, gemeinsam wichtige Entscheidungen zu treffen. So erwies sich die Rivalität zwischen der Kanzlerin und dem bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer als hinderlich für ein gezieltes Vorgehen. In den Fokus rückt auch die Beziehung zwischen Berlin und Ankara, die Erdogan zu seinen Gunsten zu nutzen vermochte: Denn er wurde in der Flüchtlingskrise gebraucht und erkannte seine Chance.

Robin Alexander: Die Getriebenen. Siedler. 288 S., Fr. 29.90

### Sturz über Habgier



Ein Finanzskandal erschütterte das deutsche Kaiserreich in seiner letzten Phase unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg: das grösste Wirtschaftsdebakel der wilhelminischen Zeit. Im Mittelpunkt standen die schwerreichen Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Öhringen und Max Egon II. zu Fürstenberg. Sie versuchten, über eine dubiose Handelsvereinigung ihren Reichtum zu vermehren. Dumm nur, dass diese beiden Herren, von Habgier und Rücksichtslosigkeit getrieben, über wenig finanziellen Sachverstand verfügten. Sie waren am Schluss ihre eigenen Opfer.

Christian Bommarius: Der Fürstentrust. Berenberg. 160 S., Fr. 31.90

### Im Loch

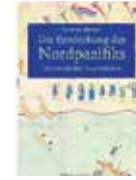
Der Journalist nimmt den Leser in zwölf Kapiteln unter die Erde mit. Denn die Schweizer lieben es, Löcher zu graben, und diese gibt es allenthalben im Land: So besuchte Jost Auf der Maur den berühmten Bundes-



ratsbunker im Brindlistollen des Kantons Uri und eine unterirdische Anlage, die die Luzerner Bevölkerung bei einem Atomkrieg vor der Verstrahlung hätte schützen sollen. Oder er wandte sich dem Lötschbergtunnel zu, wo er sich auf die Spurensuche der italienischen Arbeiter machte.

Jost Auf der Maur: Die Schweiz unter Tag. Eine Entdeckungsreise. Echtzeit. 144 S., Fr. 33.90

### Entdeckungsreise



Die renommierte deutsche Ethnologin Gudrun Bucher erklärt anhand von 44 Objekten die europäische Erschliessung des Nordpazifiks im 18. Jahrhundert. In dieser abgelegenen Region kommen sich Russland und der nordamerikanische Kontinent am nächsten. Indigene Völker hatten indes die Inseln und das Festland bereits Jahrhunderte früher besiedelt, wovon zum Teil wunderbare künstlerische Artefakte zeugen. Zum Beispiel Hut schmuck aus Knochen von den Aleuten in Form menschlicher Wesen.

Gudrun Bucher: Die Entdeckung des Nordpazifiks. Philipp von Zabern. 256 S., Fr. 48.40

## 4. Internationale Bestseller

### Amouröses Stelldichein



Die 22-jährige Bedienstete Jane Fairchild auf dem Anwesen Beechwood hat frei am Muttertag des Jahres 1924. Sie besucht den begüterten Sohn Paul eines nachbarschaftlichen Landhauses für ein amouröses Stelldichein in der Villa seiner Eltern, die ausgeflogen sind. Diese Begegnung wird allerdings einmalig bleiben, denn Paul wird bald darauf standesgemäss heiraten. Viele Jahrzehnte später hält sie Rückblick auf die Freuden und Seelenqualen, die sie in jenen Tagen erlebte. Denn der «Festtag» wird Jane ein Leben lang begleiten. Eine ebenso flockig leichte wie poetische Novelle des Engländer Graham Swift vor dem Hintergrund einer Klassengesellschaft, die im Umbruch ist. Denn das alte Kolonialreich löst sich auf, die Wirtschaftskrise zeichnet sich ab.

Graham Swift: Ein Festtag. DTV. 141 S., Fr. 26.90

### Freunde in New York



Radikal, ausufernd und intensiv: Spurlos geht dieser Roman an niemandem vorbei, der sich auf Hanya Yanagiharas Geschichte einlässt. Die Leser begleiten über drei Jahrzehnte lang vier Freunde in New York, die sich aus College-Zeiten kennen: Ihr individuelles Schicksal steht symbolisch für die Vielfalt der amerikani-

schen Gesellschaft. So unterschiedlich die vier Protagonisten sind – immer wieder finden sie Wege zueinander.

Hanya Yanagihara: Ein wenig Leben.  
Hanser. 960 S., Fr. 39.90

### Rückeroberung



Der Feldherr Uhtred ist der mittelalterliche Tausendsassa des britischen Serien-Schriftstellers Bernard Cornwell. Sein Held kämpft in diesem Buch für die Rückeroberung seines Stammsitzes, sieht sich allerdings mit einem ungewöhnlichen Gegner konfrontiert – seinem Schwiegersohn. Das führt zu ungewohnten moralischen Skrupeln bei Uhtred. Doch die verwandtschaftliche Bande hindert ihn nicht, Schlägereien und Schlächtereien in den wilden Moorlandschaften anzuzetteln. Spannende Lektüre, die so dick aufgetragen ist, dass sie einen oft zum Lachen bringt.

Bernard Cornwell: Der Flammenwerfer.  
Rowohlt. 475 S., Fr. 16.90

### Rettender Bienenstock



Anhand von drei berührenden Familiengeschichten schildert die norwegische Autorin Maja Lunde ihre kritische Weltsicht: Eine junge Plantagenarbeiterin bestäubt später in diesem Jahrhundert in China die Blüten von Hand. Denn Pestizide haben den Bienen den Garaus gemacht. Im Jahr 2007 ist der amerikanische Imker George schon besorgt darüber, wie seine Bienenvölker dezimiert werden. Davon hat ein englischer Biologe Mitte des 19. Jahrhunderts noch keine Ahnung, als ihm die Idee des perfekten Bienenstocks kommt, die ihn aus der Misere bringt, denn sein Mäzen hat sich von ihm abgewandt.

Maja Lunde: Die Geschichte der Bienen.  
BTB. 512 S., Fr. 28.90

### Mysteriös verschwunden



Die Côte d'Azur ist nicht nur ein Sehnsuchtsort. Für die Einheimischen ist das Leben oft hart und unerbittlich, wie der Amateurfussballer Antoine erlebt: Er haust, von Frau und Kindern getrennt, auf einem Zeltplatz und wird bei einem Zwischenfall halbtot geschlagen. Zu allem Elend wird sein heimatlicher Badeort von einem Sturm verwüstet. Als wäre das nicht genug, verschwinden Männer nach und nach auf mysteriöse Weise. Der französische Schriftsteller Olivier Adam beschreibt ein Frankreich, das aus dem Tritt geraten ist, aber immer wieder zu sich findet. Ein ebenso spannender wie tröstlicher Roman über die Grande Nation.

Olivier Adam: Die Summe aller Möglichkeiten.  
Klett-Cotta. 443 S., Fr. 36.90

## Literatur

# Skalpierte Seelen

«Das Verbrechen» ist die spannende und kenntnisreiche Aufarbeitung der spektakulärsten Mordserie der USA.  
Von Wolfram Knorr



«Regelmässiges Einkommen, das selbst Bankiers vor Neid erblassen lässt.»

Die einzig guten Indianer, die ich jemals sah, waren tot», soll General Philip Henry Sheridan gesagt haben, und er sorgte dafür, dass er viele gute sah. Dieser Einstellung blieb man noch bis mindestens Anfang der 1920er Jahre treu, jedenfalls in Oklahoma, einem ganz besonderen Reservat der Osage-Indianer. Dort erblühte eine regelrechte «Mordkultur», die sogar die Bundespolizei nicht ignorieren konnte. In den 1870er Jahren hatte man die Osage, einen Zweig der Sioux-Sprachfamilie, von ihrem Land in Kansas vertrieben und in eine steinige, für den Ackerbau unbrauchbare Region im Nordosten Oklahomas umgesiedelt. Washington war damit zufrieden, das Problem schien gelöst. Dumm nur, dass sich ausgerechnet in der Steinöde, in die sich kein Siedler wagte, das grösste Erdölvorkommen der Vereinigten Staaten befand und die Indianer rechtlich so abgesichert waren, dass die Regierung keine Handhabe hatte, sie auch von dort wieder vertreiben zu können. Eine Praxis, die sie jahrelang betrieb, wenn Siedler Anspruch aufs Land erhoben.

### Der Reichtum der Indianer

Die Ölfirmen mussten nun, um an das flüssige Gold zu kommen, Pachtgebühren und Lizenzen an die Osage zahlen. Es dauerte nur wenige Jahre, bis der Stamm über dreissig Millionen

Dollar einnahm. «Die Osage», so David Grann, Autor des aufregenden Sachbuchs «Das Verbrechen. Die wahre Geschichte hinter der spektakulärsten Mordserie Amerikas», «galten als das Volk mit dem grössten Pro-Kopf-Vermögen der Welt.» Die Presse war perplex: «Statt zu verhungern, erfreut sich der Indianer eines regelmässigen Einkommens, das selbst Bankiers vor Neid erblassen lässt.» Und die Öffentlichkeit wurde von der Presse mit Hetzartikeln aufgeheizt und zu den alten Vorurteilen «hingeführt», dass «lebende» Indianer untragbar für eine zivilisierte Welt seien. Sie produzierte Aversionen wie am Fließband: Die Indianer würden in Villen mit Kronleuchtern hausen, die Squaws Pelzmäntel tragen und die Mädchen in die besten Internate gehen. Mit Geld, so die Schlussfolgerung, können «Primitive» nicht umgehen, es nur verprassen (was die Weissen ja bekanntlich nicht tun) und mit «teuren Automobilen» am «offenen Lagerfeuer» auf «primitive Weise Fleisch zubereiten».

Die Hauptstadt des Reservats, Pawhuska, hatte knapp siebentausend Einwohner, aber durch die zahlreichen Schwarzhändler, Glücksritter, New Yorker Finanziers und Ölmagnaten wirkte sie dreimal so gross. Einer der Neuankömmlinge, der im Reservat sein Glück suchte, war William Hale. Der «niveauvolle Gentleman», wie ihn später Bekannte be-



schrieben, begann als Cowboy, handelte mit Herden und kaufte schliesslich Weideland zusammen. Bald war er so mächtig und einflussreich, dass Politiker um seine Gunst buhlten. Manche hassten ihn – nicht so die Indianer, die ihn für einen grossen Wohltäter hielten. Er unterstützte die Osage, bevor das Öl sie reich machte, spendete für Schulen und Krankenhäuser und schien die letzte Hilfe bei zwei Mordfällen zu sein, die das Reservat in Unruhe versetzt hatten. Die meisten Beamten blieben nämlich untätig, weil ein «toter Indianer» der Mühe nicht wert sei. Hale tröstete die Verwandten der Ermordeten und kümmerte sich um Detektive.

### Komplott der Mediziner und Bestatter

Doch wie in einem schlechten Krimi, in dem der total Unverdächtige der böse Bube ist, verhielt es sich in den ungewöhnlichsten Mord- und Todesfällen, die das Land während des Öl-Booms erschütterte. Der Investigativjournalist David Grann ist in seinem spannenden Buch ihren Ursprüngen nachgegangen und enthüllt die skrupellosen Machenschaften eines Mannes, der unter dem Deckmantel eines Wohltäters die Indianer mit einer straffen Organisation und mit hinterhältigsten Methoden um ihre Guthaben erleichterte. Kein anderer als William Hale hatte rechtzeitig Politiker, Bezirksstaatsanwälte, Friedensrichter, Gerichtsmediziner und andere wichtige Personen von sich abhängig gemacht. Als die Indianer durchs Öl reich zu werden begannen, sah er die Chance, durch sie noch reicher zu werden, und er hatte einen idealen «Helfer»: den Staat.

Im Gegensatz zu den weissen Amerikanern waren viele Osage einer von der Bundesregierung angeordneten Finanzvormundschaft unterworfen. Jedem Indianer, der als «inkompetent» galt, und das war fast jeder Vollblutindianer, wurde ein Vormund zugewiesen, der dessen Geld verwaltete. Manche Vormünder trieben es derart schamlos, dass sie ihren Schutzbefohlenen kaum das Notwendigste zum Leben liessen. Ein System, das korrupten Beamten Tür und Tor öffnete, um sich die Vermögen der Osage unter den Nagel zu reissen. Hale nutzte das weidlich aus, setzte andere Vormünder unter Druck, zum Beispiel, Indianerinnen zu heiraten. Ehen zwischen einem Weissen und einer Osage ermöglichten ihm dann, die Frauen langsam zu vergiften, um an ihr Geld zu kommen, das dem Witwer zustand. Und weil alle von Hale profitierten, machten alle beim Komplott mit, Ärzte, Gerichtsmediziner, Bestatter. Giftrückstände wurden natürlich nie gefunden. Ihre Skrupellosigkeit ging so weit, dass sie, bei «erfolgreichen» Morden, auch die übriggebliebenen Kleinkinder nicht verschonten. Die Gefahr, dass diese erben könnten, war zu gross.

Die Osage, über ihren Reichtum bald nicht mehr glücklich, setzten Privatdetektive ein, die

entweder nicht weiterkamen, das waren die Ehrlichen, oder einfach überrissene Summen verlangten, ohne etwas zu tun. Schlecht fühlte sich dabei niemand. Nach einem besonders grausigen Mordfall, bei dem eine ganze Familie samt Haus in die Luft gesprengt worden war, platzte dem Anwalt John Palmer, einem Halb-Sioux, der Kragen. Wild entschlossen wandte er sich an US-Senator Charles Curtis, den ranghöchsten indianischstämmigen Beamten in Washington, und bat um Einflussnahme und Hilfe bei der Bundesregierung. Curtis gelang, sich Gehör zu verschaffen, was zur Sternstunde eines ehrgeizigen jungen Beamten wurde, der die Mordserie im Osage-Territorium als Karrierekatapult nutzte: J. Edgar Hoover.

Im Jahr 1908 hatte Präsident Theodore Roosevelt in Washington ein «Bureau of Investigation» geschaffen, um eine Lücke bei den Bundespolizeibehörden zu schliessen. Als Hoover 1925 neuer Leiter wurde, wollte er die Behörde neu strukturieren und vergrössern; er wusste aber, dass er sein Vorhaben nur mit einem Ermittlungserfolg durchsetzen können würde. In den Osage-Fällen sah er die Chance und beorderte seinen besten Mann, den Sonderermittler Tom White, sofort nach Pawhuska und erweiterte damit seine Machtbefugnisse. White und seine Truppe standen unter ständigem Druck, rollten die alten Fälle (24 Mord!) noch einmal auf und suchten Zeugen, die bereit waren auszusagen. Wie sollte man sonst Vergiftungen nachweisen, wenn die Gerichtsmediziner an den Machenschaften beteiligt waren? Nach mühsamer Kleinarbeit gelang es White, William Hale, den düsteren Drahtzieher dieser beispiellosen Mordserie, dingfest zu machen. «Tatsächlich», so David Grann, «war praktisch jeder Bereich der Gesellschaft in das mörderische System verstrickt.» Zwar konnte man Hale letztlich nur einen einzigen Mord nachweisen, aber der führte für ihn zu lebenslanger Haft und für Hoover zu lebenslangem Erfolg. Seine Behörde wurde zum Federal Bureau of Investigation. Die Osage-Mordfälle wurden zur Geburtsstunde des FBI.

### «Sie haben das Recht auf ihrer Seite»

Ein Osage, der mit einem Reporter über die Vormünder sprach, sagte: «Sie haben das Recht und den gesamten Apparat auf ihrer Seite. Wenn Sie Ihre Geschichte schreiben, sagen Sie allen Leuten, dass hier draussen unsere Seelen skalpiert werden.»



David Grann: Das Verbrechen. Die wahre Geschichte hinter der spektakulärsten Mordserie Amerikas. BTB. 415 S., Fr. 29.90

## Sprache

# Rote Linien

Von Max Wey

Es gab mal einen Schlager mit dem Titel «Rote Lippen soll man küssen». Dem ist nichts hinzuzufügen. Die Frage ist: Sollen wir auch blaue Lippen küssen? Rot ist die Farbe der Liebe (Rotlichtviertel) und des Blutes. Die Farbe Rot galt schon immer als attraktiv und provokativ. Früher war die Farbe Rot Symbol kaiserlicher und kirchlicher Macht. Rot ist Signal- und Warnfarbe; Stoppschilder sind rot, Feuerwehrautos, es gibt rote Warnleuchten und rot-weisse Absperrbänder und -schranken. Steht die Ampel auf Rot, sollen auch Velofahrer anhalten. Wer auffallen will, kauft sich einen roten Ferrari.

Rote Linien sind keine neue Erscheinung, auf Landkarten und in Grafiken gab es sie schon immer. Im Eishockey teilt die wichtige rote Linie das Spielfeld seit 1943 in zwei Hälften. Neuerdings wimmelt es in der Politik von roten Linien. Rote Linien in übertragener Bedeutung sind neueren Datums, aber man wundert sich doch, dass sie noch in keinem deutschen Wörterbuch auftauchen. Laut Oxford Dictionary ist die Wendung seit den siebziger Jahren belegt. Ab diesem Datum ist sie auch in deutschen und Schweizer Zeitungen zu finden. Der amerikanische Autor James Jones hat seine Kriegserlebnisse im Roman mit dem Titel «The Thin Red Line» verarbeitet, der verfilmt wurde. Eine Redensart aus dem amerikanischen Mittelwesten hat dem Roman den Titel gegeben: «There's only a thin red line between the sane and the mad» («Vernunft und Wahnsinn sind nur getrennt durch eine dünne rote Linie»).

### Noch röter

Spitzenpolitiker überbieten sich darin, mit roten Linien zu drohen. Werden diese überschritten, passiert aber kaum etwas. Die rote Linie durchzieht ihre Rhetorik wie ein roter Faden, eine Redewendung, die Goethe in den «Wahlverwandtschaften» geprägt hat. «Wenn türkische Regierungsmitglieder uns Nazi-Methoden vorwerfen, wird eine rote Linie überschritten», sagte SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz. Mittlerweile werden die Linien sogar noch röter: Laut einem Sprecher der EU-Kommission wäre mit der Einführung der Todesstrafe in der Türkei «die röteste aller roten Linien» überschritten.

Eine weitere rote Linie wird überschritten worden sein, sollten wieder mal Atomwaffen eingesetzt werden. Dann hilft nur noch singen: «Wenn der Alpenfirn sich rötet, / Betet, freie Schweizer, betet!»

## Deutscher Komplex

Markus Vahlefelds Buch «Mal eben kurz die Welt retten» gehört in jeden Haushalt. Von Matthias Matussek

**R**echtzeitig zur Bundestagswahl erscheint Markus Vahlefelds Buch mit einer Psychoanalyse dieses merkwürdigen deutschen Volkes, diesem Hippievolk, das sich, nach einem einzigartigen geschichtlichen Sündenfall, geschworen hat, die Welt zu retten. Auch wenn die Welt, mit Ausnahme der schreibenden meinungsbildenden Kaste im Westen, davon erst einmal nichts wissen will. In einem klugen Vorwort gibt Henryk M. Broder dem Autor, der in Hongkong geboren wurde, in Washington zur Schule ging, in Bonn und Barcelona Philosophie studierte, eine Schule aufbaute und Filme für den Hessischen Rundfunk produziert, daneben Wein anbaut, diesem Multitalent also, mit Recht die höheren Weihen.

«Dieses hier», schreibt Broder, «ich meine das Buch von Markus Vahlefeld, ist das beste. Ich sage das mit leichtem Anflug von Neid, denn ich habe mich ebenfalls mit dem Thema beschäftigt.» Systematisch nimmt der Autor den «Deutschen Komplex» auseinander, die «Blase», in der wir uns eingerichtet haben, «Das linke Denken» und wie aus der Liebe zu Gott die Liebe zum Staat wurde, dann «Die grosse Öffnung», in der Merkels «Politik der Unterlassung» unter die Lupe genommen wird, eine Geschichte der «politischen Lügen» erzählt wird bis hin zur Utopie eines «Eurabien», die nicht mehr utopisch klingt.

Wie die deutsche Kanzlerin, wie Angela Merkel «ihre deutschen Wähler auf das beleidigende Niveau von infantilen Naivlingen und moralischen Blindgängern herabwürdigt», das ist so präzise wie lustvoll polemisch aufgeschrieben und sollte unserer «deutschen Sehnsucht nach einer Konsensdemokratie ohne Streit», einer in den Demokratien der Welt wohl einzigartigen Mentalitätssituation, einen längst überfälligen Stoss zur Ausnüchterung geben.

Vahlefelds Buch gehört in diesen Monaten in jeden Haushalt, denn nur kopfschüttelnd kann der aufgeklärte Zeitgenosse zur Kenntnis nehmen, dass die Bundeskanzlerin vor der nächsten Bundestagswahl trotz ihrer schicksalsschweren Fehler, ihrer Lügen, ihrer Trickserien Rekordwerte an Popularität einfährt.



Markus Vahlefeld:  
Mal eben kurz die Welt retten:  
Die Deutschen zwischen Grössenwahn  
und Selbstverleugnung.  
Epubli. 244 S., Fr. 23.90



*Ewig gebeutel:* Drama «Insyriated».

Knorr

## Die Hölle der Zivilisten

«Insyriated» ist einer der ganz wenigen Filme, die sich mit emotionaler Kraft den wahren Opfern des syrischen Bürgerkriegs widmen.

Von Wolfram Knorr

**E**s ist ein ewiges Dilemma: Politische Filme werden als Lehrstücke, also zwischen Anstrengung und Qual verortet. Das Medium aber wird mit Zerstreuung assoziiert, mit ein «paar schönen Stunden». Man will gewissermassen durch Bilder rauschen und keine elitäre, dialoglastige Eigernordwand bestiegen. Das ist natürlich Unsinn, bleibt aber ein hartleibiges Vorurteil. Ihre Chancen bleiben gering, mal aus den dunklen Schatten zu treten, die das kolossale Augenfutter-Kino à la «The Fast and the Furious», «Transformers», «Spider-Man» etc. wirft. Gerade deshalb muss man für sie eine Lanze brechen, besonders wenn sie trotz ihrer geringen Mittel so anschaulich geraten wie die französisch-belgisch-libanesischen Produktion «Insyriated» (deutscher Titel: «Innen Leben»).

Der Film spielt, während des syrischen Bürgerkriegs, nur in der Wohnung einer Familie, mit all seinen schrecklichen Konsequenzen. Eine «geschlossene Gesellschaft», bedroht und drangsaliert von heulenden, wummernden Granaten, Marodeuren, die die Häuser heimsuchen, und lauernden Scharfschützen. Die Wohnung, die einzige noch halbwegs intakte im mehrstöckigen Haus, wird für die Familie der

energischen Oum Yazan (Hiam Abbass), ihren Schwiegervater, ihre drei Kinder und eine Angestellte zum Gefängnis, zur Hölle. Oum, schwarzhaarig, verhärtet, mit Augen, die wie Glut aus ihrem aschigen Gesicht leuchten, wartet auf ihren Mann, der sich nicht kontaktieren lässt und nicht kommt. Eisern organisiert sie den dürftigen Haushalt und nimmt trotzdem noch das junge Paar Samir und Halima mit ihrem Baby aus der Nachbarschaft auf. Das Paar will fliehen; als Samir am Morgen zur Fluchtvorbereitung das Haus verlässt, wird er im Hof von einem Scharfschützen erschossen. Nur die Angestellte hat's gesehen und wird von Oum verdonnert, niemandem etwas zu sagen, schon gar nicht Halima. So bleibt Samir im Hinterhof liegen, während Oum, von Gewissensbissen geplagt, den Zusammenhalt ihrer Familie durch den Vorfall auf keinen Fall gefährden will.

### Klaustrophobie wird greifbar

Autor und Regisseur Philippe Van Leeuw beschränkt sich ausschliesslich auf das qualvolle Vegetieren in den vier Wänden, mit nur wenigen scheuen Blicken aus dem Fenster. Einzige Beschäftigungen sind Alltäglichkeiten wie Körperpflege, Gerangel um die Toilette. Die



Klaustrophobie wird greifbar, die Räume ziehen sich zusammen wie in Poes «Pendel», wenn die Granateneinschläge immer näher kommen und Marodeure durchs Haus trampeln, auf der Suche nach Beute, und sich gewaltsam Eintritt schaffen. Halima wird zu ihrer Beute, während sich die anderen ins letzte Loch verkriechen.

Oum, eine Mischung aus Mutter Courage, alttestamentarischer Matriarchin und Clan-Chefin, gerät mit ihrem mitleidlosen Gluckentrieb in moralische Schiefelage, wenn Halima ihr voller Hass vorhält, sie geopfert zu haben, um ihre Sippe zu schützen. Wie Sartre-Figuren sieht jeder die Hölle nur in den anderen. Der Krieg hat sie deformiert, es gibt kein Entkommen, für niemanden, auch wenn am Ende ein trüber Hoffnungsschimmer über die Verlorenen und Beladenen fällt.

«Insyriated» dürfte einer der ganz wenigen Filme sein, die ihr Augenmerk in einem Krieg auf jene lenken, die als Opfer eher ignoriert werden: die ewig gebeutelte Zivilbevölkerung. Ein Wagnis, das Nichtzeigbare zu zeigen. Van Leeuw gelingt das mit emotionaler Anschaulichkeit. ★★★★★☆

#### Weitere Premieren

**Spider-Man: Homecoming** — Peter Parker (Tom Holland), ein 15-jähriger Pennäler, hat bei seinem Mentor Tony Stark (Robert Downey Jr.) das Handwerk der Superhelden gelernt, vor allem das des Spider-Man. Grosse Sprünge sollte er trotzdem noch vermeiden. Doch Parker, der Kalle Blomquist unter den Superhelden, hält sich natürlich nicht dran und sucht gleich das grosse Kräfteressen. Sein



Grosses Kräfteressen: «Spider-Man».

Mentor Stark alias Iron Man, ist darüber nicht erfreut. Der Superheld als Coming-of-Age-Story hat durchaus Witz und Charme. Vor allem verzichtet die Neuversion auf den giftigen Spinnenbiss, mit dem der Aufstieg von Spider-Man einst begann. Angeblich hat der Neustart 175 Millionen Dollar gekostet. ★★★★★☆

**Dalida** — Biopic der legendären Sängerin Dalida (Sveva Alviti), die einen hohen Verschleiss an Männern hatte, in fast allen Sprachen sang, 1987, im Alter von 54 Jahren, Selbstmord beging und unter dem knallharten Musikbusiness litt. Allzu oberflächlich, wie eine Aneinanderreihung von Musikclips, inszeniert. ★★★★★☆



In fast allen Sprachen: «Dalida».

#### Knorrs Liste

1	Miss Sloane Regie: John Madden	★★★★★
2	The Beguiled Regie: Sofia Coppola	★★★★☆
3	Wonder Woman Regie: Patty Jenkins	★★★★☆
4	Sage femme Regie: Martin Provost	★★★★☆
5	Everything, Everything Regie: Stella Meghie	★★★★☆
6	Das Pubertier Regie: Leander Haussmann	★★★★☆
7	Alien: Covenant Regie: Ridley Scott	★★★★☆
8	Transformers 5 Regie: Michael Bay	★★★★☆
9	The Mummy Regie: Alex Kurtzman	★★★★☆
10	Baywatch Regie: Seth Gordon	★★★★☆

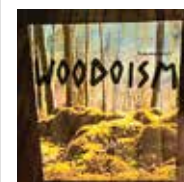
## Jazz

### Die junge Garde

Von Peter Rüedi

Der 1991 in Zürich geborene Posaunist Florian Weiss hat einen Sinn für Wortspiele. Sein jüngstes Album heisst wie sein pianoloses Quartett Woodoism, was ebenso Voodoo assoziiert wie Wood. Auch sonst neigt er zu sprechenden Titeln, die er dann allerdings keineswegs im Sinn von Programmmusik umsetzt: «Kamelrennen», «Gangart», «Tanz der Blauwale», «Eisblau» und so weiter. Einer heisst «Filigranit», und der trifft die musikalische Konsistenz seiner Band besonders gut. Mit dem Altsaxofonisten Linus Amstad, dem Bassisten Valentin von Fischer und dem Drummer Philipp Leibundgut praktiziert er einen Kammerjazz, der gleichzeitig filigran und kraftvoll ist. Das trifft auch auf die Doppelnatur seines Instruments zu, das wie kaum eines eine lyrisch-sangbare und eine brachiale Seite hat. Dementsprechend bauen der junge Posaunist und sein Saxofonpartner subtile Polyfonien, und handkehrum lassen sie es krachen wie in alten New-Orleans-Kollektivimprovisationen, mit viel Witz, Temperament, ja Übermut. Natürlich nie in einem restaurativen Sinn, sondern eher so, wie Charles Mingus sich mit neuen Mitteln auf alte Spielformen bezog.

Mal klingt Amstad cool bis ans Herz hinan, wie eine Art spätgeborener Lee Konitz, mal schärft er seinen Ton zur Dringlichkeit eines Charles McPherson (um nur gerade den zu nennen), und Weiss selbst beherrscht die butterweiche Urbie-Green-Seite seines Instruments ebenso wie die härteren Granitregister, technisch beschlagen in allen Lagen und Tempi: unverkennbar ein Schüler seines Mentors und Lehrers Nils Wogram, unterwegs zu einer eigenen Meisterschaft. Weiss studierte an den Jazz(hoch)schulen von Bern und Luzern, und die neue CD seines Quartetts (mit einem Trio namens La Môme in der tollkühnen Besetzung Posaune, Klarinette, Schlagzeug legte er erst kürzlich eine Edith-Piaf-Hommage vor) steht auch für die Qualität der Jazzausbildung in der Schweiz insgesamt. Musik, die gleichzeitig anspruchsvoll und vergnüglich ist. Vor Zeiten war das einmal ein Charakteristikum von Jazz überhaupt.



Florian Weiss: Woodoism. Rockarchive LC 12366



Thiel

## Machtmensch

Von *Andreas Thiel*

**Simonetta:** Ich bin auch nur ein Mensch.

**Andreas:** Ja, und als solcher repräsentierst du die grösste Fehlerquelle des Planeten.

**Simonetta:** Aber auch du bist ein Mensch.

**Andreas:** Ja, und als solcher bin ich völlig ungefährlich.

**Simonetta:** Ich betrachte den Menschen als potenziell sehr gefährlich.

**Andreas:** Du hast dein eigenes Potenzial erkannt. Jeder Mensch macht Fehler im Rahmen seiner Möglichkeiten. Diese sind bei den meisten klein. Erst wenn sich der Mensch in eine Machtposition begibt, werden seine Fehler gefährlich. Als Bundesrätin bist du ein gefährlicher Mensch.

**Simonetta:** Eine Bundesrätin besitzt doch nicht die Macht einer Premierministerin oder Präsidentin.

**Andreas:** Deswegen bist du nur gefährlich, aber nicht ausserordentlich gefährlich.

**Simonetta:** Was rätst du mir denn zu tun in dieser Position?

**Andreas:** Möglichst nichts.

**Simonetta:** Aber dazu bin ich doch nicht Bundesrätin geworden.

**Andreas:** Siehst du? Das ist die Gefahr, die von euch Menschen in Machtpositionen ausgeht. Ihr wollt die Machtposition immer nutzen. Das heisst, ihr habt vergessen, dass auch euch Fehler unterlaufen. Deshalb neigt ihr dazu, besonders gravierende Fehler zu machen. Eure Machtposition macht vor allem eure Fehler mächtig.

**Simonetta:** Das Volk braucht aber eine Regierung. Wenn keiner Macht ausübt, herrscht Chaos.

**Andreas:** In einer direkten Demokratie wird die Macht aufgeteilt auf alle Bürger. Jeder hat eine Stimme. Das Volk regiert sich selbst.

**Simonetta:** Die Macht des Volkes kann auch gefährlich sein.

**Andreas:** Gefährlich ist die Demokratie nur für Menschen, die nach Macht streben. Demokratie und Föderalismus sind Ideen, die jeder Form von Machtstreben zuwiderlaufen. Deshalb siehst du eine Gefahr darin. Aber gefährlich ist nicht das Volk, gefährlich bist du.

*Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.*

Namen

## Lange Nächte

Im «Dracula Club» in St. Moritz finden die wichtigsten Konzerte des Festival da Jazz statt. Teamausflug der *Weltwoche* ins Engadin. Von *Hildegard Schwaninger*

Da mögen Kabarettgrössen wie **Viktor Giacobbo**, **Claudio Zuccolini**, **Fabian Unteregger**, Millionenerben wie **Carolina Müller-Möhl** und **Raymond Bär**, Musikgrössen wie **Pepe Lienhard** und Kulturmanager wie **Diana Segantini** herumschwirren, so viel sie wollen – die Schlüsselfigur des Festival da Jazz in St. Moritz und somit der wichtigste Mann auf dem Platz ist **Rolf Sachs**. Ihm gehört der «Dracula Club», wo die wichtigsten Konzerte stattfinden, er stellt ihn gratis und franko zur Verfügung. «Als **Christian Jott Jenny** bei mir einen Asylantrag stellte, habe ich ja gesagt, und heute ist aus dem damals kleinen Mädchen eine wunderschöne Frau geworden», meinte Sachs mit einem Augenzwinkern bei der Eröffnungsparty. Sie fand dieses Jahr im «Kronenhof» in Pontresina statt, wo das Festival da Jazz vor zehn Jahren seine Feuertaufe erlebte.

Rolf Sachs ist Weltmann von Geburt, Künstler aus Berufung und – Engadiner mit Herz und Seele. Für sein geliebtes St. Moritz tut er alles. So unterstützte er auch die Idee der Zürcher Künstlerin **C.W. Mann** (ihr Vorname ist Claudia, aber sie hält ihn geheim), in St. Moritz die Fahne der Kultur zu hissen und den ganzen Ort mit ihren Wortschöpfungen zu beflaggen. Er gab für sie einen Cocktail in seinem Haus, einem minimalistisch-kunstvollen Bau gleich neben dem «Kulm Hotel».

Beim Abendessen im «Dracula Club» sitzt die von ihrer künstlerischen Mission beflügelte **C.W. Mann**, die seit sieben Jahren in Berlin lebt,

neben Rolf Sachs. Er hat wie immer zwei Geschirrtücher um den Hals gebunden (sein Markenzeichen), er pflegt als Künstler einen Minimalismus mit Humor, sein Lieblingsausdruck ist die «Leichtigkeit des Seins», er hat im Zürcher Luxushotel «Dolder Grand» mit dem Restaurant «Salt» einen Markstein seiner Karriere gesetzt. Als sensibler Ästhet und Künstler stört er sich zutiefst an dem von Medien verbreiteten, grundfalschen Image von St. Moritz – geliftete Millionärinnen in XL-Pelzen, stiernackige Oligarchen mit langbeinigen Beauty-Queens, Protzer, die aus Bentleys steigen – alles schrecklich. Das Engadin ist paradiesisch, einer der schönsten Plätze der Welt.

Die Hotelpaläste: architektonisch bedeutende Bauten, der «Kronenhof» in Pontresina, innen und aussen denkmalgeschützt, das «Kulm Hotel» dito, die Magie vergangener Zeiten paart sich hier mit modernstem Luxus. Im «Kulm Hotel», neben Lexus Hauptsponsor des Festival da Jazz, dürfen viele Jazzmusiker wohnen. Solchen Luxus kennen sie sonst nicht, sie staunen mit grossen Augen. Das «Kulm Hotel» gehört (wie auch der «Kronenhof») der griechischen Reeder-Familie Niarchos, Treffpunkt der Jazzer ist nach den Konzerten die «Sunny Bar», die vom ideensprühenden Intendanten **Christian Jott Jenny** kurzerhand in «Chez Heinz» umgetauft wurde (nach Hoteldirektor **Heinz E. Hunkeler**).

Mit Rolf Sachs ergab sich beim Abendessen im «Dracula» (über Steak Tatar und gebratenem Huhn mit Pommes frites) ein Gespräch über die



Fast verliebt

## Rein-raus-Spiel

Von *Claudia Schumacher*

Er hält mich für eine Schlampe!», sagt **Marla** und schlägt mit **Ingrimm** und einem Löffel auf ihr Frühstücksei ein, das am wenigsten was dafür kann. «Hast du mir nicht letztes Mal erklärt, das Konzept

Schlampe sei überholt? Trag den Titel doch mit Stolz!», rate ich zerstreut, während das Taufkind – ungeachtet seines festlichen Kleidchens – sein Frühstück auf sich und die Mama spuckt. **Didi**, **Marlas** grosse Schwester, hat vor wenigen Wochen entbunden. Sie und ihr Mann halten es diesmal klassisch: Wenn schon hochschwanger heiraten, dann wenigstens gleich danach taufen. **Cédric**, **Marlas** Freund, konnte beim Taufbrunch nicht dabei sein. Geschäftsreise, tja. Mehr Lästerei für uns.

Dass **Marla** wieder in einer Beziehung steckt, ist nach vier Jahren fröhlicher Promiskuität ein kleines Wunder. Sie hat **Cédric** an **Didis** Hochzeit abgeschleppt – und irgendwie ist er geblieben. «Es ist immer das Gleiche», jammert sie aber. «Am Anfang fand er meine sexuelle Offenheit und lebensfrohe Art total super. Und jetzt will er mich zähmen.» Es stimmt: **Marlas** Persönlichkeit fällt in Beziehungen stets



Müller-Möhl, Giacobbo, Unteregger, Zuccolini.



Cool Henry & The Funk Apostles in St. Moritz.



Fernab vom Trubel: «Hotel Waldhaus» Sils-Maria.

einem lustlosen Rein-raus-Spiel zum Opfer. Am Anfang ist sie die extrovertierte Partymaus – und obwohl sie in Beziehungen treu ist: Bald werden die Männer eifersüchtig und bestrafen sie für ihre gute Aussenwirkung mit Liebesentzug. Marla kann dann nicht anders, als sich zurückzunehmen, sich ihren Charme zu verkneifen, kurzum: Sie stülpt ihre ganze lustige Persönlichkeit von aussen nach innen. Sitzt sie dann im Beziehungskäfig, bricht sie nach einiger Zeit voller Selbsthass wieder aus – und hüpfert erneut von einem Bett ins andere.

Doch obwohl noch keins dieser Persönlichkeits-rein-raus-Spiele ihre wahre Schlampeidentität auf Dauer zu ummanteln vermochte, läuft sie jetzt wieder rum wie eine Präsidentengattin, im hochgeschlossenen Spitzenkleid, während sie bei Didis Hochzeit mit Blümchen im Haar und im lockeren Seidenkleid noch aussah wie ein Hippiepaar. Jetzt ist da kein

Etikette der feinen Gesellschaft in St. Moritz. (Das Wort Jetset ist für die Happy Few tabu, seit Vera Dillier als «Jetsetterin» durch die Boulevardmedien geistert.) In der Aristokratie und unter den manierlichen Herrschaften ist es üblich, dass die Männer den Frauen die Ski tragen. Rolf Sachs auf die Frage, ob das – in Zeiten der wildgewordenen Feministinnen – seine Söhne auch noch machen: «Das will ich doch hoffen.» In St. Moritz tragen alle echten Männer, nicht nur Aristokraten, ihren Frauen die Ski. Ebenso Hotelier Markus Hauser, auch er mit Leib und Seele Unterstützer des Festival da Jazz.

**E**twas fernab vom St. Moritzer Trubel (und Lichtjahre entfernt von dessen Ruf als Bastion vulgär zur Schau gestellten Reichtums) liegt das «Hotel Waldhaus» in Sils-Maria. Ein weltweit bekanntes *landmark*. Das Hotel wurde 1908 eröffnet, der Gründer, Urgrossvater der heutigen Besitzer, war 61 Jahre alt, als er (der weltweit geschulte Hotelier wollte sich selbständig machen) das Hotel eröffnete. Er war visionär, der Erste im Engadin, der Küche und Speisesaal auf dem gleichen Stockwerk bauen liess. Das Hotel – ein grosszügiger Bau aus der Belle Epoque – ist ein Zauberschloss. Hier mutiert jeder zum Dichter. Ein Eldorado für Künstler und Studienräte wie für junge Familien. Mit Lärchen- und Arvenbad im zu Recht hochgelobten neuen Spa. Die *Weltwoche* machte hierhin ihren Teamausflug. Mit Wanderung, Bootsfahrt und hoher Promidichte: Kapitän Roger Köppel mit Familie, Ex-Nationalrat Christoph Mörgeli mit Freundin Andrea (sie ist 25 Jahre jünger und unglaublich lieb zu ihm) und Kabarettist Andreas Thiel. Das Essen war gut, und die Nacht war lang.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

Décolleté, kein Hintern wird betont, braves Mädchen – erstaunlich, welche Bedeutung wir dem Äusseren und der Sexualität von Frauen heute noch beimessen, nicht? Tritt ein Mann lässig und sexy auf und hatte er vor einer Beziehung viel Erfolg beim anderen Geschlecht, macht ihn das begehrenswerter. «Eine Frau ist dann aber eine Schlampe und soll sich wegen ihres realen oder unterstellten Sexualverhaltens minderwertig fühlen», sagt die Amerikanerin Emily Lindin vom Unslut Project, das sich gegen die sexuelle Unterdrückung von Frauen einsetzt. «Das Wort Schlampe wird benutzt, um Frauen einen Platz in der Gesellschaft zuzuweisen und sie in eine Schublade zu stecken.»

Klingt einleuchtend. Wie und wann Marla aber in einer so spiessigen Welt Liebe finden soll, bleibt spannend.



## Unten durch Eiswürfel

Von Linus Reichlin

**N**ehmen wir mal an, dein Bruder hat mit 55 nochmals geheiratet, eine zwanzig Jahre jüngere Bulgarin, und prompt kriegen die beiden ein Baby. Dein Bruder lädt dich und deine Frau zur Taufe ein, und obwohl dir dein Bruder als Kind dauernd Eiswürfel in den Kragen gesteckt hat, fährst du sechs Stunden lang zu einem Romantikhôtel mit Barockkapelle und Infinity-Pool. Du hast deinen Bruder seit zehn Jahren nicht mehr gesehen, und als du ihn in der Menge der geladenen Gäste vor der Kapelle entdeckst, gehst du auf ihn zu, umarmst ihn und sagst: «Ich verzeihe dir alles.» Er sagt etwas auf Spanisch oder Türkisch, und jetzt merkst du: Du hast den Falschen umarmt.

Das kann ja in der heutigen Zeit der zersplitterten Familien schon mal vorkommen. Später stehst du neben deiner Frau und deiner Mutter, die natürlich auch hier ist – dein Bruder ist ja ihr Liebling! –, in der Kapelle und denkst, als du deinen Bruder vorn am Taufbecken siehst: «Solarium». Das ist keine Sonnenbräune, das erkennst du sofort. Nach dem Brutzeln geht er wahrscheinlich jeweils ins Yoga, dann ins Krafttraining. Er schlägt morgens vier rohe Eier in einen Becher, rührt künstliche Proteine rein (Marke Body Attack), denn eine so viel jüngere Frau fordert ihren Tribut. Aber seine Frau ist bildhübsch, das musst du zugeben. Vor deinem inneren Auge steht sie nackt am Taufbecken und wiegt ihr Kind, dem der Pfarrer aus einem Kännchen Wasser über die Stirn giesst. «Ist sie nicht bildschön?», flüsterst deine Mutter dir zu, und du flüsterst: «Leider gar nicht mein Fall.»

Das Baby beginnt zu weinen, weil ihm ein Tropfen Weihwasser ins Auge geronnen ist, und jetzt nimmst du das Kind zum ersten Mal bewusst wahr und denkst: «Hä?!» Das Baby ist ja dunkelbraun! Nimmt dein Bruder es etwa mit ins Solarium? Zuzutrauen wäre es ihm, er war schon immer rücksichtslos. Aber es ist nicht nur braun, es sieht auch irgendwie... «Sag mal, dieses Baby...», flüsterst du deiner Frau zu, aber sie macht: «Pst!» «Das Baby», flüsterst du deiner Mutter ins Ohr, «ist das nicht...» «Es ist so schade, dass du und Karoline keine Kinder habt», flüsterst deine Mutter,

» Fortsetzung auf Seite 70

» Fortsetzung von Seite 69

«aber jetzt habe ich ja endlich ein Enkelkind!» Du schaust dich, während der Priester plötzlich vom Hunger in der Welt spricht, in der Kapelle um. Die bulgarischen Verwandten der Frau deines Bruders sind zwar schon ein bisschen dunkler als die anwesenden Westeuropäer. Aber sie sind eindeutig keine Afrikaner.

Nach der Taufe sitzt die Verwandtschaft an einem langen Tisch in einem Saal des Romantikhoteles, und deine Schwägerin geht mit dem Baby an allen Gästen vorbei. Du verstehst nicht, weshalb jetzt niemand eine bohrende Frage stellt! Nachdem deine Frau das Baby kurz in den Arm genommen hat, flüsterst du ihr zu: «Sag mal, das kann doch nicht das Kind meines Bruders sein?» Deine Frau flüstert: «Du spinnst. Die sind halt etwas dunkler als wir, die Bulgaren.» Nach dem Essen setzt du dich neben deinen Bruder und fragst: «Na, alles in Ordnung bei euch?» Dein Bruder legt seinen Arm um dich und sagt: «Was sollte denn nicht in Ordnung sein, Kleiner?» In diesem Augenblick spürst du etwas Eiskaltes deinen Rücken runterrutschen: ein Eiswürfel! Er hat es wieder getan! Dein Bruder lacht dröhnend, und du denkst, dass Familien eigentlich nicht zersplittert genug sein können. Zu allem Übel kommt dir jetzt auch dein Baby nicht mehr so afrikanisch vor. Es lächelt dich mit dem Fäustchen im Mund an und sieht jetzt eher aus wie ein bulgarischer Fischer. Eigentlich sieht es exakt aus wie die Mischung aus einer bildhübschen Bulgarin und einem rücksichtslosen Schweizer, der zu oft ins Solarium geht. Du kehrst zurück an deinen Platz und bittest deine Frau, dir den Rest des Eiswürfels hinten aus dem Hemd zu holen, und danach denkst du bis zum Ende des Festes eigentlich nichts mehr.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

## Grosser Cabernet von über dem Berg

Von Peter Rüedi

Was ist echt und was bloss «ächt»? Wein ist eine Projektionsfläche für allerhand ideologisch gefärbte Vorurteile. Der Kult der «Echtheit», eine Variation der Vorstellung vom Wahren, Guten und Schönen, ist ein solches, wenn auch in seiner Entstehung ein wohlbe-gründetes. Es hängt mit der Vorstellung von Reinheit zusammen, gegen die ja auf der Ebene der Weinbereitung, weiss Bacchus, nichts einzuwenden ist. Ein Grund, weshalb die Weine in den letzten Jahrzehnten generell immer besser geworden sind, so dass es selbst im Angebot der Grossverteiler auch auf bescheidenstem Preisniveau zunehmend schwierig geworden ist, einen richtig schlechten Wein zu finden, hat mit zunehmender Sauberkeit in Weinbau und Kellertechnik zu tun. Naturnahe biologische Grundsätze, vor gar nicht so langer Zeit noch so sehr im Ruch önologischen Sektierertums stehend, dass selbst deren Anhänger ihr Glaubensbekenntnis nicht oft auf die Etiketten zu drucken wagten, sind, wenn nicht die Regel, so doch weitverbreitete Usanz geworden. Nichts

also gegen ethische Kategorien im Weinbau, gegen ein «Reinheitsgebot» in diesem Sinn. Fragwürdiger werden die, wenn damit Sortenreinheit gemeint ist und absurderweise Verschnitte verachtet werden, denen wir einige der grössten Weine der Welt verdanken (zum Beispiel in Bordeaux).

Eine andere Verirrung ist die unbedingte Bevorzugung einheimischer oder gar autochthoner Sorten. Zugegeben: Der Trend hat uns die schönsten und überraschendsten Freuden beschert und die Palette enorm erweitert. Absolut gesetzt, ist die Verachtung der sogenannten internationalen Sorten allerdings ein Unfug. Der Cabernet Sauvignon, den Fabio Chiarelto in Suvereto in der Maremma macht, ist einer der grossen Cabernets. Weltweit, basta. Mit dem Cabernet Enate von Jesús Artajona im nordostspanischen Somontano verhält es sich mutatis mutandis nicht anders. Enate ist ein kleines Dorf, das zur Affiche einer renommierten Bodega geworden ist. Der Betrieb hat seinen Sitz in Salas Bajas ein paar Kilometer nördlich von Barbastro, dem Zentrum dieser Unterregion von Aragón (Alto Aragón). «Somontano» heisst so viel wie «unter dem Gebirge», und mit dem sind die Pyrenäen gemeint, die das kühlere Klima und die Niederschlagsmengen mitbestimmen. Beidem verdankt dieser enorm würzige, gut austarierte Cabernet seinen Charakter: schwarzbeerige Frucht, ein Hauch Leder; ein intensiver, gutstrukturierter Wein mit beträchtlicher Länge. Zu einem Preis, bei dem dem geneigten Hausvater die Ohren schlackern. Bis Ende Juli respektive so lange Vorrat ist er bei Martel für einen schlanken Zwanziger zu haben. Angesichts der Qualität dieses Cabernets schon fast ein rufschädigendes Schnäppchen.

Enate Cabernet Sauvignon 2013 Somontano DO. 15 %. Martel, St. Gallen. Fr. 20.–. [www.martel.ch](http://www.martel.ch)

DIE  WELTWOCH

# Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.–





Auto

## Der rasende Gentleman

Der Aston Martin DB11 ist der wohl beste Gran Turismo, wenn man das Leistungs-Schönheits-Exklusivitäts-Verhältnis betrachtet. *Von David Schnapp*

In der Liga der begehrtesten Autos spielt Aston Martin fast seit je ganz oben mit. Ein DB5 aus den 1960er Jahren ist ein unverkennbarer, legendärer Charakter, und der neueste DB11 ist das heute schon – und wird es wohl lange bleiben. Dieses Auto ist der wichtigste Aston Martin seit langem, er ist der Wegweiser in die Zukunft der geschichtsträchtigen Marke.

### Aston Martin DB11

Leistung: 608 PS/447 kW, Hubraum: 5204 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 321 km/h  
Preis: Fr. 217 800.–, Testwagen: Fr. 261 320.–



Im Vergleich mit dem bisherigen DB9 ist der DB11 ein komplett neues Auto, und nach ein paar Tagen, die ich in seiner üppigen Lederwelt verbracht habe, lässt sich feststellen: Die Briten haben alles richtig gemacht. Erstens die äussere Erscheinung: Der DB11 ist unverkennbar ein Aston Martin, aber die Linien wurden geschärft und in eine hochästhetische muskulöse Form gegossen, eine Mischung aus Athletik und Eleganz.

### In 3,9 Sekunden von null auf hundert

Zweitens der Antrieb: Statt des bisherigen V12-Saugmotors mit 5,9 Litern Hubraum gibt es nun einen Zwölfzylinder mit Doppelturbo und noch 5,2 Litern Volumen. Damit wird eine hochstehende Kultur der Mühelosigkeit gepflegt, oder, wie der Brite sagt: der *effortlessness*. Ohne physisches oder akustisches Aufhebens eilt der Gran Turismo in 3,9 Sekunden auf hundert und würde bis 321 Stundenkilometer weiterfahren. Allein: Meistens fehlt einem dafür der Mut und der Raum.

Und drittens die Inneneinrichtung: Das moderne, funktionale Cockpit ist sichtbar mit Mercedes-Teilen bestückt, was dem Aston Martin aber keinesfalls schadet – im Gegenteil!

### Präzise wie ein Jedi-Lichtschwert

In sorgfältiger Planung habe ich mir eine Route zurechtgelegt, die zunächst über eine deutsche Autobahn Richtung Tübingen führt, wo der Gentleman-Wagen den Raser in mir zufriedenstellt. Mit zwei Tasten am Lenkrad lassen sich Dämpfung und Motorkennlinie separat in drei Stufen verstellen. Selbst in der Position «Sport+» verliert der DB11 nie seine Haltung, wird aber straff und dynamisch. Bei 250 Stundenkilometern ist es am Steuer immer noch angenehm ruhig und unaufgeregt, schnelle lange Kurven nimmt der Aston mit der humorvollen Gelassenheit eines bekannten britischen Geheimagenten.

Später dann fahre ich über die wunderbaren Landstrassen des Schwarzwalds zurück, und der DB11 klingt (auf Wunsch) kernig, aber nie vorlaut, in der Dämpfereinstellung «GT» wirkt er erstaunlich komfortabel, um gleich danach wieder scharf und präzise wie das Lichtschwert eines Jedi-Ritters durch enge Kurven zu ziehen. Kurz, einen besseren Gran Turismo mit mehr Stil zu diesem Preis gibt es in dieser Leistungsklasse kaum.



«Frisch, sauber, wie neu»: Unternehmer Rojanastien.

MvH trifft

## Krip Rojanastien

Der Chef des «Chiva-Som» in Hua Hin sagt, wie sein Gesundheitsresort im umkämpften Markt an der Spitze bleibt. Von Mark van Huisseling

Wann haben Sie das letzte Mal Ferien gemacht?» – «Das ist schon eine Zeitlang her, ich muss nachdenken. April 2016 war's, ich verbrachte zirka eine Woche auf den Malediven. Ich habe nicht nur Ferien gemacht, es ging auch ein bisschen ums Geschäft.» – «Und wie war's?» – «Ein wenig, wie soll ich sagen, «eindimensional»: Ich war auf einem Atoll, ungefähr 1,2 Kilometer lang, die Unterbringung war luxuriös, und es gab viele Restaurants, ausserdem einen Strand und Wassersportmöglichkeiten... Die Umgebung war makellos, aber künstlich – jemand hat 5000 Bäume auf das Atoll gebracht und dort eingepflanzt, wo es zuvor keinen einzigen Baum gab. Das war ein substanzielles Investment für die Geldgeber aus Europa. Für mich war es gut, zu sehen, was heute alles angeboten wird in der Luxusreisen-Welt.»

Krip Rojanastien ist Chairman und CEO des «Chiva-Som», eines Gesundheits- und Wellnessresorts im thailändischen Hua Hin. Sein Vater Boonchu Rojanastien, ein Politiker – er war stellvertretender Premier- sowie Finanzminister Thailands – und wichtiger Bankier, eröffnete vor über zwanzig Jahren in der Nähe des drei Autostunden südlich von Bangkok gelegenen Seebads das Hotel mit heute 54 Zimmern, Suiten und Pavillons; zuvor hatte sich in

dem 2,8 Hektaren grossen tropischen Garten am Meer ein Ferienhaus der Familie befunden. Das «Chiva-Som» ist nach Angaben der Unternehmensleitung die weltweit führende Adresse für alle, die Antworten auf gesundheitliche Fragen bekommen und ihren Lebensstil ändern möchten; der Name ist Sanskrit und bedeutet «Oase des Lebens». Zu den Stammgästen des Hotels gehören zahlreiche Schweizer, die Mehrheit der Besucher kommt aus Europa. Dieses Gespräch fand im «Baur au Lac» in Zürich statt; Khun Krip, wie man den «Chiva-Som»-Chef anspricht, gibt sein Alter nicht bekannt – nur so viel: «Über sechzig Jahre» –, er ist verheiratet, hat einen erwachsenen Sohn und lebt in Bangkok sowie im Resort in Hua Hin.

«Der Markt für Gesundheits- und Wellnessangebote wächst (eine Zunahme von zirka 60 Prozent zwischen 2008 und 2015, Quelle: BBC). Weshalb?» – «Verschiedene Gründe: Der wichtigste ist das Versagen des Gesundheitswesens. Man wird erst behandelt, wenn man krank ist. Die Leute wollen aber gesund bleiben, also müssen sie sich selber darum kümmern. Weiter steigt der Anteil alter Menschen in den meisten Ländern, und diesen Menschen ist Gesundheitsvorsorge wichtig. Und schliesslich die Verstärkung der Welt und der damit

verbundene stressreiche Lebensstil – Stress ist aber ungesund. Darum suchen immer mehr Leute Orte auf, an denen sie eine stressfreie und gesunde Zeit verbringen können.» – «Es gibt immer mehr neue, wettbewerbsfähige Anbieter, die in den Wellnessmarkt drängen. Wie schaffen Sie es, mit Ihrem Resort an der Spitze zu bleiben?» – «Wir antizipieren die Bedürfnisse unserer Gäste. Wir haben viele *repeaters*, sie besuchen uns jedes Jahr. Natürlich sind ihre Bedürfnisse nicht mehr die gleichen wie vor zwanzig Jahren, aus Fünfzigjährigen sind Siebzighjährige geworden; sie sind nicht krank, aber gebrechlich. Wir bieten laufend zusätzliche Angebote an, die der veränderten Demografie unserer Gäste entsprechen.»

«Die Mehrheit Ihrer Gäste sind Europäer und Australier, einige kommen aus dem Mittleren Osten – aus fremden Kulturkreisen also. Woher wissen Sie, was diese Gäste nachfragen?» – «Wellness ist sozusagen ein gemeinsamer Nenner. Aber dennoch gibt es unterschiedliche Ansätze und Vorlieben, je nachdem woher ein Gast kommt. Europäer beispielsweise sind Behandlungen mit Wasser gewohnt, Europa hat eine Badekultur, also müssen wir ihnen Angebote machen, die mit Wasser zu tun haben. Aber gleichzeitig sind sie offen für *treatments*, die sie noch nicht kennen, der traditionellen chinesischen oder thailändische Medizin zum Beispiel, Ayurveda und so weiter. Es gibt verschiedene Wege, aber das Ziel ist immer dasselbe: Balance von *mind, body and spirit* (Körper und Geist).» – «Zwei Wochen *detox* (Entgiftung) für Körper und Geist – und danach geht der ungesunde Lebensstil weiter. Bringt das was?» – «Klar, es ist einfacher, ein Ziel in einer Umgebung wie dem «Chiva-Som» zu erreichen. Die Herausforderung ist, das Erreichte im Alltag, am Wohnort, wo Routine herrscht und man unter privatem oder geschäftlichem Druck steht, zu halten und weiterführen zu können. Doch erachten wir es als unsere Aufgabe, dabei zu helfen. Wir gehen eine Partnerschaft ein mit unseren Gästen.»

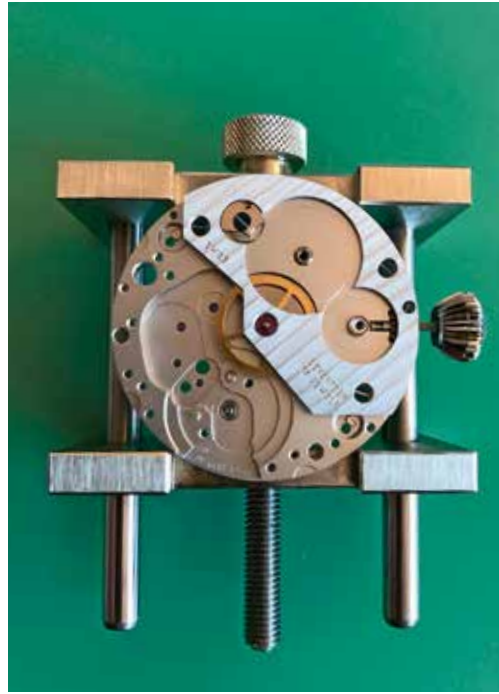
«Was kann das «Baur au Lac» von Ihnen lernen?» – «Das eine oder andere Wellness-Element einbringen vielleicht. Viele Gäste sind Businessleute, sie sind Performance-orientiert und mögen Performance-Fitness-Geräte.» – «Und was kann Ihr Hotel von diesem Schweizer Fünfsternehaus lernen?» – «Wie sie die Wäsche machen. Ich hab was zum Waschen gegeben – und schon nach kurzer Zeit habe ich es wieder zurückbekommen, frisch, sauber, wie neu. Das will ich auch anbieten.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Wir schliessen die Renovierung unseres Resorts ab. Das ist ein grosses Investment. Und wir bauen einen neuen Teil für Gäste, die mehr medizinische Betreuung brauchen.»

Sein liebstes Restaurant: «Grossartig für Roastbeef und Yorkshire-Pudding.» Simpson's in the Strand, 100 Strand, London, Tel. +44 20 78 36 91 12



# Mein Tag als Uhrmacher

Sie möchten Ihre eigene Uhr anfertigen? Bei Les Ambassadeurs in Luzern ist das möglich. Bringen Sie einfach ruhige Hände und ein klares Auge mit. *Ein Erfahrungsbericht von Philipp Gut*



*Ihr Herz schlägt:* Autor mit Uhrwerk.

Zugegeben: Am Anfang war ich ein wenig nervös. Würde es mir gelingen, die filigranen Teilchen aus dem Mikrokosmos der Uhrmacherkunst richtig zusammensetzen und die Uhr zum Laufen zu bringen? Wir treffen uns an einem Samstagmorgen um 9.15 Uhr bei der Boutique des Uhrenhändlers Les Ambassadeurs in der Altstadt von Luzern. Neben mir nehmen fünf weitere Uhrenbegeisterte am eintägigen Kurs teil.

Das Atelier befindet sich im zweiten Stock des historischen Gebäudes am Kapellplatz 5, der Blick schweift in Richtung Schwanenplatz und See. Doch für die spektakuläre Aussicht haben wir kaum Augen, die Konzentration gilt der Präzisionsarbeit, die auf uns wartet. Der Sitz ist ungewohnt tief, die Tischplatte mit den Werkzeugen darauf liegt beinahe auf Schulterhöhe. Das habe zwei Gründe, erklärt Uhrmacher und Kursleiter Michael Haas: Erstens hielten wir so den Rücken gerade, und zweitens seien unsere Augen nah dran am Ort des Geschehens. Wir tragen alle einen Arbeitskittel sowie eine Lupe auf der Stirn.

## Das Uhrwerk nennen sie «Traktor»

Die Uhr, die im Lauf des Tages entstehen soll, liegt in Teile zerlegt in einer Schachtel mit automatisch schliessendem Deckel. Das Uhrwerk stammt von ETA und wird in der Branche «der Traktor» genannt. Diesen liebevollen Spitz-

namen verdankt es seiner Robustheit und der Tatsache, dass es seit der Markteinführung vor fünfzig Jahren zuverlässig läuft und läuft.

Ebenfalls bereit auf dem Tisch liegen die wichtigsten Werkzeuge, etwa die Pinzette, die wie verlängerte Finger eingesetzt wird – so kommt kein Fett auf die Teile. Weiter das Rodico, eine Knetmasse, die dazu dient, Stäubchen wegzutupfen, oder eine Anzahl unterschiedlich dünner Ölgeber. Diese steckt man zwischendurch in Holundermark; es saugt überflüssige Tropfen ab. Verschiedene Putzhölzchen können zum Reinigen, aber auch dazu benützt werden, bestimmte Teile in die richtige Position zu schieben. Wie wichtig eine beinahe klinische Sauberkeit ist, zeigen der Blasebalg, mit dem selbst kleinste Stäubchen entfernt werden können, und die Staubglocke, unter deren Schutz die Uhr während Pausen gelegt wird. Überdies ziehen wir Gummis über die Finger, sobald wir mit den Werkzeugen und Teilen hantieren.

Wir versuchen die sogenannte Kupplungshebelfeder einzusetzen, was mir nicht auf Anhieb gelingt. Beruhigend ist, dass professionelle Uhrmacher stets hilfsbereit zur Seite stehen, falls etwas nicht klappen will. In einem nächsten Schritt montieren wir das Federhaus mit der Zugfeder. Einzelne Komponenten müssen geölt werden, so die Lagersteine. Heute sind dies oft synthetisch hergestellte Rubine, trotz-

dem spricht man noch immer von Edelsteinen («Jewels») und nennt ihre Zahl pro Modell. Bei der Uhr, die wir zusammensetzen, sind es siebzehn. Auch wenn es neue Materialien gebe, sei vieles in der Uhrmacherei wie vor hundert Jahren, sagt der Kursleiter. Zur Tradition gehöre auch das Französische als Fachsprache; wer eine Uhrmacherlehre absolviert, muss jedes Teil im Original-Idiom benennen können. Für mich als Laie ist es so schon anspruchsvoll genug.

Der Anker und das Ankerrad werden epilaminiert, also einer speziellen Oberflächenbehandlung unterzogen. Beides sind Teile, die sich sehr schnell bewegen. Würde man sie mit Öl einschmieren, würde dieses wegspritzen oder verlaufen. Der Anker, erläutert einer der Profi-Uhrmacher, sei ein sehr komplexes Teil, das immer wieder verbessert worden sei. Sein Gegenstück ist das Hemmungsrads – der Name kommt daher, dass es das Ankerrad blockiert und den Kraftverlust hemmt. So kann die Unruh, das Herz des Uhrwerks, die Energie kontrolliert abgeben. Die Unruh, die wir verwenden, hat 18 000 Halbschwingungen pro Stunde. Je schneller die Bewegungen, desto resistenter ist das Werk gegen Schock und Schläge. Zum Vergleich: Die extrem präzisen Quarzuhren schwingen über 32 000-mal – pro Sekunde.

## Die Zeiger speichern das Licht

Vor der Mittagspause ist die Uhr schon so weit zusammengesetzt, dass ich sie aufziehen kann. Ein wichtiger Moment: Jetzt zeigt sich, ob sie läuft. Ihr Herz schlägt.

Was noch fehlt, ist die Oberseite: Zifferblatt montieren, Zeiger befestigen. Diese sind mit einer Leuchtmasse versehen, die das Licht speichert. Die Montage der Zeiger muss äusserst genau erfolgen, der Minutenzeiger muss deckungsgleich sein mit dem Stundenzeiger, sonst würde die Zeit falsch angezeigt. Eingesetzt werden beide mit einem speziellen Werkzeug. Den superfeinen Sekundenzeiger setzt einer der professionellen Uhrmacher ein, die Achse ist so filigran, dass sie sich bei der geringsten Fehlmanipulation verbiegen würde. Der Profi macht das ohne Lupe, der Zeiger sitzt perfekt.

Gleich ist es so weit: Die Komponenten werden nochmals penibel von Staubfetzchen befreit, dann das Gehäuse und der Gehäuseboden angeschraubt. Auf den lächelnden Gesichtern der Kollegen macht sich berechtigter Handwerkerstolz breit. Nun fehlt nur noch das Armband: Ich wähle Schwarz, es könnte auch Weiss, Rot oder Braun sein. Keiner der «Uhrmacher für einen Tag» legt sein Stück in die mitgelieferte Box. Egal, ob einer Omega, Blancpain oder Breguet trägt – die Edelexemplare müssen weichen. Gegen 16 Uhr verlässt jeder das Atelier mit seiner selbstgemachten Uhr am Handgelenk.

Wer selbst einmal eine Uhr zusammensetzen möchte, kann sich anmelden unter [luzern@lesambassadeurs.ch](mailto:luzern@lesambassadeurs.ch) oder 041 227 10 50. Weitere Infos unter [www.lesambassadeurs.ch](http://www.lesambassadeurs.ch)

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man bei roter Ampel über die Strasse gehen, wenn Kinder zugegen sind – oder ist das moralisch verwerflich?

*Martin Schumacher, München*

In der Schweiz wurden schon Rotlichtsünder, die zu Fuss unterwegs waren, von der Polizei gebüsst. Auch in Deutschland, wo Sie leben, können fünf Euro Verwarngeld verhängt werden. Streng genommen, ist der Fall klar: Man darf nicht. Nur wird man in der Regel nicht gebüsst, und wenn, würde das bisschen Münzgeld nicht schmerzen, drum also doch zu Ihrer kindbezogenen Ethikfrage. Ist man mit einem Säugling konfrontiert, darf man gehen – die haben weder von Ampeln noch von schlechten Vorbildern eine Ahnung. Aber alles, was steht und geht, versteht langsam auch: Daher halt bei Kindern ab ein, zwei Jahren. Anders ist die Lage wieder bei den grösseren, etwa Zehnjährigen: Die müssen lernen, wie man sich durch den Grossestadtdschungel schlägt. Dazu gehört, bei roter Ampel über die Strasse zu gehen, ohne sich von einem Auto oder der Polizei erwischen zu lassen – also gehen Sie mit gutem Beispiel voran. *Claudia Schumacher*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«In der Diskussion wird ganz vergessen, was eigentlich der Sinn der Ehe ist.» *Alfred Ribi*

### Vereinigung der Gegensätze

Nr. 27 – «Unterwegs zum Regenbogen»; Matthias Matussek über die Ehe für alle

In der Diskussion, ob eine Ehe zwischen Mann und Frau oder zwischen zwei Gleichgeschlechtlichen oder mehreren Partnern erlaubt sei, wird ganz vergessen, was eigentlich der Sinn der Ehe ist: Es ist die Vereinigung der Gegensätze. Sie ist eines der schwierigsten Probleme des menschlichen Lebens und darum nicht nur ein gesellschaftliches und biologisches Problem, sondern vor allem ein psychologisches Problem. In welcher Form sich dieses stellt, mag dahingestellt sein, wesentlich ist die Arbeit an dieser verdammt schwierigen Aufgabe, die uns bewusster macht und weiterbringt. *Alfred Ribi, Erlenbach*

### F wie Fake

Nr. 27 – «Der maskierte Strategie»; Pascal Décaillet über Gilles Marchand

Wer, wenn nicht ein ehemaliger Mitarbeiter von Gilles Marchand, wäre besser in der Lage, ein Porträt des klammheimlich inthronisierten Nachfolgers vom abgetauchten Roger de Weck zu zeichnen? Einer, der zudem den Mut hatte, die geschützte Werkstätte SRG zu verlassen. Pascal Décailllets aufschlussreiches Bild lässt uns Zwangsgebührenzahlenden ein bisschen Hoffnung, dass der neue Mann an der Spitze unserer Lohnliste die Fähigkeiten hat, der Politik des ausufernden Gigantismus seines Vorgängers Einhalt zu gebieten. Und was bleibt von de Weck in Erinnerung? Bestenfalls der unnötige wie überteuerte Namenswechsel von DRS zu SRF. Vielleicht war der ehemalige «Sternstunde»-Moderator doch ein bisschen Visionär, als er ein F ins Logo einbaute, das hervorragend zu «Fake» passt. *Nicolas W. Oetterli, Egolzwil*

### Welche namhaften Vertreter?

Nr. 27 – «Personenkontrolle»

Die 150-Jahr-Feier der Schweizer Botschaft in Berlin stand nach Angaben des EDA unter dem Motto «Pflege der Beziehung» zwischen Deutschland und der Schweiz. Nach Kenntnisnahme zahlreicher Berichte und vieler Bilder frage ich mich immer noch, ob, und, wenn ja, welche namhaften Vertreter Deutschlands anwesend waren. *Alain Bommer, Sempach*

### Mehr Schweizerin als Türkin

Nr. 26 – «In ihrer kleinen Welt»; Alex Baur über Funda Yilmaz

Die Abhandlung ist ausführlich. Ehre, wem Ehre gebührt. Aber auf einen Punkt wird nicht

eingegangen. Wenn jemand das Schweizer Bürgerrecht wünscht, beantragt oder käuflich erwirbt, was immer auch möglich ist, müsste der Antragsteller das bisherige Bürgerrecht abgeben und sich um das neue bewerben. Es kann niemand auf zwei oder mehr Hochzeiten gleichzeitig tanzen. Und nach 25 Jahren ist Funda Yilmaz mit so viel Wissen und Engagement in der Schweiz mehr Schweizerin als Türkin.

*Hansruedi Schüepp, per E-Mail*

### Die Ozonlöcher werden immer sein

Nr. 26 – «Aufstieg und Fall des Ozonlochs» von Alex Reichmuth

Wissenschaft schafft Wissen – und hofft, dass die Menschheit daran glaubt! So zum Beispiel beim Thema Ozonloch – genauer: bei dessen Bekämpfung. Weil die wenigsten Leute wissen, wie Ozon entsteht, klingt die Story sehr glaubwürdig. Ozon entsteht, wenn UV-Strahlen auf Sauerstoffmoleküle treffen und dadurch die Energie der UV-Strahlung abgebaut wird. Wenn in den Wintermonaten über der Antarktis oder über der Arktis keine Sonneneinstrahlung besteht, bildet sich kein Ozon, und deshalb gibt es dort das Ozonloch. Fazit: Die beiden Ozonlöcher waren immer und werden immer sein!

*Gery Obrist, Kaiseraugst*

### Gutgemeinter Integrationskurs

Nr. 25 – «Ohne Arbeitsintegration wird es sehr teuer»; Markus Kaufmann über Sozialkosten

Skos-Geschäftsführer Kaufmann beschreibt mit vielen Worten, was alles zur besseren Integration von arbeitslosen Flüchtlingen noch getan/ausgegeben werden sollte. In derselben Nummer ist in einem Beitrag von Philipp Gut auf Seite zehn zu lesen: «Wetten, die Verringerung oder Streichung der Fürsorge für Flüchtlinge würde mehr von ihnen zum Arbeiten motivieren als jeder noch so gut gemeinte Integrationskurs?» Im Artikel von Markus Kaufmann wird ein solcher Ansatz leider mit keinem Wort erwähnt.

*Markus Meier, Rorbas*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20							21				
22	23					24	25		26					
27					28					29	30			31
			32	33					34	35				
36		37					38	39						40
41										42				
43							44					45		
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Antiquiertes Kauderwelsch

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Auch im Diminutiv nicht zum Annähen, sondern zum Essen. 8 Terence, sein Name ist nicht Nobody. 11 Alphabetsbeginn plus römische Zwei. 12 Kleiner Segler aus dem Fernen Osten. 14 Firma mit Armbanduhr der kompliziertesten Art, Le Brassus lässt grüssen. 15 Sterne, wie sie über dem alten Rom leuchteten. 17 Jazzmusikers Spezialauftritt. 18 Aufs Kreuz legen, ganz und gar unspornlich. 19 Dann werden die Faulen sprichwörtlich fleissig. 21 Eine Last, die teils zum Unrecht passt. 22 Er wird im Deutschen korrekt mit Freiherr angesprochen. 24 Zeitgeistig gesagt: emanzipiert, konservativ: allein. 27 Von dort aus geht es - indirekt - zum Indischen Ozean. 28 Die Strasse, die in Basel präsentiert. 29 Trinkgefäss in unfertiger Ausführung. 32 Pathum ist damit Provinz und deren Hauptstadt in Thailand. 34 Wenn er vor Getz steht, spielt er Saxophon. 36 Der Segler segelt in England mit ihm. 38 Etwas zum Schieben, das Kellner und Diener kennen. 41 So sind moderne westliche Gesellschaften. 42 Sind sie Unis, denken Franzosen auch an Trump. 43 Nge anhängen und die Zitrusfrucht ist perfekt. 44 Sie, die Voraussetzung für späteres dionysisches Vergnügen. 45 Jene Morgue mit Poes literarischem Doppelmord. 46 Für Kosmologen schlicht unerschöpflich. 47 Dient zur Entwässerung des Bodens.

**Senkrecht** — 1 Mini-Marshallinsel. 2 Fälle, nichts für FBI-Agenten sondern für Touristen. 3 Gemeine Bäume sind es, aber auch heilende. 4 Der Denis mit seinem Vorläufer des Schnellkochtopfs. 5 Belgische Region mit populärer Rundfahrt. 6 Weisse Flüssigkeit aus der Romandie. 7 Tierisches Organ, das manche mögen. 8 Den, genau diesen europäischen Regierungssitz meinen wir. 9 Nauru gehört zu den kleinsten Inseln der Welt. 10 Die Seelen mussten aus dem Fluss trinken, so der griechische Mythos. 11 Materielle Leistung der unfreiwilligen Art. 13 Manchmal rural, manchmal national. 16 Wer das Champagner-Haus Pommery kennt, kennt auch die Stadt. 20 Ein britisches Gefäss aus Glas. 23 Fast schon frevelhaft, sie Möbelstücke zu nennen. 25 Wer etwas vom Leben versteht, will laut Busch so sein, so oft es geht. 26 Diese Brille passt zu dieser Lampe. 28 So südlich gibt es in Portugal nur eine Stadt. 30 Nach Verlassen des Baikalsees heisst der Fluss so. 31 Mit ihnen mähen Bauern. 33 Ein Gewächs nach dem Geschmack von Plinius dem Älteren. 35 Stoff: klein gemustert, aus grobem Garn. 36 Es gibt sie in den Versionen Talk, Quiz oder Late Night. 37 Von hier bis Italien ist es nicht sehr weit. 39 Bei Homer hiess die Hafenstadt Ainos. 40 Weitsichtige Brillenträger haben es dabei.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 525

D	E	L	P	H	I	B	A	H	N	D	A	M	M
F	U	O	C	H	O	A	U	M	I	A			
S	A	C	H	S	E	B	L	A	U	B	A	R	T
K	R	A	U	T	M	E	E	R	K	A	T	Z	E
A	F	I	L	A	T								
A	M	I	N	E	L	L	I	B	A	U			
N	A	M	E	S	U	D	E	L	T	R	E	E	
T	E	I	N	D	I	N	I	L	L	O	I		
L	E	T	E	R	S	C	H	E	I	N	U	N	G
H	E	U	R	E	K	N	E	E	O	L	I		

**Waagrecht** — 1 DELPHI (-n) 5 BAHNDAMM  
11 OCHOA 12 MIA 13 SACHSE 16 BLAUBART  
19 KRAUT 20 MEERKATZE 21 EILAT 22 LEAR  
23 AMINE 25 LIBAU (Bilua) 26 NAME  
27 SUDEL 28 TREE (engl. f. Baum) 30 FEINDIN  
32 ILLO (Pseudonym von Oliver Röss) 34 LET  
(Linearer Energietransfer) 35 ERSCHEINUNG  
39 URAHNE 40 OERE 41 OMI 42 ANNO  
43 INGMAR (Bergman, Stenmark) 44 HEURE  
(franz. f. Stunde) 45 KNEE (engl. f. Knie) 46 OLI

**Senkrecht** — 1 DESK 2 LUCA (Vorname in Italien und Kroatien, dort weiblich) 3 HOSTIE 4 ICE  
5 BOBET 6 AALE 7 NUUK (Hauptstadt Grönlands) 8 AMATEUR (von lat. amator, Liebhaber)  
9 MIRZA 10 MATERIE 14 ARAMAEEER  
15 HUENEN 17 ARTILLERIE 18 BALATON  
20 MALUNS 23 ANFLUG 24 IMITATE 25 LEIHE  
27 SIRENE 29 EINMAL 31 DENAR 33 LIENE (eilen) 36 COOK 37 UOMO (it. f. Mann)  
38 GIRI (Rigi)

**Lösungswort** — **PORTEMONNAIE**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# UPC für Geschäftsleute

Ultraschnelles  
Internet für  
jedes Business

- ✓ 7 x 24 Business Support
- ✓ Installation vor Ort (optional)
- ✓ Modem kostenlos



**BUSINESS INTERNET 500**  
FIBER POWER

- ✓ Ultraschnelles Internet  
mit bis zu 500 Mbit/s

**CHF 47.60/M.**

Nach 3 Monaten CHF 119.-/M.\*



**BUSINESS INTERNET 200**  
FIBER POWER

- ✓ Schnelles Internet  
mit bis zu 200 Mbit/s

**CHF 39.60/M.**

Nach 3 Monaten CHF 99.-/M.\*



**BUSINESS KOMBI 50**

- ✓ Bis zu 50 Mbit/s Internet
- ✓ 1 Rufnummer inklusive
- ✓ CHF 69.-/M.

Jetzt anrufen:  
**0800 678 105** | [upc.ch/business](https://upc.ch/business)

